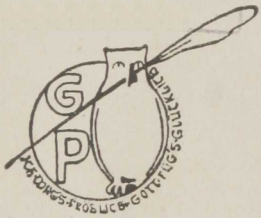
Aus einer verklingenden Welt

Roman

von

Theophile von Bodisco



Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)
1921

Alle Rechte, vornehmlich das der Übersetzung
in fremde Sprachen, vorbehalten

Copyright 1920 by Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel) Berlin

Erstes Kapitel

In der Hochstadt

Die Wandlampen im Saal strömten durch ihre milchigen runden Kuppeln ein sanftes Licht auf die kapriziös geschweiften, unwahrscheinlich lang ausgezogenen Sofas, deren türkisblaue Seide aufleuchtend die Schwesterfarbe der Vorhänge vor Fenstern und Türen grüßte. Noch waren die Vorhänge nicht zugezogen, der frühe Abend stellte sich dunkellila dämmernd vor die hohen Fenster und verschleierte dem Blick die Stadt der roten Ziegeldächer und hohen Kirchtürme, die da unten als eine undeutlich gegliederte, kompakte Masse dalag. Die Welt war still, am Himmel schwarze Wolkenschatten, aus der Tiefe hervorleuchtende Lichter. Es war ein Erwarten der Stunde da, daß der Vollmond aufgehe und über der Welt erstrahle, so daß alles Spitze und Ragende der Architektur wieder Kontur und Schärfe gewänne.

Theodor von Manstaff saß an seinem Lieblingsplatz beim mittleren Fenster und verfolgte von seinem Rollstuhl aus das Auf- und Niederschreiten seines Gastes, Paul von Asserin, eines Vetters seiner Frau, der Petersburg verlassen hatte, um sich hier in der Stadt niederzulassen, und der vorläufig noch bei ihnen lebte. Asserins nicht sehr hohe, eher zarte Gestalt, sein schmales Gesicht mit den feinen Zügen, den tief braunen Augen, dem dunklen Haar, das in der Mitte gescheitelt und an den Schläfen ergraut war, alles das stellte einen anderen Typus dar, als des Hausherrn große, kraftvolle Gestalt, die durch den Mangel an Bewegung leicht ans Kolossale grenzte, als seine großen, plastischen Gesichtszüge, die vollen, breiten Lippen und die hellblauen, runden Augen mit dem offenen Blick. Um diese Gestalt wehte es wie Landluft, ein gewisses plein air war zu spüren, während Asserin umgeben war von der undefinierbaren Atmosphäre der Großstadt, von der gewissen sozialen Höhenluft internationaler und höfischer Beziehungen. Seine lebhafte Rede verriet Horizont, aber auch etwas Schillerndes, leicht Hin- und Hertanzendes. Die schmale, weiße Hand mit den langen Nägeln und dem schönen, alten Saphirsiegelring flog unausgesetzt mit der Zigarette zum Kopf, der ganze Mensch schien in Spannung und Nervosität zu vibrieren.

„So, aber jetzt sprich du," sagte er, vor Manstaff stehen bleibend, „es hat mich so sehr interessiert, daß dein Junge verlobt ist, erzähle davon. Ich möchte am liebsten dies ganze Petersburg und all den

Blödsinn dort vergessen. Was für Menschen sind es denn, diese Ostenhausens?"

Herr von Manstaff sah zu seinem Gaste auf, sah auf den tadellos sitzenden Smoking, die blütenfeine Wäsche, spürte das leichte, frische Parfüm und lächelte unwillkürlich: „Also, wie meinst du, was für Menschen es sind? Ihr Mann war doch dieser Roman Ostenhausen, weißt du nicht, er hat es nie zu etwas Rechtem gebracht, hinterließ der Frau ziemlich wenig Geld, du erinnerst dich doch, sie hieß Blandina?" – „Ich entsinne mich dunkel, ja, ja." – „Sie ist vornehmer als die Ostenhausens. Das ist ja kein so alter Adel, wenn die Familie auch gut ist. Also äußerlich, wie du siehst, nicht viel, das hat Constance auch zuerst arg übelgenommen." – „Aber das Mädchen – Irene?" – „Nun, ich sage dir, reizend, bildhübsch. Natürlich blond, alle Manstaffs heiraten Blonde. Und Charakter hat sie! Ein kleines Fräulein Eigensinn, aber dabei doch ein so gutes Kind. Irgendetwas muß ja in der Frau sein, womit wir kämpfen müssen, sonst wird's ja langweilig, nicht wahr? Ihr Bruder Magnus ist vielleicht etwas extravagant, so hinausschweifend. Aber apart ist ja übrigens Irene auch. Constance findet, daß die Ostenhausens zu anders sind als wir. Anders sind sie auch schon, das stimmt, besonders die Mutter, schon daß sie Blandina heißt. So heißt man doch eigentlich nicht, nicht wahr?" – „Im allgemeinen nicht." – „Ich sage nichts gegen sie, aber mein Fall ist sie nicht, schon in ihren Handlungen nicht; als sie Witwe wurde, trennte sie sich zum Beispiel auf mehrere Jahre von ihren Kindern und zog allein in der Welt umher. Überhaupt macht sie nur, was ihr paßt. Aber man verbeugt sich doch unwillkürlich tiefer vor ihr. Man sieht sie fast nie, so verschleiert, weißt du. Aber ich bin doch kein Lehrling zu Sais . . .? Hans übrigens verehrt sie kolossal." – „Und das ist ein gutes Zeichen. Du weißt, wieviel ich für deinen Jungen übrig habe. Er ist so prachtvoll heil, hat so etwas edel Primitives." – „Hm! In deinen Augen sind wir hier im Grunde alle wohl so ein wenig simpel, was?" – „Viele ja, andere sind schon komplizierter geworden, und das hat der Rasse geschadet." – „Ach, es ist nicht mehr die alte gute Einfachheit hier, weißt du, und zum großen Teil sind aus den Rittern Rechner geworden."

Die Flügeltüren öffneten sich, und Frau von Manstaff stand da, in einem schweren, blauseidenen Kleide mit hellem Einsatz. Sie war nach einer alten Mode hoch frisiert, und ihr immer noch reiches, hellblondes Haar mit dem ganz leicht rötlichen Schimmer war noch

kaum ergraut. Das Gesicht war sehr weiß, mit wenigen Sommersprossen. Die feinen, kleinen Züge verschwammen im Fett der Umrahmung. Die wasserblauen, hellbewimperten Augen traten ein wenig hervor. Es war etwas Physisches um diese Frau, der man die einstige Schönheit noch ansah. „Noch immer nicht gekommen?" fragte sie. – „Noch immer nicht gekommen, meine Gnädigste. Kommen Sie nicht ein wenig zu uns?" – „Was glaubst du denn, Theodor, was ich nicht zu tun habe!" Und Frau von Manstaff rauschte zurück.

„Ja, ja, mit uns geht es abwärts, lieber Paul, nicht nur durch diesen unglückseligen Krieg, auch schon vorher, vorher – es ist nicht mehr das alte Land, unser Land. Es sind nicht mehr die alten Menschen. Die Konstellationen haben sich geändert, es ist alles ein Übergang."

Da schellte es, und die erwarteten Gäste traten ein. Es waren nur Magnus und Irene, die kamen. Das Mädchen hoch und schlank, sehr jung. Das schmale Gesicht war vom schiefgescheitelten, krausen Haar umrahmt, der breite Nasenrücken gab dem Gesicht etwas Kraftvolles, aber der weichgeschnittene, liebreizende Mund hob diese Wirkung fast wieder auf, er hatte etwas so kindlich Reines und Unschuldiges. Dunkelblaue, nicht große, doch tiefglänzende Augen mit festem Blick. Herr von Manstaff streckte ihr die Hände entgegen, zog sie zu sich herab und küßte sie auf die Stirn: „Kleine Ausreißerin, wo bliebst du denn die letzte Zeit? Muß man dich mit Gewalt herholen?"

Magnus war gleichfalls schlank und schmal. Asserin, der zuerst aufmerksam das Mädchen angesehen hatte, wandte sich jetzt ihm zu. Etwas an diesem jungen Menschen überraschte ihn, überhaupt waren die beiden jungen Leute in einer freien und großzügigen Art hereingekommen, und es war, als brächten sie etwas von einer anderen Welt mit sich. Wenn er aber Irene gegenüber sich unwillkürlich gleich als Mann einstellte, denn er ward gewonnen durch ihr Äußeres, so fühlte er in Magnus den Menschen und betrachtete ihn nun mit Kenneraugen. Das aschblonde Haar des jungen Mannes war gewellt und dicht, die Stirn breit und modelliert, die Züge herausgearbeitet und von edlem Schnitt, die Augen groß und von der gleichen tiefblauen Farbe wie bei der Schwester, aber sie hatten einen milderen Blick, etwas nachdenklich Träumerisches. Auch Magnus hatte einen auffallend hübschen Mund mit schöner Zeichnung, in der etwas unsinnlich Ideales lag. Er hatte etwas Ruckweises in seinen Bewegungen,

unmittelbare Schulterwendungen, der Druck seiner Hand war fast krampfhaft. Alles das sah und deutete Asserin. Die beiden jungen Menschen wirkten anregend auf ihn.

„Nun, da seid ihr ja, aber eure Mutter –?" fragte Frau von Manstaff. „Verzeih es, bitte, daß Mama nicht abgesagt hat," Irene errötete im Sprechen, „aber sie konnte nicht kommen." – „Man soll ein Kuvert abtragen", rief Frau von Manstaff dem Diener zu, der wartend dastand. „Sie konnte also nicht kommen? Nun, es war ja keine so feierliche Einladung. Sie hat wohl auch Rheumatismus? Ich habe auch so darunter gelitten jetzt." Die Absage scheint ihr ja willkommen, dachte Asserin, und reichte, wie es abgemacht war, Irene den Arm, indem er seine Cousine und Magnus bat, doch vorauszugehen. Herr von Manstaff im Rollstuhl machte den Schluß.

Die Tafel war schön gedeckt, mit altem, hausgewebtem Leinen, in das das Manstaffsche Wappen eingewirkt war. In den hohen Silberleuchtern brannten die Kerzen. Der Tafelaufsatz aus getriebenem Silber – Amoretten zwischen Weintrauben, ein wenig unsinnig, doch dekorativ – zeigte eine Fülle der schönsten Früchte. Hohe Gläser mit eingeschliffenem Namenszug – alles war schön und gediegen.

Asserin lehnte sich zurück. Er sah durch die großen Fenster ein weites Stück Nachthimmel. Der Mond war nun aufgegangen und beschien den breiten, dunklen Kirchturm, der ragend aus der Stadt emporstrebte und so nahe vor den Fenstern zu stehen schien, als wollte er als großer, dunkler Gast teilhaben an dieser Tafel.

„Wie ist das schön", sagte Asserin. „Wie habt ihr es gut zu leben, so hoch über allem, in eurer schönen Hochstadt! Diese Aussicht, diese Exklusivität eures Lebens. Es ist doch eigentlich unwahrscheinlich, daß es so etwas noch gibt in dieser Zeit! Wie ist dein Tisch besetzt, Cousine: das feinste weiße Brot, Kerzen in den Leuchtern, Wein, und diese Sauce – Krebssauce zum Pfauchen wohl? – Delikat! Ich wittere schon die Herrlichkeiten, die noch kommen sollen. Ja, solche Güter zu haben, wie ihr, das ist schon etwas. Ihr habt es gut, meine lieben Verwandten."

„Selbst ein Fasan schmeckt einem jetzt muffig," sagte Herr von Manstaff, „wenn man so beständig geärgert wird. Überhaupt, was bedeuten diese äußeren Dinge jetzt? Sie sind ja da, aber weiter ist es auch nichts." – „Sie sind eben da, Theodor." – „Kein äußeres Wohlleben hilft uns, wenn die Seele in Dumpfheit dahinleben muß!" rief Magnus. „O," sagte Frau von Manstaff, „und wenn

auch das nicht einmal wäre —? Man muß zu erhalten suchen, was man besitzt." Sie erzählte, wieviel Verdienst ihrem Verwalter zukäme, daß es ihm bisher gelungen wäre, das Gut vor Einquartierung zu schützen, denn diese russischen Soldaten, wenn sie einmal da wären, zerstörten sie ja doch alles. Sie betrügen sich ja hier, als wären sie in Feindesland.

„Ja, und das ist der Dank dafür, daß wir unsere Söhne in den Laufgräben haben", murrte Herr von Manstaff. „Wir sind den Russen nichts als Spione, immer mehr und mehr verfolgen sie uns. Du hast natürlich die Märchenbücher gelesen, die über die baltischen Barone geschrieben sind?" Er berichtete von Haussuchungen, die wieder stattgefunden hatten, sprach von den vielen unschuldig nach Sibirien verschickten deutschen Balten.

„Ja, das ist schlimm", sagte Asserin, der nervös geworden war. — „Und doch ist nicht das das eigentlich Tragische für uns," sagte Magnus nachdenklich, „daß wir so beständig in der Lüge leben müssen, daß wir eigentlich immer heucheln." — „Pas en présence des gens." Frau von Manstaff erhob warnend die Hand.

Magnus hatte sich beim Sprechen vorgebeugt, und seine Augen, die ganz dunkel geworden waren, hatten sich in Asserins Gesicht gebohrt. Jäh unterbrochen, wandte er sich nun Frau von Manstaff zu und starrte auf ihre kleine, gepolsterte Hand, die auf dem Tischtuch ruhte. Sie war von außen sehr weiß, diese Hand, mit Grübchen, voll zartem, blauem Geäder und rosiger Innenfläche. Von der Hand aus sah Magnus ins Gesicht, sah es forschend an, als suche er hier den Menschen. Das, was sich ihm zeigte, erschien ihm puppenhaft und automatenähnlich: der Alltag hat sich über ihr ganzes Leben ausgedehnt, überall hat sich der Meltau angesetzt, dachte er. Fühlt sie etwas von unserem brennenden Leid, denkt sie nicht nur an ihre schönen Sachen, daß die nur nicht beschädigt werden? Er mußte lächeln, wie es ihm einfiel, daß seine Mutter stets ein Unbehagen dieser Frau gegenüber empfand. Zugleich aber, indem er hier eine menschliche Unzulänglichkeit fühlte, stieg in ihm das Mitleid auf. Er beugte sich zu Frau von Manstaff hinüber und sagte ihr etwas Freundliches.

Asserin hatte das Gespräch auf französisch weitergeführt. Er erzählte von der bevorstehenden, inneren Krisis in Petersburg. Ein Volk vertrüge es nicht, auf die Dauer immer geschlagen zu werden. Die zentrale Gewalt erlahme, überall koche und gäre es. Er gab Bilder — den Ministerwechsel, die Ermordung Rasputins, des

großen Abenteurers, von dessen Grab seine Getreuen behaupten, daß es des Nachts leuchte. Er sprach mit leiser Stimme vom Hof und deutete erstaunliche Geschehnisse an, und alle die Bilder, die er gab, zitterten, wie er selbst sagte, wie die Bilder eines schlechten Lichtspieltheaters, sie hätten etwas von dieser unwirklichen Wirklichkeit, nur daß sie sich ganz planlos abzurollen schienen. Er entwarf in wenigen Zügen Porträts von Persönlichkeiten, die heute oben ständen, um morgen spurlos zu versinken. Er sprach lebhaft, und in seinem mageren Gesicht zuckten die Muskeln. Voll Spannung hörte ihm Magnus zu. Er war mit einem Vorurteil hierher gekommen, hatte gefürchtet, einen vorzufinden, dessen Sympathien vielleicht russisch orientiert wären, oder der in lauen, kosmopolitischen Ideen schwämme, und nun sah er einen scharfen, klugen Kritiker, einen, der künstlerisch lebendig schilderte, und er geriet ganz unter seinen Charme. Ihm gefiel dieser Mensch – die Hände, die Gesten, besonders eine: Asserin stützte den Ellenbogen fest auf den Tisch, warf die geballte Faust von sich, deren Finger sich dabei öffneten, es sah aus, als gäbe er damit eine Welt frei. Dann interessierte ihn der schroffe Übergang aus dieser Spannung zur Erschlaffung, das Gesicht konnte auslöschen, die Augen sanken dann halb zu, wurden melancholisch und weich. Eine sensitive, nervöse Natur sprach sich in allem aus. Wie ist das nun, dachte Magnus, spielt er sich nicht dennoch selbst? Fühlt er sich nicht eben in der Funktion seiner Persönlichkeit? Er ist etwas gewesen in der Welt, hat einen hohen Posten ausgefüllt, nun verläßt er sein Schema. Was wird jetzt aus ihm werden? Aber sieht seine Stirn nicht aus, als wohnten dort zarte, ja lyrische Gedanken, die zurückgedrängt bleiben? Diesen Menschen müßte Mama kennen lernen.

„Er kommt noch vor Weihnachten." Frau von Manstaff wandte sich an Irene. „Hat er dir das auch geschrieben?" – „Hans hat mir längere Zeit nicht geschrieben", sagte Irene, und ein tiefes Rot breitete sich über ihr Gesicht. – „So? Ich hatte noch heute einen Brief. Wann hast du ihm denn zuletzt geschrieben?" Die Frage war neugierig, nicht mütterlich gestellt. „Das ist schon lange her." Das Rot auf dem schmalen Mädchengesicht ward noch tiefer. Magnus wandte sich hastig und sah Irene an. Er litt für sie. Jetzt wird sie es sagen, durchfuhr es ihn. Auch Asserin und der Hausherr hefteten ihre Blicke auf Irenens Gesicht. „Ja, aber – aber warum denn!?" rief Frau von Manstaff ganz laut. Irene hatte den Kopf zurückgeworfen, die Nasenflügel bebten: „Weil ich Hans nicht auf russisch Briefe schreiben will." –

„Was? Du beherrschest die Sprache doch viel besser als ich! Man darf ihm doch nicht anders schreiben, er ist doch eben ein russischer Offizier, Irene!?" – „Es ist dann wohl besser, das Schreiben zu lassen", sagte Irene schroff und ungeschickt. „Aber das ist doch unbegreiflich, lieber läßt du Hans ohne Nachrichten, als daß du –!?" Frau von Manstaff verschluckte sich an ihren eigenen Worten, ihre Augen quollen staunend und empört hervor. Herr von Manstaff trommelte auf das Tischtuch: „Ab und zu wird doch wohl ein Gruß geschrieben werden?" meinte er. Irene schwieg. Einen Augenblick nur währte die Pause, aber doch war es, als habe sich eine Kluft aufgetan. Magnus fühlte Irenens Isoliertheit, aber er wußte auch, daß sie eine war, die ihren eigenen Weg gehen mußte, die nie ihre Wahrhaftigkeit verleugnen konnte, und er achtete sie deswegen. Asserin sah aufmerksam in das junge Gesicht und sagte mit einem anknüpfenden Lächeln: „Da muß eben der Bräutigam schon allein und öfter schreiben, um die Beziehungen zu seiner liebenswürdigen Braut zu erhalten." – „Russische Briefe!" rief Frau von Manstaff scharf, „sie werden vielleicht gar nicht geöffnet werden!" – „Nun, nun, Mamachen!" Herr von Manstaff sagte es beruhigend und streifte mit prüfendem Blick Irenens Züge. Da löste sich die Spannung in seinem Gesicht in ein Lächeln: „Nimm eine Birne, Irenchen, da, die große. Ach was, Briefe! Wie man zueinander steht, darauf kommt es an. In unserem Zeitalter des Funkenspruchs wirken vielleicht auch psychisch ganz andere Kräfte. Das solltest du doch wissen, meine Gnädige, das mit der Telepathie? Du, ein so geniales Medium!" – „Was, bist du ein so geniales Medium, Constance?" – „Ja, denke dir, Paul, meine Ahnungen –" Frau von Manstaff errötete freudig. „Ja, auf Constances Ahnungen kannst du dich verlassen, sie fühlt sogar Unannehmlichkeiten voraus, die gar nicht eintreten."

So war die Aufmerksamkeit von Irene abgelenkt. Das Gespräch ward lebhaft, wie immer, wenn mystisches Gebiet betreten wird. Man erhob sich vom Tisch. Im Saal wartete der Kaffee. Zwei Freundinnen der Hausfrau, Nachbarinnen vom Lande, waren auf einen Augenblick gekommen, um nach Constances Wohlergehen zu fragen, im Grunde aber wohl, um Herrn von Asserin zu sehen. Die Hausfrau setzte sich mit ihnen auf das große Sofa. Herr von Manstaff bat Irene, die gewohnte Partie Schach mit ihm zu spielen. Vordem die Partie begann, beugte sich Asserin zu Irene und fragte, ob sie die Absicht habe, auch weiterhin immer so ohne Konzessionen durch das Leben zu gehen? Irene sah ihn ernst und

forschend an. „Aber so laß sie doch," rief Herr von Manstaff, „nun, Kind, Kampf auf Tod und Leben. Wer gewinnt?"

Asserin trat zu Magnus, und sie begannen durch die Zimmerreihe auf und nieder zu schreiten: „Sie sprachen zuerst von der Lüge, Herr von Ostenhausen, und meinten, dies sei das Schlimmste für uns Deutsche während des Krieges?" – „Ja, so ist es. Es ist die ganze Atmosphäre von Lüge, die uns umgibt," sagte Magnus lebhaft, „wir ersticken an der inneren Unfreiheit und Luftlosigkeit! Wer nur irgendetwas auf sich hält, ist doch innerlich von dem Volke abgefallen, das uns beherrschen will, indem es uns erniedrigt. Schon vor dem Kriege war es so. Jetzt aber hat sich unser Verhältnis zum fremden Reiche, dem wir angehören, unerträglich zugespitzt. Aber unser Empfinden darf nie frei ausströmen, unsere Arme sind gelähmt, Taten der Auflehnung wären eben nichts als Donquichotterie. Es gibt für uns nur ein Freiwerden: wir müssen das Deutsche wieder laut und offen bekennen dürfen, müssen eine ganz klare, innere Stellungnahme dazu einnehmen. Der Druck dieser fortgesetzten Lüge zerfrißt die Seele." – „Empfinden wir dem Reiche gegenüber keinerlei Verpflichtung?" – „Doch. So sind wir ja zuerst in den Krieg gegangen, trotzdem wir schon Verfolgte waren. Aber als wir die Gehaßten, Verachteten, Vergewaltigten wurden, als wir nur noch von Zweifel und Verdacht umgeben waren, obwohl wir unsere Pflicht erfüllten, da löste sich uns der Vertrag." – „Gut. Aber was hätten Sie getan, wenn Sie nun doch des Kaisers Rock hätten tragen müssen?"

Über Magnus' Gesicht ging ein Aufleuchten, das Asserin nicht verstand. „Es trat noch in diesen Tagen an mich heran", sagte Magnus, in einem großen und doch verhaltenen Ton. „Nun – und?" – „Ich war zurückgestellt worden, aus Gesundheitsgründen, durfte mein Studium beenden. Nun war ich wieder vor der Kommission. Als ich da vor ihnen stand, empörte es sich in mir, daß diese Menschen, und vielleicht ein Zufall, mein Schicksal in der Hand haben sollten, und da gab ich es mir selbst." – „Erklären Sie mir das, es interessiert mich sehr." – „Ich gab mir selbst das Wort, daß ich, falls ich jenen Rock dennoch anziehen müßte, ich nie, weder einen Eid leisten, noch je auf einen deutschen Soldaten schießen würde. So ward ich frei, als ich beschloß, mich dann durch den Tod zu lösen." Magnus hatte bewegt gesprochen, sein Auge war dunkel strahlend. Asserin fühlte die große Aufrichtigkeit und den Idealismus: der ist wirklich ein Jüngling, dachte er, hell und klar, mit latenter Kraft versehen. „Und als ich das durchlebt

hatte," begann Magnus wieder, „war ich ganz ruhig. Ein wohlwollender Arzt trat für mich ein: ich ward wieder zurückgestellt."

„Aber, lieber Paul, wollt ihr denn gar keinen Kaffee trinken? Und hier ist auch noch ein wenig vom Schellbeerenlikör!" – „Damit ziehst du ja selbst die Toten aus dem Grabe, Cousine." Asserin trat lächelnd an den Tisch und sah sich den neugierigen Augen der Gäste preisgegeben. Magnus hatte seine Kaffeetasse erhoben und trank sie auf einen Ruck aus. Dabei stützte er sich mit dem linken Knie auf einen Sessel, ohne es zu bemerken, wie die Damen sich verstohlen ansahen. An der nun folgenden Unterhaltung beteiligte er sich nicht, sein Blick blieb nach innen gekehrt.

Die Schachpartie war beendet, Irene war besiegt worden und erhob sich mit der Erklärung, nach Hause gehen zu müssen. Auch sie ertrug ein Kreuzfeuer von Blicken der fremden Damen. Die Verlobung war zwar nicht veröffentlicht, jedoch ein offenes Geheimnis.

„Gnädiges Fräulein," sagte Asserin, sich an Irene wendend, „ich habe eine Bitte an Sie. Befindet sich in dem Besitz Ihrer Familie ein kleines Pastell mit einem Grabe? Es stellt das Grab meines Urgroßvaters in Clarent dar. Ich glaube, gehört zu haben, daß Ihr Vater es bei einem Trödler gekauft hat. Darf ich einmal kommen, mir anzusehen, ob es das rechte Bild ist, und es eventuell photographieren zu lassen?" – „Ist es möglich," rief Irene lebhaft, „es hängt in Mamas Schlafzimmer! Es ist ein Grab, und darunter steht Clarent." – „Kommen Sie doch gleich mit uns", schlug Magnus vor. „Aber wenn Ihre Frau Mutter –?" Magnus und Irene tauschten einen Blick. „So zeigen wir es", sagte Irene. Asserin dankte.

Als er vor dem Fortgehen in sein Zimmer ging, hörte er, daß seine Cousine ihm eilig folgte. „Wie findest du sie?" fragte sie. „Wunderhübsch finde ich sie, und ein tapferes, kleines Ding scheint es zu sein." – „Findest du sie so hübsch? Sie sieht doch wie ein Knabe aus?" – „Da hast du mit deinem Scharfsinn wieder einmal das Rechte getroffen, Constance, sie hat wirklich ein stolzes, kleines Pagengesicht." – „Aber ich habe ein Vorgefühl, es bleibt nicht bei dieser Verlobung." – „Das wäre doch sehr zu bedauern. Mir gefallen diese beiden jungen Leute." – „Nun bin ich aber gespannt, was du zur Mutter sagst?" – „Ja, jetzt bin ich schließlich auch gespannt geworden", sagte er fröhlich, aus einer dickbauchigen Kristallflasche ein leichtes, feines Parfüm auf ein frisches Taschentuch tröpfelnd.

Zweites Kapitel

Ein Mondscheingang durch die alte Stadt

Sie durchschritten die stillen, engen Straßen der Hochstadt. Kein Mensch begegnete ihnen. „Um ein paar Jahrhunderte zurück," meinte Asserin, „ganz wunderbar, daß es noch so etwas gibt, solch eine Hochburg einer privilegierten Kaste, die selbst räumlich isoliert ist von der übrigen Menschheit." – „Das eigentlich Privilegierte unserer Kaste ist doch schon lange nur noch in der Idee," sagte Magnus, „keine reale Macht steht dahinter. Wir gehen hier nicht nur mit gefesselten Zungen, das gab uns der Krieg, daß uns die Muttersprache außerhalb des Hauses verboten ward – wir gehen schon lange mit gefesselten Händen umher." – „Denken Sie, heute hatte ich ein ähnliches Bild vor mir, als der gute Vetter Manstaff seine Empörung über die russische Unterdrückung aussprach. Da dachte ich: ja, so ist es mit den deutschen Balten, die Kraft, die Vitalität ist gebunden. Da empfand ich den Vetter als ein Symbol des baltischen Deutschtums."

Sie stiegen nun einen langen Berg hinab, der in die Vorstadt führte, durchquerten eine breite Allee und betraten den Petersplatz. Der Platz war groß, nicht abgeschlossen. Er hatte in seiner Planlosigkeit und Weite etwas, das an russisches Wesen gemahnte. Die Statue des Zaren Peter stand auf roh behauenem Steinblock und blickte zur Bastion und ihren hohen Bäumen hinauf.

„Ich muß über diesen Peter lachen", begann Asserin. „Er ist gar nicht herausgeboren aus schöpferisch-visionärer Phantasiekraft. Nichts drückt er aus vom eigentlichen Gewaltmenschen. Kein Eroberer ist das, das ist eine Gestalt, die eine legere Tanzpose angenommen hat. Vor dem hier empfindet wohl niemand Furcht. Unsere Zeit war so verflacht und empfindungsarm, daß sie allenfalls das Groteske der Verzerrung, kaum aber je wirkliche Kraft und Gewalt wiedergab. Armer Peter, so mißverstanden." – „Und selbst so mißverstehend," erwiderte Magnus leicht dozierend, „er kam mit seinem europäischen Schema und drückte es dem Barbarenreiche auf. Daraus entstehend, daß sich Form und Wesen nicht verschmolzen, wucherte alsobald überall der größte Schematismus, der auch unter anderem schon das Reich zugrunde richten wird." – „Das ist das Haus, in dem wir leben", sagte Irene, indem sie vor einem braunen Holzeckhause stehen blieb. Die Läden waren geschlossen, es sah aus, als schliefe es.

Der erste Eindruck, den Asserin vom Ostenhausenschen Heim empfing, war enttäuschend. Schon, daß es ein Miethaus war, eine Etage bloß, die bewohnt wurde, schien ihm etwas Banales zu haben. Das Dienstmädchen, das die Tür öffnete, sah gleichfalls so gemietet aus, und die Lampe im Vorzimmer hatte gequalmt. Das erste Zimmer, ein langer, schmaler Raum, machte mehr den Eindruck eines Durchgangs. Es kam noch dazu, daß er eben nur durch die trübe Vorzimmerlampe erhellt war. Unwillkürlich mußte Asserin an seine Cousine Manstaff denken, und ein leichtes Unbehagen überkam ihn, so daß er zurückhaltend fragte, ob sie nicht vielleicht doch die gnädige Frau stören würden? Irene ging statt aller Antwort, noch in Pelzjacke und Mütze, durch das Zimmer, auf eine geschlossene Tür zu, öffnete diese weit und rief hinein: „Mama, wir bringen dir einen neuen Menschen mit!" Asserin, durch dies ein wenig brüske Vorgehen befremdet, ging nur wenige Schritte vor. Aus dem anderen Zimmer drang ein bläulich milder Schein, und er hörte eine klingende Stimme fragen: „Einen neuen Menschen, einen wirklich neuen Menschen?" Und so wie er diese Stimme hörte, stellte sich etwas in ihm um, als hätte eine begütigende Hand leicht über seine Seele gestrichen. „Kommen Sie, bitte, Herr von Asserin. Kommen Sie doch", rief Irene lebhaft.

Nun war es, als täte sich eine andere Welt vor ihm auf. Es war ein tiefes Zimmer, behaglich durchwärmt. Auf einem sechseckigen Tische brannte eine helle Lampe, die mit einem bunten, seidenen Schirm abgeblendet war, dessen Farben an katholische Kirchenfenster erinnerten. Soviel er auf den ersten Blick wahrnahm, hingen an den Wänden nur schöne Stiche: der Prophet Jesaja des Michelangelo grüßte ihn als erster. Vom Ruhelager hatte sich Frau von Ostenhausen erhoben und trat ihnen entgegen. Er sah in ein Paar klare Augen, vielmehr sah er nicht in sie hinein, sondern sie sahen wie durch ihn hindurch. Das Gesicht erschien ihm ausgesprochen vornehm, und es kam etwas wie Scham über ihn, daß er im voraus hatte urteilen können. Nun überraschte ihn das Leben. Sie setzten sich, er dachte: aber die Stimme klang mir doch so mild? Er sah, daß die Augen jetzt verschleiert blickten, fast blicklos. Als aber Magnus behutsam und zärtlich den Arm um der Mutter Hals legte und sie küßte, ging in ihrem Gesicht eine Wandlung vor sich, ein neues Gesicht erstand, liebreich, zart, und kam leise näher. Das war das Gesicht mit der milden Stimme. „Das alte Bild?" fragte Blandina, „bringe es doch, Irene." –

Irene drehte sich in der Tür um und sagte: „Ich bin überzeugt, Sie passen prachtvoll zu Mama, ich dachte es gleich."

Wieder lächelte Blandina. Sie wandte ihr Gesicht dem Gaste zu und sagte ohne jede Spur von Verlegenheit: „Irene mag Ihnen ungezogen erscheinen, wenn sie so spricht?"

„Ungezogen, gnädige Frau? Dann ist auch der Frühlingswind ungezogen." Magnus stand vor dem Feuer, so daß er den anderen den Rücken zukehrte, und sagte: „Irene versteht man, oder man versteht sie nicht. Außerdem muß man doch auch etwas sagen können, was nicht üblich und dennoch da ist." – „Was soll ich Ihnen nun von meinem Sohne sagen, Herr von Asserin," fragte Blandina, „er steht da, nimmt uns die Wärme des Feuers und kehrt uns seinen lieben Rücken zu? Vielleicht habe ich mit ihm doch weniger Glück, und Sie finden den Jungen doch ein wenig ungezogen?" Die Herren lachten. Magnus beugte sich zur Mutter und küßte sie wieder. Dann begann er, den bereitstehenden Tee einzugießen.

„Das ist also das Bild." Irene schwenkte es in der Luft. „Was habe ich als Kind nicht alles zusammenphantasiert. Einige Zeit glaubte ich, es wäre Goethes Grab."

Asserin stand auf und stellte sich betrachtend unter die Lampe. „Das Bild hat für uns ja nur Erinnerungswert," meinte Blandina, „nehmen Sie es doch gleich zu sich." Magnus schüttelte den Kopf und zog die Augenbrauen empor. – „Nein," sagte Asserin, „ich habe kein Recht darauf. Wenn ich es nur photographieren lassen darf? Ist es Tatsache, daß Ihr Herr Gemahl es von einem Händler erstanden hat?" Blandine bejahte dies. „So hat das kleine Bild doch sein Schicksal gehabt", sagte Asserin, es fortlegend. „Eine komische rosa Bank, nicht wahr?" fragte Irene. – „Es ist gar nicht komisch, es ist lieb," sagte Magnus, „und ich bin von Kindheit an gewohnt, es in Mamas Schlafzimmer hängen zu sehen."

Sie tranken den Tee. Asserin erzählte auf einige Fragen hin von seinem Großvater. Doch nur zu bald wurde der Rahmen des Persönlichen wieder gesprengt, keine stillen Kreise bildeten sich weiter, das Gespräch erweiterte sich, Weltfragen und Zukunftsfragen von Reich und Heimat berührend. Es verstrich eine Stunde, ehe Asserin sich, Abschied nehmend, erhob. „Ich werde Sie begleiten," sagte Magnus, „es ist Mondschein. Kommst du nicht mit, Mama?" – „Ja, darf ich mitkommen?" fragte Blandina zu

Asserins freudigem Erstaunen. So gingen sie alle drei hinaus in die Mondnacht.

*

Asserin sagte: „Was ist das nun für eine Stadt, durch die wir gehen werden? Tun wir so, als wäre ich ein Fremdling und wüßte nichts von ihr. Ich kannte die engen Straßen der frei emporragenden Hochstadt als Knabe, dann aber schwemmte das Leben mich fort. Denke ich jetzt Stadt, so stehen die großen, breiten Straßen Petersburgs vor meinem inneren Blick. Ich kenne das Leben jener Stadt mit ihrem vielfarbigen Charakter. Jede Stadt ist eine Individualität für sich, wollen Sie mir jetzt diese erschließen?"

„Wir wollen es gern tun," sagte Blandina, „denn es ist ja gerade im Mondschein, daß die Seele der alten Stadt erwacht."

„Seht doch!" rief Magnus, „unsere Schatten! Wie dunkel und deutlich sie uns begleiten, das werden unsere stummen Begleiter sein auf diesem Gang. Nun will der Schatten des Zaren sie verschlucken: warte nur, wir kommen schon wieder hervor. Der große, starke Peter war es ja, der uns unsere alten Privilegien beschworen hat, die Privilegien der baltischen Deutschen, die Polen und Schweden uns schon vorher zugeschworen hatten. Deutsch sollten wir bleiben dürfen, in Sprache, Schule, Kirche und Recht. Aber die Nachfolger Peters, die haben das Wort gebrochen, die haben Treubruch an uns verschuldet!" „Das ist der Lauf der Geschichte", sagte Asserin. „Das ist die schmählichste Vergewaltigung", sagte Magnus.

„Hier stand ein Tor", begann Blandina. „Stellen Sie sich nun jenseits der Bastei die große Stadtmauer vor. Teilweise werden wir ihr noch begegnen. Diese Mauern, Türme und Tore, die Ordensburg oben auf der Hochstadt, sie alle sind erbaut von deutschen Händen. Als der deutsche Orden das Land eroberte, es den Dänen abkaufte und das wilde, heidnische Volk bekriegte, sind sie erbaut worden. Jetzt, da überall die Häuser ihre Augen geschlossen haben und die Läden uns nicht mehr den Blick ablenken, da lesen Sie gewiß überall noch die alte Hansastadt heraus? Das ist der Rathausplatz. Bleiben wir hier stehen. Die Lauben unten am Rathaus sind zugemauert worden. Die nächste Zeit versteht ja nie die vergangene und denkt, daß sie das Recht habe, sich auf ihre Art mit dem Leben auseinanderzusetzen. Sie sind erstaunt über die fremdartige, minarettähnliche Zeichnung des feinen, grazilen

Turmes? Die Menschen waren schon von der Unruhe erfaßt, die sie in fremde Länder trieb, der Geist zog neue Anregungen daraus. Hier ist solch eine im Stein gebunden. Wolken und Abend sollen so schön zur zarten Zeichnung stimmen? Ja, die kleinen, leuchtenden Lämmerwölkchen lassen die Struktur so besonders planvoll und ausdrucksvoll erscheinen. Ist es nicht wunderbar, wie alle die Giebel aufragen? Ich liebe es so sehr, wenn diese giebeltragenden Häuser die Nacht des Himmels durchschneiden. So einfach ist die Linie und doch wieviel Bezug zu Himmel und Raum! Der Himmel erhält dadurch etwas wie Gliederung, der Raum gewinnt durch diese zackigen Einschnitte. Für mich liegt etwas Beruhigendes, ja Naturgemäßes in dieser Zeichnung, es klingt in dem Erinnerungsfeld meiner Seele an, das zeitlos ist. Hören Sie die Stille der Nacht? Ist es nicht märchenhaft, wie allein wir sind in dieser Stille? Mir ist, es erklänge der rhythmische Schritt eines Nachtwächters, er wird in sein Horn stoßen und die Stunden ausrufen, alte, volle, runde Stunden. Sehen Sie, wie die Häuser erwacht sind im Mondschein, das alte eigentliche Leben setzt wieder ein, ihre Seele tut die Augen auf und klagt um altes, verlorenes Leben, der Tag ist nur Alpdruck gewesen. Diese monddurchleuchtete Nacht scheint ohne Anfang und Ende wie alle Schönheit, Ewigkeit liegt in ihr.

Gehen wir weiter. Dies ist die Lange Straße, sie führt in gewundener Linie zur See hin. Sie staunen vor diesem gewaltig hohen, roten Dach? Es ist seltsam, daß die alten Zeiten so mit dem Erdraum sparten. Dort das schöne, gotische Portal gehört der großen Gilde, auch jenes aufgeputzte Haus mit dem Reliefschmuck ist eine Gilde. Es waren die Schwarzen Häupter, die dort ihr Wesen trieben, hier entfaltete das Bürgertum Glanz und Pomp, und es sind auch noch jetzt die Nachkommen der alten Geschlechter, die hier aus- und eingehen."

Ein Ungetüm kam fauchend aus der Seitenstraße hervor und stürmte die Lange Straße hinab. „Achten Sie nicht darauf," sagte Blandina, „das war bloß ein Spuk, der durch unseren Traum ging. Parallel dieser Straße geht die Breite Straße. Wir wollen zur Kirche gehen. Sie sahen den Turm ja schon überall hervorragen. Sehen Sie, wie er von der Basis aus aufsteigt, fühlen Sie die emportreibende Kraft? Köstlich schlank und geschwungen ist diese Linie, wie etwas Geborenes. Legen Sie den Kopf weit zurück, hoch müssen Sie hinaufschauen, um seine Spitze zu erspähen, die hält Kameradschaft mit Himmel, Wolken, Mond, Sternen

und allen Winden, verbrüdert ist sie mit den Bewohnern des Himmlischen."

„Wunderschön," sagte Asserin, „und jetzt spüre ich Seeluft, der Nachtwind trägt sie zu, stark, kräftig, gehen wir jetzt zum letzten Tor, das am Strande liegt?"

„Ja, da ist es. Sehen Sie, es trägt noch das dänische Wappen. Durch wieviel Hände ist nicht unsere Stadt gegangen! Haben Sie eine Vorstellung bei dem Namen Kanud der Große von Dänemark, oder bei Erik dem Vierzehnten von Schweden? Aber ob es nun Dänen waren oder Schweden oder Russen, die deutschen Ritter, Bürger, Kaufleute und Handwerker haben hier ausgehalten auf ihrem Posten, und solange sie nicht vergewaltigt wurden, waren und blieben Seele und Antlitz der alten Stadt deutsch. Dort über die See sind sie einst dahergekommen, die ersten Kolonisten, und seitdem haben sie ihre Heimat hier gefunden. Was für Stürme auch über unser Land gingen, das deutsche Wesen blieb in seiner Grundbeschaffenheit, der Treue, bestehen. Dieses gleiche Wesen lebt ja noch heute, und dennoch —" „Und dennoch?" fragte Magnus, den Arm der Mutter umspannend. Blandina schwieg.

„Nachdem wir nun das schöne Alte durchgeträumt haben," sagte Asserin, „wollen Sie mir nicht etwas sagen, wie sich das Schicksal der alten Stadt späterhin gestaltet hat?" — „Dazu wollen wir nicht wieder zurückgehen in die Innenstadt," sagte Blandina, „sondern hier draußen auf dem Ring bleiben und in die Allee gehen, die um die Altstadt führt."

Sie schritten langsam dahin. Aus dunkler Nähe drang das leise, dumpfe Rauschen der See zu ihnen, als wäre das Wasser bereits schwer von des Winters Kälte. Fast menschenleer war die breite Allee, auf der Straße, die zum Hafen führte, zogen Matrosen daher, schwerfällig gehend, ab und zu einige Töne mit rauher Stimme singend. „Sehen Sie nur, in wie herrlich geschlossenen Gruppen sich die Stadt uns zur Seite aufbaut", meinte Asserin.

„Wir sahen das Rittertum in der Hochstadt, das Bürgertum in der Innenstadt dahinleben," hob Blandina wieder an, „sie lebten aus der alten Zeit in eine neue hinein, lebten ihr eigenes deutsches Leben und hielten daran fest, was von auswärts aus auch Störendes hineingriff. Und doch will es mir scheinen, als wäre in den letzten Jahrzehnten lang ihr Leben einem leichten Dornröschenschlaf vergleichbar gewesen, denn sie sahen das nicht, was

sich außerhalb ihres Lebens entwickelte, und als eine laute Stimme sie aus dem Traume riß, da erkannten sie ihre Welt nicht wieder.

Um die alte Stadt hatte es sich geschlungen wie ein Kranz, wie eine undurchdringliche Mauer von gelben Holzhäusern und Häuschen, eines neben dem andern standen sie da, wurzelnd und daseinsfordernd. Und aus jedem Häuschen blickte es begehrlich hervor, streckte sich eine Hand aus nach alledem, was die alte Zeit den Bewohnern der Hoch- und Innenstadt noch gelassen hatte.

Völker werden reif, sich selbst zu vertreten, das läßt sich nicht hindern, mit keinem Mittel der Welt. Das, was unbewußt unten im Dunkel gewartet, das sich genährt hatte einst an der deutschen Kultur, das schrie nun danach, seinen Meister abzuwerfen. Dazu streckten sich hilfsbereit dem Volke die russischen Hände entgegen.

Daß sich dieses einmal vollziehen werde, war schon lange gewiß, dennoch aber kam es den Deutschen des Landes zu unerwartet schnell, und darin trifft sie ein Vorwurf. Sie hatten den Blick vielleicht zu sehr nach der Vergangenheit zu gerichtet. Alle alten Familien, alle alte Kultur schaut nach rückwärts, das ist auch schön, aber es liegt doch etwas Lebensfeindliches darin und verführt zur Unaufmerksamkeit. Nun, da alles gekommen war, war es zu spät, sich zu wappnen.

Aus dem gelben Häuserringe kamen sie hervor, die neuen Menschen mit den neuen, fremden Gesichtern. Sie drangen ein in die Altstadt, und da jedes Häuschen eine Stimme hatte, erhob sich bald ein lauter Chor, der alle anderen Stimmen übertönte. Sie kamen rücksichtslos daher, die neuen Gesichter, und hatten viele haßerfüllte Gebärden. Sie kamen nicht aus dem Geiste daher, sondern aus dem Begehren.

Die neuen Gesichter — —. Es kann so etwas Schönes liegen in einem aufstrebenden Volke, in dem Willen nach seiner eigenen Lebensgestaltung, aber es darf nicht alles überhastet erreicht werden wollen, denn Früchte müssen reifen, ehe sie abgenommen werden. Daß ein Hervorstürmen da war, bewies Kraft, Jugend und Lebenswillen. Daß aber schonungslos vernichtet werden sollte, was auch sonst noch im Lande blühte und auch seine Lebensberechtigung hatte, bewies eine Unkultur nicht nur des Geistes, sondern auch des Gemütes. Es hätte anders kommen können. — Vielleicht war auch Schuld auf beiden Seiten: es fanden sich die Hände nicht zum Gruß, keiner suchte die Natur des anderen aus der Tiefe heraus zu verstehen.

Ihr Blick ruht auf dem großen, weißen Gebäude, das so, aus der Ferne und im Mondschein gesehen, fast einem Märchenschloß gleicht? Auch das ist etwas wie ein Traum, aber nicht in die Vergangenheit gerichtet, sondern in die Zukunft. Neue Völker tragen ihr Angesicht der Zukunft entgegen. Dies da ist ein Traum von Machtentfaltung, aber noch steht er isoliert da, noch gehen in diesem großen Volkshause keine plastischen Gestalten ein und aus. Das Volk ist so klein, der Traum ist so groß, wo hinaus wird die Erfüllung gehen?

Die Glocken der Weltgeschichte erdröhnten, der Weltkrieg brach an. Um die ganze Stadtanlage mit samt allen Vorstädten schlangen sich mit einemmal gewaltige, eiserne Arme wie eine Umklammerung. Das war die Befestigung der Stadt, weit über die See hinaus. Kasernen, Fabriken, Kriegshafen, Riesenwerke schossen aus dem Boden. Fremde Soldaten, Offiziere mit all ihrem Gefolge von Luxus erfüllten die stillen Straßen. Das alte Gepräge war dahin, man ging wie in einer neuen Stadt. Und alles das, was deutsch war, mußte nun schweigen, es ward bewacht und verdächtigt.

Wenn wir durch dieses Tor da gehen, sehen wir ein Stück Nachtleben, wie es früher nicht war. Sie werden Gesichter sehen von allen Typen des Reiches, das Leben bricht nicht ab in der Nacht, es strömt hier aus den Cafés, aus den Lichtspieltheatern. Wir wollen schweigend hindurchgehen, denn die Laute unserer Sprache stehen uns zu hoch, als daß wir sie uns von niederen Menschen verbieten lassen."

„Leben alle diese grotesken Gestalten," fragte Asserin, „sind es nicht Trugbilder, so überhitzt und unwirklich sehen sie aus?" — „Karikaturen, die fernab sind vom tiefen und guten Leben", sagte Magnus. — „Nein, Magnus," bat Blandina, „wende nicht so verächtlich die Schulter von diesen armen Wesen, denke immer, daß auch sie vom Geschlechte deiner Mutter sind. Fürchte sie, wie ich sie fürchte, aber verachte sie nicht so sehr. Ja, fast wie Todesfurcht ergreift es mich vor diesen geschminkten, rohen, leeren Gesichtern, aus denen Gemüt und Feinheit herausgebrannt ist, in jeder erstirbt etwas vom Geschlecht, sie tanzen einen Totentanz, diese Armen — den Totentanz ihres Weibseins."

Schweigend gingen sie durch das Gedränge und atmeten erst wieder frei auf, wie sie auf dem stillen Rathausplatz standen, bei den träumenden Häusern. „Die Zeit ist ein großer Schmelzofen," sagte Blandina, „anders kommt alles immer wieder heraus, so wissen auch wir noch nicht, was unserer wartet, nach der Feuerprobe,

die wir jetzt durchleben." – „Glauben Sie, gnädige Frau, daß unser Leben zurückgeschmolzen werden könnte zu etwas Neuem und Starkem?"

„Dessen bin ich gewiß, nicht dazu leben wir, um unterzugehen", sagte Blandina.

Asserin schwieg. Die linde und klare Stimmung ergriff ihn. „Wissen Sie, wie es mir zumute war?" fragte er beim Abschiednehmen. „Mir war, als habe der Genius der Stadt mich umhergeführt." – „Noch hält der Genius unserer Heimat sein Antlitz verschleiert", sagte Blandina. – „Mut, Mama, eine starke, gesegnete, eiserne Faust wird ihm vielleicht dennoch den Schleier abziehen."

„Ihre Frau Mutter und die alte Stadt und der Mondschein und die zarten Wolken dort oben am Himmel, die nächtliche Stille und die Tiefe und Weite der vergangenen Zeit, alles hat sich mir zu einer wunderbaren Einheit zusammengeschlossen. Leben Sie wohl, gnädige Frau. Ihnen für diese Stunde zu danken, ist so wenig, aber ich glaube, Sie fühlen es wohl, daß ich fortan der Ihre bin."

Drittes Kapitel

Barbara Rhyn

In einer stillen Straße der Altstadt stand das Haus, das Barbara Rhyn von ihren Eltern geerbt hatte. Weltabgewandt sah es mit nur wenigen unregelmäßig gestellten Fenstern auf die Straße. Trat man ein, empfing einen ein dunkler, hoher Vorraum, in dem geschnitzte Eichenholzschränke standen und große Truhen. Unter der Decke war ein Gemälde in die Wand eingelassen, dessen Farben aber schon so nachgedunkelt waren, daß es unkenntlich war, was es darstellte. Neben diesem Bilde hingen noch einige alte Familienporträts. Eine dunkle, geschnitzte Holztreppe führte zur eigentlichen Wohnung hinauf. Unten befanden sich noch einige Zimmer, die jetzt der Einquartierung abgegeben waren.

Die Wohnung oben war geräumig, doch, da die Fenster fast alle zum Hof hinausgingen, dunkel. Die Zimmer waren wunderlich unregelmäßig in Form und Höhe, bald hoch und groß, bald mit schrägen Wänden und schief gestellten Fenstern, bald lagen sie einige Stufen tiefer, dann wieder mußte man einige Stufen hinaufsteigen. Überall spiegelten einem die dunkel glänzenden

Mahagoniplatten der Tische und Stühle entgegen. Da auch die Tapeten vielfach dunkel und die Wände mit alten Gobelins und verdunkelten Bildern verhangen waren, so war es wohl zu verstehen, daß die neue Besitzerin in alle Räume wenigstens viel künstliches Licht hatte leiten lassen. Unter bunten Seidenschirmen, aus phantastischen Glaslaternen leuchtete nun das schönste, helle Licht wie durch Zauberei hervorgebracht, und die überall verteilten wundervoll farbigen Kissen erhellten auch ihrerseits die allgemein dunkle Färbung der Einrichtung, eine liebliche Mannigfaltigkeit hervorbringend. Die rosenroten, türkisblauen, safrangelben Farbentöne, die stilisierten Muster, die zarten Spitzen, verhießen eine heitere Lebensstimmung, und die duftenden Blumen in den Schalen taten das ihrige dazu. Auf den Tischen lagen Journale und Bücher aus aller Herren Länder, den Anschluß ihrer Besitzerin an die große Welt verratend. Zwar pflegte Barbara zu sagen, daß sie gerade das Gegenteil von dem möge, was die Erbschaft ihr gegeben, sie liebe große luftige Zimmer mit hellen Wänden und leichten Möbeln, sie sähe voll Respekt, doch nicht ohne innere Abwehr auf den ganzen Hausrat, den sie von den Vorfahren übernommen, und dennoch paßte ihre hohe Gestalt mit der schlanken Fülle, den geschweiften Hüften und dem wiegenden Gang durchaus in die ihr zugefallene Umgebung. Ja, auch ihr Kopf mit dem tief rotbraunen Haar, der leicht gelblich getönten Hautfarbe, der etwas großen, ausdrucksvollen Nase, den dunkelbraunen, glänzenden Augen wirkte harmonisch, wenn er aus all der stillen, braunen Abtönung auftauchte. Er hatte etwas an sich, das wohl an die Zeiten gemahnte, da das Haus erbaut worden war.

Barbara war nicht hier im Lande aufgewachsen. Ihr Vater war Arzt in Moskau gewesen und hatte dort eine Frau aus der deutschen Kolonie geheiratet. Die Sommermonate über aber hatten die Rhyns immer am estländischen Strande verbracht. Vor einigen Jahren, kurz nach dem Tode der Frau, war Herr Rhyn gestorben, und sein einziges Kind stand nun allein in der Welt da. Barbara hatte kurzerhand mit Moskau gebrochen und nur die Dinge, an die sich ihr liebe Erinnerungen knüpften, in die alte Stadt gebracht. Sie hatte sich hier, wie sie sagte, ein Nest einrichten wollen, in das sie immer wieder flüchten könne, wenn die Sehnsucht nach Ruhe über sie käme und sie der fremden Länder überdrüssig geworden wäre. Sie hatte es im Sinne, ihr Studier- und Wanderleben noch fortzusetzen, bald in Paris, Berlin oder Wien, die geistigen Anregungen der Zeit in sich aufzunehmen. Sie

hatte das Studium der Philosophie in Paris begonnen und wollte dort den Doktortitel erwerben, da aber war der Weltkrieg gekommen und hatte sie hier im Norden festgehalten. Hier war nun das Leben stiller und beschaulicher verlaufen, als es ihr lieb war. Zwar hätte sie sogleich viel Anschluß gefunden an die ersten Patrizierhäuser der Stadt, sie verkehrte auch in einigen; aber die Empfindung verließ sie nicht, als ob ihre ganze freier strömende Art nicht so recht in die mehr oder weniger festabgeschlossenen Grenzen dieser gesellschaftlichen Lebensform hineingehörte. Ähnlich erging es ihr im Verkehr mit dem Adel, zu dem ihre Gesellschaftsdame, die Baronesse Pontusine von Aschenfels, sie stets überredete. Durch die Kriegszeiten war die Stimmung in der Stadt eine gedrückte, so daß Barbara sich nirgends so recht heimisch zu fühlen vermochte. So wäre sie innerlich wohl recht einsam geblieben, hätte sie nicht im letzten Sommer eine alte Bekanntschaft erneuert. Ihr Vater hatte die Ostenhausens gut gekannt, in einem Sommer hatten Magnus und Barbara noch als Kinder zusammen gespielt, die um einige Jahre jüngere Irene mit zu sich heraufziehend. Nun waren sie sich in der Freiheit der Natur auf langen Seefahrten und Spaziergängen nahegetreten und hatten sich sehr aneinander geschlossen. Es war ein anregender, sorgloser Verkehr geworden, der sich nun auch in der Stadt fortsetzte und von der Baronesse, die weitläufig mit Ostenhausens verwandt war, sehr gut angesehen wurde. Barbara hatte Irene sehr lieb gewonnen, sie bewunderte die Geschlossenheit dieses Charakters. Für Magnus' geistige Entwicklung hatte sie das regste Interesse. Sie waren gleich alt, er schien ihr geistig bedeutend, doch lag in seinem Wesen nicht so viel Festigkeit wie in dem seiner Schwester. Sie verwarf es, daß er die Rechte studiert hatte, sie hatte es ihm vorausgesagt, daß er nie zum Beamten taugen würde; sie befürchtete, daß er durch die Weite seiner Natur und die Mannigfaltigkeit seiner geistigen Interessen überhaupt schwer ein Zentrum finden könne. Aber gerade das interessierte sie. So waren die beiden jungen Ostenhausens für Barbara der einzige wirkliche Verkehr in diesen dunklen Kriegsjahren gewesen.

Auch heute hatte sie sich vorgenommen, die Freunde zum Abend zu sich zu bitten. Sie hatte den Schlitten befohlen und freute sich auf die Ausfahrt. Das Wetter war kalt und klar, in der Nacht hatte es geschneit, die Bäume waren dicht bedeckt mit Schnee, auf den Straßen wurde eifrig geschaufelt. Mattwei, der alte russische Diener, der schon seit Barbaras Geburt in ihrem Elternhause war,

und in dem sie etwas von der Kontinuität ihres Lebens verkörpert sah, packte sie sorgsam in die Felldecke. Barbara sagte dem Kutscher, er solle, ehe er bei Ostenhausens anfahre, sie noch einmal um die Stadt herumfahren.

Die Luft war so köstlich frisch, die Sonne schien so schön, die Kristalle des Schnees blitzten wie Edelsteine, der Himmel schimmerte tiefblau, und die weißen Bäume mit den weichen Konturen hoben sich wie blütengeschmückte Fruchtbäume wundervoll von ihm ab. Barbara trug einen hellen Pelz, ihr Gesicht sah gerötet und zufrieden aus dem Zobel hervor. Ihre Augen grüßten leuchtend die schöne Welt. Ein Gefühl von Lebensfülle drängte sich in ihr zusammen, und aus der Verschwendung ihres Seins heraus rief sie dem Kutscher zu: „Sergei, das Leben ist doch schön." Der Kutscher in seinem wohlausgestopften Mantel konnte nur den Kopf leicht wenden: „Ich höre, Herrin." – „Nein, ich meine, fühlst du es nicht so?" – „Ich weiß nicht." Gesang ertönte, gleichförmiger Gesang. Einige Stimmen hielten die Strophe, der Chor fiel in den Refrain ein:

Leb wohl, du mein Heimatland,
Ihr Freunde, lebt wohl,
Leb wohl, du Geliebte,
Meine Braut, lebe wohl . . .

Da gehen sie hin, die Soldaten, unendlich viele Reihen, alle Typen des großen russischen Reiches ziehen an Barbara vorüber. Welche verschiedenen Gesichter sehen nicht unter den hohen Fellmützen hervor! Da sind die Großrussen des Nordens, der finnische Einschlag zeigt sich an den breiten Gesichtern mit den stark hervortretenden Backenknochen. Dann schmale, dunklere Gesichter mit mandelförmigen Augen, die stammen wohl von weitem her, aus dem Kaukasus. Dort, das sind die stilleren Züge und helleren Augen der Kleinrussen. Hier, diese kleinen, zähen Gestalten mit den unschönen Zügen, das ist eine andere Art Rasse, das müssen Sibirier sein – sie alle hat der große Krieg hervorgezogen und unter die Fahne gerufen. Sie sind schon weite Strecken marschiert, haben Bekanntschaft gemacht mit dem starken deutschen Feinde und dem Tode. Manche von ihnen kennen den Rausch des Sieges, aber viele von ihnen mögen auch schon weit gelaufen sein, um ihr Leben zu retten nach erfolgloser Schlacht. Sie sind gekommen, um „Mütterchen Rußland" und „Väterchen Zar" zu schützen, aber der Krieg hat gar zu lange gedauert, bald wird man schon das Jahr

1917 schreiben. Was macht der Acker zu Hause, ist das Weib auch ordentlich und treu? Sie sind des Krieges müde, sie sind gleichgültig, Apathie drückt sich auf den Gesichtern aus. Das Leben scheint so lang, so eintönig der Alltag, hoffnungslos ist alles. Es ist unmenschlich, stets nur eine Masse zu sein, die vorgeschoben wird vor die Kanonenkugeln! Und warum ist der Krieg erfolglos? Sie waren doch tapfer gewesen? Wer kann das alles ergründen, wer die Gedanken der Heerführer und großen Herren erraten? Es steigen so viele Fragen auf, es ist alles so dunkel.

Leb wohl, du mein Heimatland,
Ihr Freunde, lebt wohl –

Barbaras Augen tauchten bald in ein dunkles, bald in ein helles Augenpaar, und immer, in welche Augen sie auch sah, kam ihr ein Gruß entgegen. Ihr Blick sagte: ach, ihr Armen, und der Blick der Soldaten antwortete: ja, du bist glücklich, du Schöne.

Nun hielt der Schlitten. Barbara lief die wenigen Stufen hinan. Im Vorraum warf sie den Pelz ab und trat rasch in den Saal. Aus dem Nebenzimmer hörte sie Stimmen. Da saßen Magnus, seine Mutter und ein fremder Herr. Irene stand am Fenster. Sie bemerkte Barbara zuerst: „Ach, Barbara, du, wie schön!" rief sie, der Freundin entgegeneilend. Die anderen hatten sich erhoben. Barbara und Blandina reichten sich die Hand, aber es war, als herrsche eine leichte Befangenheit zwischen ihnen, als ginge von Blandina etwas aus, das Barbaras freiströmende Art aufhielt. War es jenes leichte und doch so unabweisbare Mißtrauen, das bisweilen zwischen Frauen auftaucht, war es ein unmerkliches Vortasten, ein Prüfen von Geschlecht zu Geschlecht und ein Erkennen von Fremdheit? „Herr von Asserin", stellte Blandina vor. Barbara wandte sich, und ihr Auge strahlte auf, als sie Asserins geschmackvolle Erscheinung musterte. Unwillkürlich glitt ihr Blick von ihm zu Blandina. „Und das ist Barbara Rhyn," sagte Magnus, „von der wir schon gesprochen haben." – „Ja, Ihre Freunde haben mir schon viel von Ihnen erzählt, gnädiges Fräulein." – „Was habt ihr denn von mir gesagt?" fragte Barbara. „Ich glaube, von mir ist nicht viel auszusagen, Herr von Asserin, ich tue ja so gar nichts Nützliches auf der Welt." – „Sie sind eben da, Barbara", sagte Magnus, dessen Gesicht angeregt aussah. Sie setzten sich. „Ich wollte nur fragen, Magnus," sagte Barbara, „ob Sie und Irene nicht heute abend zu mir kämen?" Magnus sagte bedauernd, daß er heute abend in die Universitäts-

stadt führe, wo er noch einige Geschäfte zu erledigen hätte. „Nun, Barbara," sagte Irene, „was sagst du denn dazu, daß Magnus jetzt nie mehr einberufen zu werden braucht? Du verstehst, daß es für ihn doch etwas ganz anderes gewesen wäre als für alle anderen." Barbara sah liebevoll in das hübsche, schmale Mädchengesicht mit den krausen Haaren an den Schläfen und sagte, Irenen die Wange streichelnd: „Ja, mein Kleines, ich habe es immer gewußt, daß ihr etwas ganz Besonderes seid." Magnus stand da und sah vor sich hin. „Unsere Freunde sind ja so sehr absolut", sagte Barbara, sich an Asserin wendend. „Es sind ja viele von unseren jungen Männern im Felde, und es ist schließlich auch gegangen — aber hier —. Es kämpfen ja viele wohl nur aus Pflicht und Überzeugung." — „Wie denn aus Überzeugung," fragte Asserin, „selbst die Russen kämpfen doch schon lange nicht mehr aus Überzeugung?" Irene wandte sich ihm zu. „Wenn Barbara über solche Dinge spricht, spricht sie wie ein outsider." — „Ich leugne es nicht," sagte Barbara, „mich überkommt bei alledem stets ein Unbehagen. Schon die Tatsache dieses Krieges allein ist so etwas Unüberwindliches. Alles, was Feindschaft ist, alles, was das reine Gefühl verkrampft und verzerrt, ist mir entsetzlich. Ist es nicht so, gnädige Frau, daß wir am Menschlichen zu kurz kommen?" Blandina sah auf ihre Hände hin, die im Schoß lagen, und sagte zögernd: „Aber als lebendige Menschen müssen wir doch irgendwie in diesem Hin und Her eine feste Stellung einnehmen?" — „Ja!" rief Magnus. Asserin sah aufmerksam von Barbara zu Blandina und dann zu Magnus hinüber. „Ach," rief Barbara, eine Bewegung mit den Schultern machend, als schüttele sie etwas ab, „ich fühle mich aber in meiner — wie ihr immer sagt — Neutralität — so herrlich verantwortungslos." Asserin lachte, Magnus sah hinunter, Irene aber zog die Stirn kraus. „Sei nicht böse, Kleines," bat Barbara, sie am Kleide zupfend, „wenn da jemand ist, für den die Welt nicht nur aus Nationalitäten besteht, sondern aus Menschen." — „Jetzt gilt es aber, Freund und Feind zu scheiden," sagte Irene energisch, „wie könnte ein Held, der für sein Vaterland kämpft, so denken wie du? Der Feind muß ihm als Feind hassenswert sein, sonst wäre er ja nur ein Mörder auf Befehl." — „Ja, ja, so ist es", pflichtete Magnus bei. Barbara seufzte und erhob sich, sie schlang den Arm um Irenens Nacken und sagte: „Du und ich, wir zwei wollen doch nicht Schlachten gewinnen? Komm heute abend zu mir, du sollst deine Lieblingsspeisen haben, komm wie ein Sonnenstrahl in mein Alleinsein." Irene konnte sich nicht dem Scharme, der

schon von der rein körperlichen Nähe Barbaras ausging, entziehen, sie mußte unwillkürlich lächeln, aber sie rief drollig verzweifelt: „Ach, wir werden uns doch wieder zanken!" – „Natürlich werden wir das tun, Kind, aber dann wollen wir riesig wohlerzogen sein und uns wieder vertragen." Barbara verabschiedete sich, Irene und Magnus begleiteten sie hinaus. So wie sie gegangen war, sagte Asserin: „Was ist das für eine wundervolle Erscheinung, ein Renaissanceporträt, diese Haare, diese Haut und dazu diese freie, menschliche Art!" Blandina sah herab, schon glaubte er zu viel gesagt zu haben, als er sie leise sagen hörte: „Ja, sie ist wunderbar, herrlich ist Barbara Rhyn." Aber der Ton, in dem sie das sagte, klang seltsam traurig.

„Du dummes Kind," fragte Barbara, „liebst du mich überhaupt ein wenig?" – „Natürlich liebe ich dich, Barbara, darum gerade ärgere ich mich doch fast zu Tode über dich", sagte Irene. – „O – aber du sollst leben!" – „Ja, das will ich auch, aber du solltest dich auch ein wenig ändern, Barbara."

*

Barbara konnte es sich nicht erklären, warum es sie so traurig gestimmt hatte, daß Irene ihr gesagt hatte, sie solle sich ändern. Sie fühlte sich dadurch wie fortgeschoben, das Gefühl der Einsamkeit überkam sie mit alter Heftigkeit, zugleich eine unerklärlich quälende Unruhe, als wären sie und ihr Leben sinnlos. Ihr Stimmungswechsel war so jäh, daß sie sich Gewalt antun mußte, wieder ruhig zu werden und der Welt, die sie soeben noch so bewundert hatte, nicht Ungerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Als sie aus dem Schlitten stieg, war der kurze Wintertag schon verblaßt, frühe Dämmerung breitete sich aus, im Vorraum brannte bereits die große, bunte Laterne. Schnell wollte sie die Treppe zu ihrer Wohnung hinansteigen, da sah sie, gegen die Tür der unteren Zimmer gelehnt, einen jungen Offizier dastehen. Diese Gestalt fiel ihr auf und prägte sich ihr merkwürdig deutlich ein. Er war eher hoch gewachsen, und, obwohl breit in den Schultern, doch schmal in der Taille, eine hohe Fellmütze beschattete ein schmales Gesicht mit schwarzem Schnurrbart und großen, dunklen Augen, die düster unter den zusammengewachsenen Augenbrauen hervorsahen. Die Art, in der er sich gegen die Tür lehnte, die ineinander verschränkten Arme, drückten etwas Nachlässiges und zugleich Stolzes, freilich auch etwas ein wenig Theatralisches aus. Der Anblick war so aus dem gewöhnlichen Rahmen herausfallend, Barbaras

Stimmung noch eine so irritierte, daß sie sich des Lächelns nicht erwehren konnte. Indem sie an ihm vorbeischritt, sprach etwas aus ihr halblaut auf russisch einige Verse aus „Eugen Onegin". Sogleich änderte der Fremde die Haltung, er stellte sich gerade hin, und mit tiefer und klangvoller Stimme sprach er die Verse weiter, und zwar sagte er sie ausdrucksvoll und voll Feuer her. Da blieb Barbara stehen und fragte ihn, ob er wohl auf jemand warte, worauf er erwiderte, daß er nichts weiter haben wolle, als ein Dach über dem Kopfe, er sei drei Tage und Nächte aus dem Kaukasus hergereist, und ein Freund hätte ihm geschrieben, hier einzukehren. „Willkommen denn," sagte Barbara, „ich bin die Besitzerin dieses Hauses, und da Sie also wohl meine Einquartierung sein werden, so fordere ich Sie auf, zu mir heraufzukommen, denn Sie können nicht ewig hier stehen und auf Ihren Freund warten, selbst der wirkliche Onegin dürfte der schönen Pose auf die Dauer überdrüssig werden."

Er verbeugte sich, sah ihr aufmerksam forschend ins Gesicht und folgte ihr. Oben angelangt, bat Barbara Mattwei, dem Fremden ein Glas Tee zu reichen, und forderte diesen auf, es sich bequem zu machen. Als sie draußen ihren Pelz abgelegt hatte und wiederkam, fand sie ihn in einem anderen Zimmer stehen, wo er sich die Gobelins aufmerksam anschaute. So wie er ihren Schritt hörte, wandte er sich lebhaft und starrte sie ganz fasziniert an: „Ich fragte mich eben, wo ich bin? Das ist ja alles wie eine Geschichte aus der alten Zeit: es lebte einmal, es war einmal, wissen Sie —? Und da fragte ich mich, ob nicht auch Sie vielleicht eine Phantasiegestalt wären?" — „Ich glaube, ich lebe", sagte Barbara lächelnd. — „Sie glauben es nur? Das könnte eine Prinzessin aus dem Märchen auch sagen." Mattwei brachte den Tee. „Und Sie bleiben jetzt hier in der Stadt?" fragte Barbara. — „Ja, ich bin verwundet gewesen, habe da unten, auch in Persien, viel gekämpft und soll nun auf einige Zeit einen leichteren Dienst haben." Während er sprach, rührte er seinen Tee und sah immerfort mit neugierigem Blick auf Barbara hin, die sich in einem großen Schaukelstuhl schaukelte. Ihre weite, hellila seidene Bluse leuchtete auf und nieder und stimmte wundervoll zum Kastanienbraun des Haares und dem leichtgelblichen Ton der reinen Haut. Etwas im Blick des jungen Mannes verwirrte sie. Er hatte dunkle, große, von schwarzen Wimpern beschattete Augen, deren Weiß bläulich schimmerte. „Ich habe so unglaublich lange nichts von Kultur gesehen," sagte er wie entschuldigend, „dieses schöne Haus, diese Stille und — eine Frau! Ihr Mann,

ist er ansässig hier in der Stadt?" fügte er hastig hinzu. – „Der ist noch nirgendwo ansässig, denn er existiert noch nicht." – „Sie sind nicht verheiratet?" rief er so erfreut und erstaunt, daß sie lachen mußte. „Verzeihen Sie einem halben Wilden, der ich bin," bat er, „aber ich fühle es, daß Sie ein Mensch sind, da kann ich auch sprechen wie ich denke. In Ihrer Art ist etwas so Freies und Losgelöstes, ich möchte sagen, es ist die Musik der verheirateten Frau in Ihren Bewegungen." Wieder fühlte Barbara seinen starken Blick, der sie, von Kopf bis zu Füßen, abschätzend maß. „Es ist auch jetzt eine größere russische Gesellschaft hier", sagte sie ablenkend. – „Ach, Gesellschaft," sagte er wegwerfend, „das ist mir gleichgültig, da denken die Frauen doch nur an ihre Courmacher und Kleider, und die Männer, wie sie nur höher im Range steigen und sich extra Geschäfte machen können. Gibt es hier Musik in der Stadt?" – „Ja, und gute Musik. Sie sind musikalisch?" – „Ich weiß nicht, was Sie darunter verstehen, ich liebe Musik, ich singe." – „O, das mag ich außerordentlich, dann werde ich Sie bitten, mir einmal vorzusingen." Er sah sich um. Die Tür zum anderen Zimmer stand offen, er sah den Flügel und stand auf. „Wollen Sie singen?" rief Barbara ganz entzückt. Er war schon gegangen. Sie hörte ihn auf dem Flügel präludieren, dann kamen verlorene, weiche Akkorde, und die Stimme setzte ein. So wie die ersten Töne erklangen, war es Barbara, als wäre der ganze Raum erfüllt wie von etwas warm Leuchtendem, das sie überströmte. Der Fremde sang eines jener russischen Zigeunerlieder, die, schwer und getragen beginnend, sich allmählich in schwüle, süße Walzerrhythmen lösen, in denen jedoch noch immer ein Rest von Melancholie beschlossen bleibt. Eine sinnlich verführende Musik war es, ohne Tiefe, doch voll Erweckendem. Wenn Barbara musikalisch gewesen wäre, hätte sie vielleicht diesem Gesange kritischer gegenübergestanden, so aber gab sie sich ihm ganz hin und erschauerte dabei. Sie war wie untergetaucht, ein Wohlsein war es wie in einem warmen Bade. Da hörte sie den Stuhl rücken, der Fremde stand auf.

Jetzt müßte ich ihm meinen Dank und Beifall aussprechen, dachte Barbara, und doch blieb sie sitzen und tat es nicht, denn eine innere Stimme sagte ihr, daß es doch gleichgültig wäre, wenn sie versuchen wollte, diesem Manne gegenüber konventionelle Formen zu wahren. Sie fühlte, daß durch den Genuß dieser wunderbaren Stimme etwas ganz Neues in ihr Leben getreten war. Sie sah auf, sah ihn wartend an der Tür stehen, und da sagte sie: „Sie haben eine Macht in Ihrer Stimme." – „Ich weiß es." –

„Natürlich müssen Sie es wissen, solch eine Stimme wirkt wie ein Glück." – „Wie ein Glück?" Er zog die Augenbrauen in die Höhe. „Ja, sie gibt Glück, so schön ist sie." – „Alles, was schön ist, gibt Glück. Es ist aber noch besser, Glück zu bringen durch seinen bloßen Anblick, ich meine, wie eine schöne Frau es tut." Er machte eine hindeutende Bewegung. „Ist das nicht ein wenig banal?" meinte sie. – „Was heißt das, banal? Ich meinte etwas vollkommen Aufrichtiges. Etwas, das sonst als banal gilt, kann mit einem Male so erfüllt werden, daß es stärker wirkt als das Ausgesuchte. Dieser ganze Intellektualismus, der allein nur für den Kopf gilt, ist doch nicht das, worauf es im Leben ankommt, und womit wir das Leben wahrnehmen. – „Worauf kommt es Ihnen denn an?" – „Auf die Aufrichtigkeit des Augenblicks, das ist das einzig Wirkliche für mich. Darauf kommt es an, wie mein Gefühl sich zu allem verhält, und darum sage ich Ihnen, daß ich Sie, wie Sie so in das Zimmer traten, mit dieser wunderbaren lila Bluse, als etwas so Schönes empfand, daß ich dankbar war. Und das darf ich Ihnen genau so sagen, wie Sie mir das über meine Stimme sagen durften, auch das ist etwas Naturgegebenes."

Bei den letzten Worten war Mattwei eingetreten und wartete respektvoll, bis der Gast aufhörte, zu sprechen, dann meldete er, der Bursche von unten sei gekommen, die Herren Offiziere wären jetzt zurückgekommen. „Ah, das ist gut", rief der Fremde und trat auf Barbara zu. Er reichte ihr die Hand, dann lachte er. „Ja richtig, ich habe ja auch einen Namen: Leonid Wladimirowitsch Rjasin. Ich danke Ihnen für alles." – „Nun, da wir uns kennen," sagte Barbara, „werden wir uns wohl noch sehen? Ich lasse noch heute ein Instrument in Ihre Wohnung tragen." – „Wirklich? Das ist schön, wie soll ich Ihnen danken?" – „Sie sollen gar nicht danken, Sie sollen singen", sagte sie. Er ging. Barbara aber blieb in einer angeregten Stimmung zurück. Sie hatte sich an ihrem Erlebnis erfreut, alle Melancholie war von ihr gewichen.

*

Die Baronesse stand schon steif hinter ihrem Stuhl und wartete, daß die jungen Mädchen zum Abendbrot erscheinen möchten. Sie war, wie immer, grau gekleidet, die grauen Haare waren in zierlichen Löckchen unter einer Samtschleife geordnet, die weißen, gestickten Manschetten und der kleine, weiße Kragen über dem hohen Stehkragen gaben all dem Grau ein wenig Licht. Ihre kleinen Hände mit den alten Ringen waren gefaltet. Es war etwas Weh-

mütiges um diese mageren, alten Hände; sie sahen so aus, als hätten sie gern fassen wollen und hätten doch in die Leere gegriffen. Auf dem feinen, hochmütigen Gesicht drückten sich Entsagung und Empfindlichkeit zu gleichen Teilen aus, beständige Enttäuschungen hatten scharfe Linien um den fest verschlossenen Mund gezogen. Die ganze Haltung, scheinbar eine bescheidene, drückte dennoch den Anspruch auf Beachtung aus. Aus dem Nebenzimmer tönten die jungen Stimmen, das war wieder einmal so durchaus der modernen Jugend entsprechend, daß sie das Alter warten ließ!

Irene und Barbara traten herein. Irene überbrachte der Baronesse Grüße, und sie ward von ihr sogleich lebhaft über die neueste Politik ausgefragt. „Ihr wißt ja alles, ihr seht und hört doch auch Gleichgesinnte", sagte sie und sah dabei über Barbara hinweg. Irene begann zu erzählen, wurde aber bald durch eine ihr fremde Speise so gefesselt, daß sie fragte, wie sie zubereitet werde? Barbara spielte mit der goldenen Fruchtgabel. „Aber Fisch und Champignons, das schmeckst du doch? Und dann die berühmte Sauce. Ach, ich weiß nicht – lieber Mattwei, werden Sie so freundlich sein und mir das Rezept von der Köchin erbitten?" Mattwei verbeugte sich und ging. „Ich könnte mir dich ohne Mattwei gar nicht vorstellen!" – „Ich auch nicht, er ist mein Gewissen." Irene lachte, die Baronesse aber sah zur Decke empor und hüstelte. „Das ist auch eine Auffassung, einen Diener als sein Gewissen zu bezeichnen", meinte sie. Barbaras Augen funkelten belustigt: „Ich weiß, liebste Baronesse, für Sie bin ich doch die ärgste Plebejerin. Trotzdem aber ist Mattwei der taktvollste Mensch, den ich kenne, und ich fühle an seinem Wesen, wenn ich über die Grenzen gegangen bin." – „Fühlten Sie heute vormittag etwas davon?" Barbara lachte und erzählte Irene ihr kleines Erlebnis „Was sagst du dazu?" fragte die Baronesse. „Wer das tun kann", sagte Irene. „Sehr gut", pflichtete die Baronesse bei. „Ich könnte jetzt überhaupt nicht mit Russen verkehren", sagte Irene fest. Die Baronesse nickte. „Herzchen," sagte Barbara, „das sind doch eingemachte Pfirsiche und keine russischen Offiziere, behandle sie doch liebevoller, sie sind aus der Krim und schmecken gut."

Man stand auf, die Baronesse erklärte, daß sie sich zurückziehen werde, womit die jungen Damen wohl gewiß einverstanden wären? Sie ging langsam und mit Würde hinaus, zögernd, als erwarte sie noch, zurückgerufen zu werden. „Komm!" Barbara schlang den Arm um der Freundin Nacken, und sie gingen in den schmalen Salon mit den gelben Kissen und den Gobelins. Im Kamin

brannte ein Feuer, der silberne Samowar sang, es duftete nach den frischen Blumen, die in den flachen Schalen lagen. Die Freundinnen setzten sich auf ein langes Sofa. „Und nun sage mir, was ist es denn mit Hans, wann kommt er?" fragte Barbara. „Zu Weihnachten." – „Bist du selig, Kleines?" – „Ich freue mich, und ich fürchte mich zugleich." – „Warum denn Furcht, ich liebe nicht dieses Wort." – „Wir sind so auseinandergewachsen, Hans und ich." – „Auseinandergewachsen? Dann wachse nur wieder schleunigst zu ihm zurück, solch einen Prachtkerl wie Hans wirst du doch nie mehr finden. Ihr seid als Paar füreinander geschaffen, die Menschheit an eurem Teil zu regenerieren. Wir andern, wir sind alle irgendwie verschroben oder nervös oder belastet, kurzum, nicht normal." Irene schwieg. „Irene, was ist es denn mit Hans?" – „Ach, frage nicht, Barbara, du wirst es nicht verstehen. Er steht nicht so wie Magnus und ich." Barbaras Gesicht wurde ernst. „Kind, mach daraus kein Schicksal!" Irene warf den Kopf zurück. „Das scheidet selbst das, was Gott zusammengefügt hat", sagte sie hart. Barbara faßte sich wie in Verzweiflung an den Kopf. „Selbst in euer Verhältnis sollte die Politik hineinpfuschen?" – „Das ist nicht Politik für mich, das ist der Weg, auf dem die Seele geht. Das ist meine Wahrheit." Irene sagte das mit bebender Stimme, und ihre Augen sahen ganz dunkel aus. Barbara sah, wie die Nasenflügel sich bewegten, der stolze Mund weh zuckte. Mitleid und Bewunderung erfaßten sie, und indem sie Irenens Hand drückte, sagte sie leise „Wie du ihn liebst." – „Lassen wir das." Irene entzog ihre Hand.

Barbara goß den Tee ein und bot der Freundin, die Süßigkeiten sehr liebte, verzuckerte Früchte und Schokolade an. Während sie liebreich um sie bemüht war, hörte man aus dem Nebenzimmer die säuerliche Stimme der Baronesse. „Ach!" rief Barbara und schüttete sogleich von allen Süßigkeiten auf einen Teller und lief damit hinaus. Als sie wiederkam, sagte sie: „Die Arme hat heute einen grauen Tag." – „Ich finde, daß du großartig ihre Grillen erträgst", meinte Irene. – „O, das stört mich doch nicht, ich lasse sie sich abspielen, wie sie nun schon einmal ist, ja, es macht mir sogar Spaß, wenn sie sich immer wiederholt, wie die Melodie einer alten Spieluhr, die zu allen Stunden dasselbe spielt. Ich sehe auch mit Mitgefühl auf sie, solche Wesen werden bald nicht mehr existieren, und daß die Welt solche Menschendämmerung unbedingt so gut ertragen wird, tut mir jetzt im voraus schon leid für diese armen Exemplare." – „Wenn du so sprichst, scheinst du trotz aller

Güte wie kalt." – „Ich kalt?" Barbara lachte, ein aus der Tiefe kommendes Lachen war es. – „Ja, so verstandesmäßig." – „Weil ich die Menschen nicht so stark auf mich wirken lasse? Weißt du es denn nicht, wie sehr ich die an meinem Herzen fühle, die ich lieb habe? Im allgemeinen aber gehe ich von der Voraussetzung aus, daß die Menschen einander doch nicht verstehen. Da lasse ich jeden auf seinem Platz und beanspruche dieselbe Freiheit auch für mich."

Irene sagte: „Eigentlich bist du so sehr allein, Barbara, gerade du mit deinem Bedürfnis nach Zärtlichkeit." – „Vielleicht ist es so. Aber ich bin doch schon so aufgewachsen. Mein Vater, die erste, große Liebe meines Herzens, war von der Menschheit gepackt, er heilte die Kranken, überredete die Gesunden und hatte kaum Zeit für sein Kind. Aber er wies mir die geistige Welt, zu der habe ich mich bisher gehalten." – „Und nun?" – „Es ist mein tägliches Brot gewesen, nun aber bin ich leer. Ich suche." – „Was es wohl sein wird, Barbara?" – „Vielleicht die Arbeit. Ich täte wohl gut, anstatt hier zu sitzen, Schwester zu werden. Etwas ganz Einfaches müßte es wohl sein. Oder aber es ist, daß ich jetzt so weit bin, in die Ehe zu treten. Ja, vielleicht ist es jetzt der Mann, der mir fehlt." – „Als einzige Lösung? Ich glaube nicht, daß für dich alles so einfach sein wird." – „Und vielleicht ist es doch der Mann", sagte Barbara leise. – „Ich mag nicht die Art, in der du das sagst." – „Ich bin von Natur phantasielos, da finde ich keine poetische Formel. Ich kann mir keine Zukunft für mich denken ohne Mann und Kind. Sieh mich nicht so an, als habest du dich in mir getäuscht." – „Gewiß nicht, Barbara, aber ich denke immer, daß du mit deinem Verstande noch etwas geistig Bedeutendes für die Menschheit leisten könntest. Aber, was ist das?" Barbara hatte sich vorgebeugt und lauschte: es war, als töne das Haus. Geheimnisvoll gedämpft klang eine strömende Stimme zu ihnen. „Das ist wohl der Offizier?" fragte Irene; Barbara nickte.

Die Stimme durchschnitt so seltsam ihr Gespräch. Beide jungen Mädchen lauschten gespannt. Als der Gesang verstummte, meinte Irene nicht ohne Zurückhaltung, daß die Stimme dennoch schön wäre. Barbara erzählte, daß der Fremde etwas ungezügelt Naturhaftes und doch Geistiges an sich habe. „Nun, wenn du ihn als Kuriosum auffaßt, gewissermaßen wie ein schönes Tier aus einer Menagerie, dann magst du ja mit ihm verkehren," lachte Irene, „obwohl du nicht vergessen dürftest, daß er einer von den Feinden ist."

Barbara sah vor sich hin, sie schien zerstreut. Da tönte es wieder von unten herauf. Irene sagte: „Von Takt scheint er nicht viel Ahnung zu haben." Als der Gesang verstummte, sagte Barbara langsam: „Wir scheiden Mensch von Mensch und Leben von Leben, haben Formeln und Schemata, aber was hilft das alles, solch ein Lied, solch eine Stimme offenbaren die Urtöne in uns." – „Ich weiß wohl, daß in uns allen noch etwas versteckt ist, aber ich will nichts davon wissen", sagte Irene. „Neulich las ich eine wundervolle Stelle bei Rilke," Barbara sprach, noch immer langsam, „sie geht direkt gegen den menschlichen Verstandeshochmut:

Wie ist das klein, womit wir ringen,
Was mit uns ringt, wie ist das groß,
Ließen wir ähnlicher den Dingen
Uns ganz vom großen Sturm bezwingen,
Wir würden weit und namenlos.

„Ist das nicht schön? Meine Seele schreit oft danach." – „Gar nicht deine Seele", sagte Irene.

Viertes Kapitel

Die Stimme klingt weiter

Als Barbara am nächsten Tage erwachte, war es ihr, als wäre etwas geschehen. Sie schloß die Augen und horchte in sich hinein, aber sie konnte sich auf nichts besinnen. Erst als sie sich angekleidet hatte, verstand sie, daß es die schöne, fremde Stimme war, die in ihrem Unterbewußtsein weitergeklungen hatte. Sie lächelte, als ihr Irenens Unzufriedenheit und die Vorwürfe der Baronesse einfielen. Ja, vielleicht war es unvorsichtig gewesen, daß sie sich so dem Impuls hingegeben hatte, aber was für Konsequenzen sollten denn überhaupt daraus entstehen? Ein schöner und wilder Vogel, der ihr ab und zu vorsingen würde, war in ihr Haus geflogen. Es war so kleinlich, sich immer gegenseitig zu beengen, sie fühlte sich frei und Herrin ihrer selbst.

Am Vormittag begegneten Barbara in der Stadt einige Soldaten. Ein Offizier zu Pferde machte den Beschluß. Seine Haltung fiel ihr auf, er gehörte so auf sein Pferd. Da sah sie, daß es Rjasin war. Er hatte die eine Hand in die Seite gestemmt, den hellen Baschlik um die Schulter geworfen, sein Gesicht sah böse und angespannt unter der hohen Fellmütze hervor. Es lag Ver-

achtung darauf und stolze, schmerzvolle Gleichgültigkeit. Barbara sagte sich mit Interesse, daß das ein Mensch von starkem Gefühle zu sein scheine.

Am Nachmittag fuhr sie spazieren. Es ging eine breite Straße entlang, an der klingelnden Straßenbahn vorüber, die von einem armseligen Gaul gezogen wurde. Der Schlitten flog nur so dahin, bald waren sie im großen Stadtpark, der außerhalb der Stadt an der See lag und noch zum Teil von Peter dem Großen angelegt worden war. Wie schwer und ruhig lag der weiße Schnee auf den Tannen. Die bereiften, kahlen Laubbäume hoben sich zart vom dunklen Himmel ab. Es ging leicht bergan, am kleinen Häuschen vorbei, in dem einst der große Zar gewohnt hatte, auf breitem Wege fort, der unterhalb des Glints dahinlief. Zwischen den hohen Bäumen blinkte die See dunkel hervor. Barbara befahl dem Kutscher herabzufahren. Hier wehte ein kalter Wind, dunkelgrau und drohend lag das große, leichtbewegte Wasser hinter der Schneefläche. Der Himmel war dunkler als der Schnee, heller als die See, so waren es drei Farbentöne, ineinander übergehend, die sich ausbreiteten. Ein Schar schwarzer, krächzender Krähen flog vorüber, wie unwillkommene, dunkle Gedanken. Sie verstreute sich auf der weißen Schneefläche. Die Dämmerung begann, der Wind blies Barbara kalt ins Gesicht. Da bat sie den Kutscher, umzukehren.

Nun hatte sie die Silhouette der Stadt vor sich, die sich dunkel vor ihr hinzeichnete, wie von Künstlerhand entworfen. Schon schimmerten im Hafen Lichter auf, rote und grüne. Ruhig, wie schlafende Riesenkörper lagen die Schiffe da.

Als Barbara zur Stadt zurückfuhr, noch das soeben aufgenommene Bild der See, der Schneeflächen und der Stadt vor dem inneren Blick, fielen ihr die grell leuchtenden Laternen vor einem weißen Hause auf, dessen Wände mit bunten, auffallenden Bildern beklebt waren. Der Kontrast reizte sie. Sie sah, wie sich die Menschen ins Lichtspieltheater drängten, und sie sagte dem Kutscher, daß sie hier aussteigen wolle, daß er aber die Pferde nach Hause brächte, damit sie nicht in der Kälte ständen. Barbara wurde in den langen, dunklen Saal geführt. Die Luft erschien ihr zum Ersticken schwer. Erst nach und nach gewöhnten sich ihre Augen an die Dunkelheit. Vor ihr tanzten die sonderbarsten Figuren. Da kam ein seltsamer Gedanke über sie: es war ihr, als wäre sie hinuntergestiegen in einen Höllensaal, und als säßen hier lauter Verdammte und sähen auf das Widerspiel der Welt da oben auf der

Leinewand. Sie konnte nichts aufnehmen von den Bildern, sah nur Kontur, Bewegung, fand keinen Sinn darin. Da flammte das Licht auf.

Nun sah Barbara, daß ein buntes Gemenge von Menschen sie umgab. Da waren russische Marineoffiziere, anmaßend in ihrem Benehmen, begleitet von ihren Damen, kleinen, teils hübschen, aufgeputzten Figuren. Ab und zu hohe, germanische Gestalten, gleichfalls in Marinekleidung, stolze, langgezogene, kalte Gesichter. Das waren die englischen Offiziere von den Unterseebooten, die im Hafen lagen. Der Gruß, den sie mit den Russen wechselten, war kalt und förmlich. Auch englische Matrosen waren da; sie hatten die Mütze tief in die Stirn gezogen und kamen mit ihren estnischen Mädchen, mit denen sie wohl eine andere Sprache als die Wortsprache vereinigt haben mußte. Deutsche sah Barbara, Esten und Juden, lauter verschieden gebildete Physiognomien, als wäre ein Blatt der Völkergeschichte vor ihr aufgeschlagen. Dann ward es wieder dunkel, und sie bemühte sich, den zappelnden Vorgängen zu folgen.

Wozu bin ich eigentlich hierhergekommen, dachte sie? Es erschien ihr, als sähe jemand sie an. Sie wandte sich und sah, daß Rjasin hinter ihr saß — er grüßte sie. Barbara achtete nicht mehr auf die Bilder. Wie sie alle doch hier hereingekommen waren, von Nord und Süd, von Osten und Westen und von den verschiedensten geistigen Zonen! Wollten sie sich hier zerstreuen, einander finden, die Zeit verlieren? Es erschien ihr sinnlos, daß sie hier saß. Ein alter, deutscher Spruch stand mit einem Male vor ihr:

Ich geh und weiß nicht, wohin,
Ich leb und weiß nicht, wie lang,
Ich sterb und weiß nicht, wann —
Mich wundert's, daß ich noch fröhlich bin!

Barbara stand auf. „Darf ich Sie begleiten?" fragte eine Stimme neben ihr. Sie sah Rjasin ins Gesicht, es war nicht mehr dasselbe Gesicht vom Vormittag, es sah angeregt aus und lächelte. „Ja, gehen wir", sagte sie einfach. „Es ist merkwürdig," begann er, „ich ging hier vorüber, da zog es mich hinein, ich setze mich und sehe, daß Sie gerade vor mir sitzen." — „Es ist in der Tat seltsam," sagte sie, „ich gehe sonst nie in ein Lichtspieltheater." — „Vielleicht, Barbara Antonowna, war es eine anziehende Kraft? Ich habe es wohl in meiner Natur gespürt, daß Sie drin waren?" — „O?" — „Warum nicht? Als sie mich neulich anredeten, dachten Sie,

Sie täten es aus einem freien Entschluß heraus. Wenn Sie es nun aber tun mußten? Wenn es nun etwas ist, das sein mußte, daß ich in Ihr Haus kam?" – „Das klingt ja mystisch", scherzte sie. – „Im Gegenteil," sagte er, und es klang gereizt, wie er sprach, „mystisch ist das nun gerade gar nicht." – „Wir hatten kein Glück mit diesem Stück," sagte sie ablenkend, „haben Sie verstanden, wovon es handelte?" – „Es war wie alle Liebesstücke, voll von Lügen." – „Warum sagen Sie Lügen?" – „Da wurde der ganze Lügenapparat aufgerollt, der stets um die Liebe herum arbeitet." – „So skeptisch stehen Sie zur Liebe?" – „Ich glaube vielleicht mehr an sie als andere, aber ich verstehe darunter das, was sie wirklich ist – das Begehren und nicht alles dieses Drum und Dran, was man ihr umhängt." – „Sie meinen, daß Sie kein Verständnis für den Weg zur Liebeserfüllung haben? Aber je kultivierter ein Volk ist, um so länger wird doch gerade dieser Weg." – „Um so schwächer ist vielleicht der ursprüngliche Appetit geworden. Liebe ist das Beste auf der Welt, aber wir sollen es wagen, sie als das zu bezeichnen, was sie einzig ist – Lust nach dem andern, Hingabe an den andern, der Wunsch, eins zu werden. Hört das Begehren auf, so erlischt der ganze Lügenkomplex herum, und alles fällt auseinander." – „Aber das ist traurig." – „Das ist tragisch, daß wir das gleich voraus wissen, daß das Glück nur so zeitweilig sein wird. Aber um so verzweifelter glühen wir ihm entgegen, um so heftiger ersehnen wir den Trunk, obwohl wir wissen, daß da etwas vom Tode drin ist." Er hatte erregt gesprochen, ging hart neben ihr dahin, so daß zuweilen seine Schulter sie streifte. „Solche Liebe ist Zerstörung", meinte Barbara. Er sagte hierzu nichts. Da fuhr sie fort: „Vielleicht denken Sie doch noch einmal anders darüber!" – „Warum denn, wenn es doch schon so ist!" rief er verächtlich. – „Ich will es nicht leugnen," sagte Barbara, „daß das, was Sie als Liebe bezeichnen, auch etwas Großes ist, aber es liegt in der Liebe doch solch eine gestaltende Kraft, sie ist eine Umwandlerin?" – Er schüttelte den Kopf. „Eine Liebe, die gewesen ist, ist gewesen, wie ein Musikstück, das verrauscht ist." – „Wir werden uns hierin nicht verstehen", sagte sie. – „Wir würden uns sogar sehr wohl verstehen, wenn Sie nur aufrichtig wären." – Sie schwieg, auch er sagte kein Wort mehr, so gingen sie durch die Stadt. Als sie sich ihrem Hause näherten, erzählte sie ihm, daß sie ihn heute gesehen hätte, und daß er böse ausgesehen habe. Er sagte, daß sein Vorgesetzter ihm heute gegen den Willen gegangen sei, und das mache ihn krank, er sei heute in einer Stimmung gewesen, daß

er am liebsten eine Welt zerschlagen hätte. Sie betraten den Hausflur. Sie sah prüfend in sein Gesicht, das wieder einen finsteren Ausdruck zeigte. „Ist der böse Geist wieder da?" fragte sie. Er grüßte militärisch, es zuckte über sein Gesicht, er ging. Langsam stieg sie die Treppe hinan. Am Abend wartete sie darauf, daß er singen würde, aber es blieb alles still.

*

Am anderen Tage wurde Barbara von der Baronesse daraufhin angesprochen, daß sie am Nachmittage mit dem Offizier aus dem Lichtspieltheater gekommen sei. Es geschah sonst nicht, daß sie ungeduldig wurde, aber diesmal regte sich der Trotz in ihr. „Sollte das ein Verkehr werden," fragte die Baronesse streng, „dann möchte ich wissen, was Sie sich dabei denken?" – „Ist denn das etwas, wobei man sich unbedingt etwas denken muß?" – „Das ist ausweichend. Was treibt Sie eigentlich dazu?" Barbara sagte, nicht ohne Absicht, die alte Dame aufzuregen: „Sagen wir, ein kleines, leichtes Lustgefühl!" – „Was bedeutet das wieder?" – Barbara bat: „Wollen wir das ein für allemal abmachen, über diesen Punkt nicht mehr zu sprechen." Die Baronesse wandte sich gekränkt ab.

Als die Dämmerstunde gekommen war und die Glocke ging, wußte Barbara, daß es Rjasin war, der zu ihr kam. Sowie sie in sein schmales Gesicht mit den schwarzen Augen sah, erschien es ihr als das einzig Natürliche, daß er zu ihr kam. Er sagte, daß er ihr einen förmlichen Besuch machen wolle, daß die anderen Offiziere abgereist wären und sich empfehlen ließen, und daß er hoffe, nun der Einzige in den schönen, stillen Zimmern zu bleiben. Zugleich bedankte er sich herzlich für das Instrument, was er wohl am vorigen Tage vergessen habe, da er in schlechter Stimmung gewesen war. Er sprach ruhig, höflich. In dem Augenblicke ging die Baronesse, wohl nicht absichtslos, durch Zimmer. Barbara war es komisch zu sehen, wie sie es vermied, auf den Fremden hinzusehen. Rjasin war aufgestanden und verneigte sich tief. Barbara stellte ihn vor. Fräulein von Aschenfels reichte ihm die Fingerspitzen und ging steif hinaus.

„Wirklich," rief Rjasin, „Sie haben eine Duenna?!" Barbara sagte lachend, daß das eine Konzession an die Gesellschaft wäre. Er schüttelte den Kopf und meinte, daß sie dadurch unnütz belästigt sei. „Nicht im geringsten," sagte Barbara, „sie stört mich ebensowenig wie jener Kronleuchter dort."

„Das zeigt mir, daß Sie noch stärker sind, als ich dachte," sagte er, „um so unnützer aber ist es, daß Sie der Gesellschaft Konzessionen machen." Barbara meinte, daß wir das alle täglich täten. „Und doch," sagte er, „merkt man in diesem Falle, daß Sie keine Russin sind. Eine Russin hätte wohl auch jemanden zu sich genommen, aber es hätte etwas sein müssen fürs Herz, zum Plaudern, zur Gesellschaft. Sie aber, wenn ich recht verstehe, dulden etwas ganz Fremdes neben sich, das Sie weit von sich abhalten." — „Es gibt doch eine Peripherie des Lebens und einen Zentralpunkt. In meine Peripherie kommt vieles hinein, aber das brauche ich doch nicht in mich hineinzubeziehen?" sagte sie. „Jetzt fühle ich wieder die Fremdheit," rief er, ihr in die Augen sehend, „ich fühle die Deutsche und die Fremde — die Distanz." Sie mußte lächeln, als sie erwiderte: „Kultur ist nicht denkbar ohne Distanz, ja, wir könnten folgende Formel aufsetzen: Kultur = Distanzgewinnung. Je älter die Völker werden, um so mehr Distanz haben sie gewonnen, um so mehr herrscht Strukturbildung vor. Je jünger ein Volk ist, um so protoplasmatischer ist es."

Er hatte sich eine Zigarette angezündet, nahm einige Züge und legte sie wieder fort. Er spannte seine langen, sehnigen Hände und faltete sie ineinander. „Gut," sagte er, „das Volk hat aber eine Volksart, von der es nicht läßt, wir Russen werden wohl immer protoplasmatisch bleiben." — „Darin liegt etwas Schönes, Fließendes und Lebendiges, aber zugleich auch eine Gefahr. Nur durch Strukturbildung erhält ein Volk Staat, Gesetz, Führertum." — „Ach, das ist im Grunde der russischen Seele alles gleichgültig. Jeder, der bei uns in das Staatswesen eintritt, wird ein Heuchler", meinte er. — „Das russische Volk hat vielleicht noch nie seinem eigentlichen Wesen gemäß leben können", sagte Barbara. — „Ja, aber wie ist denn dieses eigentliche Wesen?" — „Als Sie gestern sangen," sagte sie, „dachte ich darüber nach. Es liegt so etwas Gefühlsmäßiges in der russischen Kunst, in den Menschen, aber immer etwas, das leicht über die Grenzen geht und Formen sprengt." — „Das ist auch so: wir sind gut und weitumfassend und formlos, oder — wir sind in Form erstarrte, ärmliche Karikaturen." — „Weit," fragte Barbara nachdenklich, „aber wie ist es mit der Tiefe?" — „Die Frage nach der Tiefe kann man bei der Seele doch nicht stellen? Die Seelen sind doch nicht kleine Bassins, die man ausmessen kann? Es gibt eine gewaltige Seele, an der wir alle teilhaben. Die Seele ist doch eine Funktion, je lebendiger sie ist, um so mehr Bewegung ist da." — „Das ist

wieder etwas so Ungegliedertes, so Allgemeines, ich kann mich da nicht einfühlen. Zwar glaube ich auch an den Anschluß unserer Seele ans große Leben, aber jede Seele ist mir doch eine Einheit, sie hat ihre Schätze, ihre Eigenart, ihre Tiefe. Bei uns Deutschen sind die einzelnen Menschen abgegrenzte Seelen – Einheiten, vielleicht doch kleine Bassins, wie Sie sagten. Es ist bei uns alles gestaltet, nicht nur aufs Gefühl gestellt, sondern auch auf die Tat." – „Und auf die Kanonen", sagte er bitter. – „Solange es noch Kanonen geben muß auf der Erde, wäre es töricht, keine zu bauen. Aber das deutsche Volk kämpft doch nicht bloß mit den Kanonen. Dieses Volk, von der ganzen Welt angegriffen, kämpft sich selbst durch, mit zähem Opfermut, jeder muß sich und sein Leben zum Wohle des Ganzen umformen." – „Ich weiß, das deutsche Volk ist tüchtig, auch vor dem Weltkriege war es schon vor lauter Tüchtigkeit und Tätigkeit behext." – „Gott eröffnete die Schöpfung mit der Tat." – „Gott stand das Recht auf die Schöpfung zu, aber vergessen Sie nicht, daß es vor dieser Realität noch etwas gab. Unendlichkeiten zurück liegt es, das Sein, die unendliche Weltseele. Ungeteilt verharrte gut und böse da in diesem Sein." – „Dazu fehlt uns die Beziehung, oder meinen Sie, im Russen läge etwas von dem vorschöpferischen Sein?" – „Hätte ich das gemeint, hätte ich einen guten Gedanken gehabt. Es wird wohl so sein, daß sich in uns stets etwas nach der schönen, ungeteilten Welt der Vorschöpfung sehnt." – „Einst nannte man die Vorschöpfung das Chaos", sagte sie. Er schüttelte den Kopf, sagte aber nichts dazu.

Die Dämmerung war schon tief, Barbara sah Rjasins Gesicht nur noch als eine weiße Fläche, die geheimnisvoll leuchtete.

„Fürs erste weiß ich nur, daß es bei uns zur Wahrhaftigkeit kommen muß", sagte er. – „Auch zur Wahrhaftigkeit des Bösen?" – „Ja, lieber, daß das Böse sich einmal auslebt, als daß es versteckt und voll Heuchelei in den Menschen weiter wuchert. Alle wahrhaftigen Menschen wissen, daß sie gut und böse zugleich sind." – „Ich liebe das in Ihrer Literatur," sagte Barbara, „von Gogol an zieht es sich wie ein roter Faden hindurch: das Barmherzigkeitsgefühl gegenüber dem Menschen. Aber alles das ist jetzt unterdrückt, ach, wohin treibt die Menschheit!" – „Welten zu zerschlagen", sagte er. – „Das ist furchtbar." Barbara stand auf und drehte das Licht auf. Sogleich erstand um sie etwas Gestaltetes. Bunte Kissen leuchteten auf großen Sofas, die ihre alten freundlichen Arme einladend entgegenstreckten. Sie atmete auf. Rjasin hatte sich zurückgelehnt, um seinen Mund war ein

Lächeln, das sie nicht zu deuten vermochte. Von woher kommt dieser Mensch, fragte sie sich? Langsam, zögernd erhob er sich. „Es wurde Licht," sagte er, „Sie haben die Schöpfung zwischen uns gestellt." Zugleich faßte er nach ihrer Hand und küßte sie. „Auf Wiedersehen," sagte sie, „kommen Sie doch zuweilen, um so mit mir zu plaudern." Er sah sie scharf an, dann fragte er: „Wollen Sie das wirklich?"

Barbara blieb in einer seltsamen Stimmung zurück, sie mochte sich keiner Beschäftigung zuwenden, ihr war, als habe sie ihm noch viel zu sagen. Sie streckte sich aufs Sofa aus und schloß die Augen, etwas Wogendes erfüllte sie, sie fühlte die Natur jenes Mannes, wie etwas, das sie zu sich zwang gegen Vernunft und Willen. Barbara hatte früher über Menschen gelacht, die mit offenen Augen träumten; jetzt lag sie selbst so da, und es war ein Reiz für sie, die sich sonst so dem herrschenden Verstande unterworfen hatte, jetzt diesen auszuschalten und sich dennoch gestaltend zu fühlen.

Fünftes Kapitel

Das geopferte Herz

Frau von Manstaff konnte sich nicht satt sehen an ihrem Jungen. Er erschien ihr noch größer und stärker, seine Hände hatten einen noch festeren Druck, die Gesichtsfarbe war dunkler geworden. Prachtvoll sah er aus, im hellen Pelz und der hohen langhaarigen Fellmütze. Er war der Mutter um den Hals gefallen wie ein Knabe, die Tränen rollten ihr unausgesetzt aus den wasserblauen, leicht hervorstehenden Augen. Auch Herr von Manstaff war von Stolz erfaßt gewesen, als er den goldenen Georgsäbel gesehen, als seine Blicke über die so wohl gebildete äußere Erscheinung seines Sohnes glitten. Zugleich aber nahm er auch wahr, daß der Hans sich ein wenig verändert hatte, er beobachtete gewisse kleine Höflichkeitsformen nicht mehr so genau, brachte etwas mit von der scharfen Kriegsluft.

Dabei war er doch derselbe treue Sohn geblieben, trotz all der verschiedensten äußeren Eindrücke. Sogleich erkundigte er sich nach ihren persönlichen Verhältnissen, und als er erfuhr, daß diesmal wirklich eine Einquartierung dem Gute drohe, erbot er sich, hinauszufahren und alles so zu ordnen, daß daraus möglichst wenig Schaden erwachse. „Ja, Junge, tue das, dieser tote Kamerad",

und Herr von Manstaff schlug sich aufs gelähmte Bein, „hindert mich an aller Sorge für das, was einmal doch deines sein wird."

Herrn von Manstaff fiel es auf, daß Hans nicht nach Irene fragte, auch daß er sich so von der Mutter aufhalten ließ und von einigen Verwandten, die gekommen waren, ihn zu bestaunen und auszufragen. So ward es Nachmittag, als er erklärte, nun unbedingt zu Ostenhausens gehen zu müssen. Frau von Manstaff nickte ihrem Manne vielsagend zu und zog die Augenbrauen in die Höhe. Dieser brummte etwas von ungeheuer ungeduldigem Bräutigamsgefühl vor sich hin, worauf Hans die Farbe wechselte. Er ließ sich sorgfältig die Falten hinten an seinem Pelz zurechtziehen. Es schien, als zögere er absichtlich, als kämpfe er mit sich. Dann aber schlug er kurz die Sporen aneinander, grüßte militärisch und ging.

Es war einige Tage vor Weihnachten. Irene hatte Hans wohl erwartet, da es aber schon so spät geworden, nicht mehr an sein Kommen geglaubt. Trotzdem aber zog es sie immer wieder zum Fenster hin. Als sie nun den Schlitten vorfahren und seine breite, hohe Gestalt herausspringen sah, stand ihr Herz fast still und begann dann so unsinnig zu klopfen, daß sie vor sich selbst erschrak. Sie hatte Lust, zu weinen, sich zu verstecken, oder ihm entgegenzulaufen, aber sie ging nur ganz langsam und steif in das Vorzimmer, während es vor ihren Blicken flimmerte. Er aber, ganz überwältigt, schloß sie ungestüm in die Arme und küßte sie. Sie sprachen kein Wort, so bewegt waren sie beide.

Sie waren allein zu Hause. Sie saßen in Blandinas Zimmer. Hans redete. Kein Wort des Vorwurfs, warum sie nicht geschrieben, keine Erklärung, warum auch er es nicht mehr getan. Es schien belanglos geworden zu sein durch das Wiedersehen, oder es griff zu tief in weit Verzweigtes, Verborgenes, daß keines wagte, daran zu rühren. Er sprach viel lebhafter, als es sonst seine Art war, oder war es nur die zurückgedrängte Spannung und Erregung? Er sprach von den wilden, abenteuerlichen Kämpfen in den Karpathen, von den wüsten Schneebergen und all den Gefahren, vom Wunder, daß er bisher immer verschont geblieben war. Er schien es nicht zu bemerken, wie still seine Braut war, er war nur mit seinen eigenen Erlebnissen beschäftigt.

Alles, was er erzählte, stellte sich deutlich wie ein Bild vor Irene hin. Sie sah ihn kämpfen in den hohen Bergen, sah und fühlte alles, und dennoch widerstrebte etwas in ihr, es ganz mit dem Gefühl zu erfassen. Es war etwas Fremdes darin, das außerhalb

ihres Lebens vor sich ging. Auch um Hans war dies Fremde. Wenn er neben ihr saß und sprach, oder wenn er erregt durch das Zimmer ging, oder wenn er sie küßte in einer Art, wie er es früher nicht getan, immer war es da und schob sich zwischen sie und ihn. Auch er mußte es ja fühlen. War es nicht, als wollte er sie zu sich zwingen? Irene fühlte ihn verändert, und als er sie wieder einmal an sich riß und heftig küssen wollte, schob sie ihn von sich, und, noch ganz rot im Gesicht, das Haar verwirrt, stand sie auf und rief: „So geht es nicht weiter, Hans, jetzt sei vernünftig!"

Er lachte. Groß stand er vor ihr, legte ihr die Hände auf die Schultern und schüttelte sie ganz leicht: „Vernünftig? Dazu ist noch viel Zeit da, und wer fragte jetzt danach! Ihr sitzt hier ruhig im Zimmer, da könnt ihr es nicht nachfühlen, wie es uns da draußen zumute ist." – „Doch, das fühle ich sehr wohl." – „Was ist es denn sonst?" Und als sie schwieg, drängte er: „Du sollst es sagen, was ist denn mit dir?" – „Ach Hans!" – „Wie siehst du mich denn an, als wartest du auf etwas?" – „Ich warte auch", sagte sie dunkel. Er fuhr auf: „Hör mal, Irene, ich bitte dich, sei natürlich." Sie wandte sich ab. Er warf sich wieder in einen Stuhl, streckte die Füße aus und blies den Rauch von sich. Irene, noch immer halb abgewandt, fragte leise: „Hans, hast du auch daran gedacht, was wir hier erdulden?" Er sah, daß ihr Gesicht zuckte, warf die Zigarette fort und beugte sich nach vorn: „Sprich, Irene, aber nur darum bitte ich dich, ich bin ein einfacher Mensch, sei du auch einfach und gerade zu mir, ich könnte zwischen dir und mir nichts Pathetisches vertragen." – „Und wenn aber ein Pathos darin liegt?" – „Sprich wie du, nicht wie der große Magnus." – „Unsere Heimat geht zugrunde." Er atmete auf. „Das braucht nicht unbedingt zu sein", sagte er. Da begann sie zu reden.

Nun war er es, der schwieg, und sie, die sprach. Nun setzte sie ihre Welt gegen die seine, sprach von der Ungerechtigkeit, Verfolgung und Unterdrückung, erzählte Persönliches: „Da ist der Bruder vom Lehrer Berg, er und seine Frau hatten all ihr Erspartes den armen Geiseln aus Deutschland zukommen lassen, die nach Sibirien verschleppt waren, da wurden sie als Hochverräter gefangen und per Etappe nach Sibirien verschickt. Die drei kleinen Kinder blieben zurück; die hat der Lehrer Berg zu sich genommen, und die sind doch selbst so arm." Sie erzählte noch vieles andere und gab ihrer Entrüstung vollsten Ausdruck, erklärte ihre vollkommene Loslösung von alledem, was sich jetzt noch als Herrscher des Landes aufspielte. Hans war erfaßt. Er schlug mit der Faust

auf den Tisch und rief: „Dafür kämpfen wir nun, daß es euch so geht. Das ist grauenhaft! An der Front ist ja gar nicht solch ein Kampf und Haß wie hier, da weht eine scharfe, aber reine Luft, hier aber erstickt man!" Er stand auf, faßte Irenens Hand und strich ihr über das krause, helle Haar. Sie fühlte ihn so stark und so nah, und einen Augenblick war es ihr, als müsse sie die Arme um seinen Nacken schlingen und sich ausweinen wie ein Kind. Es strömte von ihm etwas aus, in das hinein sie sich flüchten wollte. Er sagte: „Alles das, Irene, ist zwar schlimm und böse, aber das hat doch nichts zwischen dir und mir zu tun?" — „Doch, Hans, da ist etwas darin, das sich zwischen uns stellt." Er zuckte die Achseln. Irenens Augen waren dunkel, sie wandte ihm ihr ernstes Gesicht voll zu. Er faßte sie und drückte sie heftig an sich. Vielleicht ist doch alles ein Irrtum, durchzuckte es sie, vielleicht darf ich ihn lieben, so wie alles ist? Sehnsucht erfaßte sie, zum erstenmal heute schmiegte sie sich an ihn. So fanden Blandina und Magnus sie. Aber Blandina sah die roten Flecke auf den Wangen ihrer Tochter und das unruhevolle Flimmern in ihrem Blick, und während sie Hans mit herzlicher Freude begrüßte, seufzte sie.

Hans' gutes, schönes Gesicht erstrahlte, und er sprach mit Blandina in einer so zarten und ehrfurchtsvollen Art, daß Irene ihn erstaunt betrachtete. Es war äußerlich alles so, wie es sein sollte.

*

Weihnachtsabend. Eine bläuliche Kälte erfüllt die Luft, Schärfe, Klarheit. In das Dunkel der langen Nächte fällt auch diesmal das heilige Licht. In stummen Scharen ziehen die schweigenden Deutschen in ihre alten Kirchen, deren Glocken sie mit gedämpftem, liebreich tröstendem Klange zu sich rufen. Die altertümliche Kirche in der Hochstadt ist vollgedrängt von Menschen, die vielen Lichte an den hohen Weihnachtsbäumen vor dem Altar erglänzen festlich, erwartungsvolle Kindergesichter, ernst wehmütige Mienen der Erwachsenen, alle sind sie da, erwartend, hoffend.

Die alte Kirche umfängt sie, die gekommen sind, das Evangelium der Liebe und der Verheißung zu vernehmen, trotz der Welt von Haß und Kampf, in der sie stehen. Hoch und friedlich wölbt sie sich über ihnen. An den graubraunen Wänden, die großen, bunten Wappen aus Holz geschnitzt, dazwischen in verblichenen Farben die alten Fahnen verschiedenster Zeiten und Völker, die auch einst lebendig waren, die sich nun aber bloß leise im Wind-

hauch blähen, wie Leichentücher der menschlichen Geschichte, geisterhaft . . .

Die Orgel braust auf, die Stimmen fallen ein, altbekannte Weihnachtslieder ertönen. Irene sitzt zwischen Mutter und Bruder und sieht mit großen Augen auf die Lichte am Baum. Auch sie wartet, jedoch nicht auf die Verheißungen der himmlischen Liebe, sie wartet auf eine hohe Gestalt, die bald auftauchen muß. Sie hat Hans heute nicht gesehen, er ist auf dem Gut seiner Eltern gewesen. Da kommt er. Wie sorgsam er seine Mutter führt, wie die beiden dennoch zusammengehören! Ja, Hans wird immer dahin gehören, wo ihn natürliche Zusammenhänge binden. Wie stolz die Mutter ist, wenn sich die Köpfe nach ihnen wenden. Hans Manstaff, das ist schon ein Name, er hat einen Klang, wie viele Mädchen würden sich glücklich schätzen, ihn zu gewinnen. Irenens Gesicht bezieht sich mit tiefer Röte.

Weissagungen werden laut, seltsam geprägte Worte, Hinausdeutungen über das Elend auf die kommende Erlösung der Menschheit hin, die doch jetzt darniederliegt und sich im Krampfe windet.

Auch Asserin ist in der Kirche, seit vielen Jahren wieder einmal an einem Weihnachtsabend. Die alten Worte und Lieder wirken eigentümlich beruhigend auf ihn. Sie klingen aus einer fernen Welt zu ihm, aus den versunkenen Kindheitstagen. Hager und steif steht der Prediger auf seinem Pult, vor den brennenden Bäumen, er hat etwas von einem Dürerschen Holzschnitt an sich, etwas rührend Primitives und dennoch Durchgeistigtes. Er wurzelt in der Welt, aus der er redet und verkündet, und Asserin neidet ihm die Einfachheit der Seele. Sein Blick schweift die langen Kirchenbänke entlang. Er sieht eine Kette von Menschengesichtern. Gesicht an Gesicht schimmert ihm im Lichterglanz entgegen. Zuerst sah er nur gedankenlos hin, aus seiner inneren Distanz heraus, dann aber erfaßte ihn die große Verschiedenheit, die sich vor ihm auftat. Er sah scharf geschnittene Profile mit heftig zackiger Linie, hingebenden Ausdruck, Versteinerung und Gleichgültigkeit. Zuerst sah er das alles mit dem Interesse seiner latenten Künstlerschaft, dann aber fühlte er, wie sich an diesem heiligen Abend etwas auf dem Grunde seiner Seele löste, so daß sich ihm die Skala der Menschheit auftat und er viele neue Töne vernahm und etwas verstand von der großen Sprache der Menschheit, die er aus den Akzenten und Schriftzeichen der Gesichter herauslas. Ja, es war, als habe eine neue Gnade an seiner Menschlichkeit gerührt, um ihm das Verstehen zu erschließen.

In seinem Absuchen nach den Zeichen des großen Alphabetes blieb sein Blick auf einem Antlitz ruhen. Ein schwarzer, weicher Fellkragen umschloß es sanft. Wie jung sah nicht Blandinas Gesicht noch aus, wie unverbraucht vom Leben. Ihre Seele kannte wohl die weiten Wege der Erinnerung durch die entlegenen Bezirke, ihr Geist hatte Tiefen durchdrungen, aber waren nicht ihre Erlebnisse in der Phantasie gebannt geblieben? Sie gemahnte ihn an jene seltenen Blumen, die an Duft gewinnen, was sie an Frische verlieren.

Irene konnte der Worte des Predigers nicht achten. Wenn sie sich vorbeugte, konnte sie Hans sitzen sehen, aber sie wußte, er würde nicht zu ihr hinüberblicken, da ihr Bund ja noch geheim blieb vor den Leuten. Er hatte gestern von seinen Erlebnissen gesprochen, und sie von den ihren, aber hatten sie dennoch nicht aneinander vorbeigesprochen?

Ihr Herz schlug schneller. Noch heute muß alles klar werden, sagte sie sich. Sie hatte keinen Teil mehr am Gottesdienst. Immer wieder schob sich etwas Ungeheuerliches vor sie und sah sie an . . . Zweifelte sie an seiner eigentlichen Gesinnung? Nein, das war es nicht. Alles, was in den Zwischensphären lag und sie trennte, damit ging nur ihr Verstand um. Auch das war es nicht, daß er hierin den Begriff der Pflicht vielleicht anders erfaßte als sie. Alles das hätte überwunden werden können . . . das war es nicht . . . Ach, sie wußte es jetzt, was es war: der Geist verlangte von ihr vollkommene Wahrhaftigkeit und Bekennung selbst bis zum Opfer. Sie hatte das Dunkel schon die ganze Zeit über in beängstigter Seelenschwüle gefühlt, aber erst soeben an der heiligen Stätte, am heiligen Abend, trat es ganz nackt und deutlich vor ihre Seele, zum erstenmal ward es zu einer Forderung, die durch nichts zu umgehen war.

Sie war eine andere jetzt, ja eine andere war sie geworden seit jenem Tage, da Magnus ins russische Heer hatte einberufen werden sollen. Sie war damals durch ihn und mit ihm gewachsen und wollte nun nicht zurückstehen hinter ihm. Ein jeder von ihnen mußte für seine Treue und Aufrichtigkeit eintreten, bis zum Äußersten, wie die Seele es verlangte . . . Wenn es auch als Verhängnis über ihr wuchs, wenn es sich auch tragisch ausgestaltete für sie und für Hans. Es war größer, als sie beide es waren, ging über die Liebe hinaus. Der Geist hatte an ihre Seele gerührt, und sie mußte antworten. Meinst du es ernst, sprach er, so bringe dein Opfer . . .! Die Lichte waren schon herabgebrannt, die Orgel

brauste, die langen, weißgrauen Fahnen mit dem hellblau verblichenen Kreuz darauf blähten sich ganz leise . . . Der Orgelklang flutete mächtig über sie hin, fortreißend, hinströmend, und sie machte sich bereit, dem zu folgen, was ihre Seele ihr bestimmte . . .

Die schweigenden, dunklen Scharen strömten aus der Kirche. Im Gedränge trafen sich die Manstaffs und die Ostenhausens. Hans' Augen leuchteten auf, als sie Irene streiften, tief neigte er sich vor Blandina. Magnus ergriff Irenens Arm, während Asserin an Blandinas Seite trat.

„Erinnerst du dich der Jahre, Irene, da Mama fort war und wir bei den fremden Verwandten Weihnachten feierten? Wie wir beide in den dunklen Korridor liefen und uns umarmten, als der Weihnachtsbaum brannte?" – „Ich weiß das alles und kann es noch immer Mama nicht verzeihen." Ihre Stimme zitterte seltsam. – „Wir müssen an sie glauben, Irene, aber ich will sie einmal fragen, warum sie uns damals verließ!" – „So heimatlos fühle ich mich heute", sagte sie leise. Er drückte ihren Arm: „Ach, wenn wir doch wieder unsere alte Heimat geschenkt bekommen würden, daß wir frei und aufrecht gehen könnten!" sagte er gepreßt. – „Wenn wir sie nicht wiederbekommen, so können wir nicht mehr hier leben." – „Aber du hast dein Leben doch schon gebunden hier, Irene?" – „Glaubst du, das könnte mich halten?" fragte sie, und ihre Lippen zuckten.

*

Die Bescherung war vorüber. Blandina hatte ihren Kindern so viel Liebes getan, wie sie vermochte. Auf Irenens Platz stand ein weißer Rosenstrauß von Hans, er sah einer Hochzeitsgabe gleich.

Als es Zeit war, zu Tisch zu gehen, kam Hans. Er erzählte von der Bescherung zu Hause, die sonst eigentlich nur ein Fest für die Leute sei; aber diesmal habe er zwei Tische voll Sachen bekommen, so daß er eine ganze Kompanie damit ausrüsten könne. Bei Tisch ging die Unterhaltung hin und her, Irene verhielt sich schweigsam. Nach dem Essen setzten Blandina und Magnus sich in den Salon, und Hans und Irene blieben allein im Saal zurück.

„So, und jetzt zündest du noch einmal für mich einige Lichte an, und dann sitzen wir zusammen, wie wir hoffentlich im nächsten Jahre als Mann und Frau zusammen sitzen können."

Irene steckte die Lichte auf und entzündete sie. „Wie schön," sagte Hans, „wie friedlich."

„Sie sagen etwas, die Lichte, Hans, hör, was das erste Licht spricht: die ganze Welt ist dunkel und wirr, aber es gibt deswegen

dennoch eine Klarheit. Das zweite Licht sagt: die Klarheit kann jetzt nur noch in dir sein, nicht in der Welt."

„Gib mir einen Kuß, Irene." Er stand neben ihr, da hielt ihn etwas in ihren Augen ab, so daß er sagte: „Du bist gespenstig, zum erstenmal erinnerst du mich ein wenig an deine Mutter, eine andere Irene steht da."

„Ja, eine andere Irene," sagte sie traurig, aber fest, „und als diese muß ich es sagen: es muß Klarheit zwischen uns werden."

Er hatte sich gesetzt. Sie stand und sah ihn nicht an, während sie sprach. Wie fühlten sie beide deutlich, daß sich etwas zwischen sie geschoben! Er seufzte, alles das war ihm so unbehaglich, am liebsten hätte er das alles ausgewischt und sie an sich gezogen, aber er wußte, das durfte er jetzt nicht tun. „Du hast schon neulich so zu mir gesprochen, Irene, daß ich erstaunt war. Was willst du nun heute am Weihnachtsabend —? Du machst so, als hätte ich Schuld an irgend etwas?" — „Wir stehen nicht auf demselben Grund, Hans."

Er bekam einen roten Kopf: „Auf welchem Grund stehe ich denn deiner Ansicht nach?"

„Es ist mir so furchtbar ernst, Hans. Ich wollte dir verbunden sein in allem, wie aber kann ich mich eins mit dir fühlen, wenn ich weiß, daß du nicht so fühlst und denkst wie ich? Du weißt es, ich bin krank von namenlosem Haß gegen unsere Unterdrücker, es sind unsere Feinde, und du, du mußt ihre Uniform tragen! Wie kann ich da mit dir empfinden, wenn ich weiß, daß du anders fühlst? Du kämpfst gegen das, was mir heilig ist, gegen das Deutsche. Mein Gebet geht doch immer dahin, daß ihnen der Sieg werde. Hans, mein Gebet geht ja gegen dich!"

Es wuchs ihm etwas aus ihren Worten hervor, vor dem er zurückschrak, wie vor dem Antlitz der Meduse. Wie oft nicht schon hatte er es mit den verschiedensten Leuten erörtert, in welchen Konflikten sich der Deutsche jetzt im russischen Heere befinde, aber hatte er nicht schließlich doch den Begriff der Pflicht als das Versöhnende empfunden? Nun fühlte er, daß seine Braut darüber hinausging, daß ihr Gefühl noch etwas Weiteres umspannte. Vorläufig zwar ahnte er es nur, aber so undeutlich es auch noch auftauchte, erfüllte es ihn doch mit Furcht. Ja, es wuchs etwas hervor, das sie beide zu überschatten drohte. Er beugte sich vor, sah zu der hinüber, die er liebte, und die nun neben den flimmernden Lichten des Christbaums stand, und sagte: „Diese Uniform, sagst du, steht wie ein Feind zwischen uns? Aber du weißt doch, daß ich

sie tragen muß? Und wenn ich sie trage, sollte ich es da pflichtlos tun? Sollte ich meine Soldaten mit dem Wunsche zur Schlacht führen, daß sie sie verlieren mögen? Wäre das nicht Treulosigkeit gegen sie, ja, auch gegen mich selbst? Du magst sagen, daß du für den deutschen Sieg betest. Ich verstehe dich und sage nichts gegen dich; aber du solltest auch mich verstehen, du solltest doch Vertrauen zu mir haben. Ich stehe auch da, wo ich nun einmal stehe, und weiß auch, wohin ich gehe." – „Es handelt sich nicht mehr nur um dich und mich," sagte sie, „es handelt sich –", sie brach ab, aufgehalten durch seinen Blick, der flammend auf ihr ruhte.

„Du mußt nicht mit schweren Konflikten spielen, Kind. Zu dem Kleide, das ich trage, gehört auch eine Ehre, und ich fühle es so, daß ich es ehrlich tragen muß."

Irene hatte den Kopf gesenkt. Mit der einen Hand stützte sie sich so schwer auf ein kleines Tischchen, daß dieses erzitterte. „Dann muß es bei dir schon so sein. Wenn ich es aber nicht mehr so ertragen kann, Hans –?" „Du?!" er warf den Kopf zurück und sah sie fast drohend an. Sie sah in ihm etwas, das sie noch nicht gekannt. „Du könntest es nicht mehr ertragen?" rief er. Sie begegnete seinem Blick. In dem Augenblick ging Magnus an der halbgeöffneten Tür vorüber und sah die beiden so voreinander stehen. Er eilte zur Mutter zurück und sagte: „Mama, willst du nicht Einhalt tun, sie zerreißen einander!" Blandina schüttelte traurig den Kopf: „Ich hörte es schon am Klang ihrer Stimmen und wußte, daß es so kommt. Da kann keiner etwas dazu tun, da müssen sie jetzt schon hindurch."

„Du sprichst von Ehre," sagte Irene mit zitternden Lippen, „ich spreche von der Wahrheit meiner Seele. Das durchschneidet einander, Hans." – „Irene! Und wenn du dich auch quälen solltest meinethalben, ist es nicht das Höchste im Weibe, zu lieben, wenn man auch leidet?" Sie schüttelte den Kopf: „Ein anderes ist mir jetzt höher." – „Spiel nicht mit mir, Irene, alles hat seine Grenzen."

„Dann sage mir doch, Hans: ich hasse das Kleid, das ich trage, und verachte es, wie du es tust, ich hasse das Leben, das ich führen muß!" rief sie heftig.

Er schwieg, aber er stellte sich aufrecht hin. Eine unwillkürliche Bewegung machte er nach seinem Georgsäbel. Sie fühlte es, wie er sich von ihr zurückzog. Dann sagte er langsam und deutlich sprechend: „Ich bin das nicht gewohnt, daß man so mit mir umgeht. Ich sage das, was ich sagen will, und nicht das, was man

mir vorsagt, zu sagen. Ich habe es gleich gewußt, daß du nicht mehr schreiben würdest, als ich dich bat, es auf russisch zu tun. Du brachst lieber die Verbindung mit mir ab, anstatt mir dieses kleine Opfer zu bringen. Ich stehe, wo ich stehe, und ich weiß auch, wohin ich gehe. Mich nimmt man, wie ich bin, man knetet nicht an mir herum."

Er sah stark und männlich aus, während er so sprach, und Irene wagte nicht, zu ihm aufzusehen. Sie kannte seine Güte und fühlte, daß sie ihn nun aufs tiefste gekränkt hatte, und daß er es so auffaßte, daß sie ihm nicht mehr vertraute. Ein heftiger Schmerz erfaßte sie, es rauschte in ihren Ohren, sie sah alles undeutlich: „Ich muß es dir sagen," sagte sie, und ihre Stimme klang ihr selbst fremd, „ich kann, ich darf nicht mit jemandem verbunden sein, dessen Hand deutsches Blut vergießt!" — „Wenn du Grauen vor mir empfindest, wenn du auf meine Hände siehst, wie auf Mörderhände —?!" rief er.

Langsam zog sie den Ring vom Finger und legte ihn auf das kleine Tischchen, das zwischen ihr und ihm stand.

„Weißt du, was du tust?" fragte er dumpf.

„Ich weiß es."

Da zog auch er den Ring vom Finger und legte ihn auf den Tisch, und wie mechanisch griffen die beiden jungen Leute einer nach dem Ring des andern und bargen ihn in der Hand. Er wandte sich schnell und ging der Ausgangstür zu. Hier stutzte er und wandte sich ihr noch einmal zu. Er sah sie an — sie stand noch immer auf derselben Stelle, ihre Augen waren so dunkel und so groß, wie er nie geglaubt, daß sie aussehen könnten, und an diesen Augen sah er, daß es wirklich so war, daß er sie verloren hatte, daß es für sie wirklich etwas Größeres und Stärkeres gab als ihre Liebe zu ihm. Sie waren sich nah, nur einige Schritte trennten sie, aber er empfand sie als so fern, als stände sie auf der Spitze eines steilen Berges. Der Schmerz durchschüttelte ihn, er sah, wie es auch über ihr Gesicht zuckte. Sie ging hinaus. Da schritt er mit lautem, festem Schritt in das Zimmer, in dem Blandina und Magnus saßen.

Blandina sah, wie er die Erregung niederkämpfte. Sie sprachen einige Worte über gleichgültige Dinge. Hans vermied es, Magnus anzusehen, und dieser fühlte etwas feindlich gegen ihn Gerichtetes. Nach einigen Minuten stand Hans auf, Blandina begleitete ihn, sie gingen stumm durch den Saal, die Lichte verglimmten am Baum. Hans Manstaff sah weder nach rechts noch

nach links, aber ehe er das Haus verließ, beugte er sich über Blandinas Hände, und ihr war, als unterdrücke er ein Aufschluchzen, während er ihr sagte: „Dank für alles."

Mutter und Sohn standen vor dem dunklen Weihnachtsbaum. „Sie hat es dennoch vermocht!" sagte Magnus ergriffen.

„Arme, kleine Menschen dieser großen Zeit," sagte Blandina, „Flämmchen sind wir, die sonst still verglühen würden, aber der Sturmwind der Zeit löscht sie gewaltsam aus oder läßt sie hin und her flackern und hoch aufzüngeln. Was ist nun ein Einzelschicksal? Alles steht in höherem Dienst. Auch Irenens Seele hat eben ihren Tribut bezahlt. Das Große fordert von uns allen Opfer, auch sie hat jetzt ihres gebracht."

Zu später Stunde, vor dem Schlafengehen, betrat Blandina noch einmal Irenens Zimmer, behutsam die pompejanische Nachtlampe abschattend, die sie in der Hand trug. Irene lag gerade auf dem Rücken, mit offenen Augen. „Ich schlafe nicht, Mama", sagte sie ganz ruhig. Blandina beugte sich über sie und küßte sie auf das krause, blonde Haar. Als sie sich wieder aufrichtete, sah sie gerade in Irenens Augen hinein, und da war es ihr, als erschlösse sich ihr zum erstenmal diese junge und herbe Seele ganz, die so ohne Zugeständnisse und so aufrichtig leben wollte. Es waren ein paar heiße, tiefblaue Augen, in die sie sah, und da mußte sie an den denken, der heute abend von diesen Augen geschieden war, und verstand es noch mehr, wie sehr er dieses Kind lieben mußte. „Irene," sagte sie leise, ihr die kühle Hand auf die Stirn legend, „du tatest wohl, was du tun mußtest, versprich es mir aber, nicht krampfhaft dagegen zu streben, wenn es in dir wieder ihm entgegengehen will?" Irene zog die Hand der Mutter an die Lippen, Blandina fühlte heiße, strömende Tränen: du armes, kleines, geopfertes Herz, dachte sie.

*

Auf dem Manstaffschen Frühstückstisch prangten die Weihnachtsschinken, einer geräuchert und einer in Brotteig gebacken, da waren die auf dem Gut gestopften Würste, die Pasteten und Konserven aller Art, Naschwerk und Früchte, alles war aufgestellt, aber der Sohn des Hauses rührte finster in seiner Kaffeetasse und entwickelte, zum Erschrecken seiner Mutter, nicht den geringsten Appetit.

Frau von Manstaff trug zu Ehren des Sohnes und des Weihnachtsfeiertages ein hellblaues Morgenkleid, das über und über mit

Spitzen besetzt war. Das Haar war sorgfältig frisiert und mit leichtem Spitzenschleier bedeckt. Obwohl sie meinte, kein Auge in der Nacht zugetan zu haben, sah sie doch frisch und erholt aus. Aber all ihre gute Stimmung schwand vor Hans' finsterem Ausdruck. Da sagte sie im Glauben, ihm etwas Gutes zu tun: „Morgen mittag fordere ich die Ostenhausens auf, wann gehst du denn heute hin?"

Hans zuckte ungeduldig mit den Schultern und sagte zwischen den Zähnen: „Ich geh gar nicht mehr hin." Als er aber sah, daß die Mutter überrascht zusammenzuckte und dem Vater einen vielsagenden Blick zuwarf, stand er auf und ging ins andere Zimmer. Hier stellte er sich ans Fenster und sah auf die roten Ziegeldächer hinab, auf denen leichter Schnee lag. Die Stadt lag tief unter ihm. Er sah gerade in eine Straße hinein, da gingen nur langsam einige feiertägliche Menschen dahin, ein Schlitten fuhr um die Ecke. So von der Höhe aus gesehen sah alles aus wie ein Spielzeug. Hans sah das alles gedankenlos, ohne es in sein Bewußtsein aufzunehmen. Aus dem Nebenzimmer hörte er die erregte Stimme seiner Mutter und die begütigende seines Vaters, und er verstand, daß er sie zurückhielt, zu ihm zu kommen. Dann war es für eine Weile still, bis er den Vater rufen hörte: „Willst du den Krüppel in den Saal bringen, Hans?"

Die Krücke unter dem einen Arm, die andere Hand schwer auf Hans gestützt, kam Herr von Manstaff langsam auf seinen Platz am Mittelfenster zu. Zwei hohe, wuchtige Gestalten waren es, die dahingingen. Der Vater wirkte durch seine Fülle und Breite noch kolossaler.

„Uff! Dank, mein Junge, Kraft hast du schon. Nun die Karten. Zwar am Morgen — aber gib sie mir doch, so unter dem Weihnachtsbaum ist's doch wieder ein neuer Reiz." Hans rückte den Stuhl zurecht, den Tisch, brachte die Karten, aber die tiefe Falte zwischen den Augenbrauen verlor sich nicht.

Die Karten wurden ausgelegt. Herr von Manstaff räusperte sich und schielte zu seinem Sohn hinüber, der am Weihnachtsbaum stand und böse auf all den Schmuck starrte. „Ich fahre heute abend, Papa." — „So? Ein bißchen schnell? Aber ganz, wie du willst. Doch wie wäre es, du führest auf einige Tage nach Neu-Allen?" — „Ich war ja eben erst da." — „Doch nur auf Stunden, fahre doch noch einmal hin." — „Ich weiß nicht."

„Da habe ich die Coeurdame, sie liegt auf der falschen Stelle. Ja, ja, mit den Frauenzimmern umzugehen, das ist auch eine Kunst."

– „Mit meiner Frau möchte ich nicht umgehen." – „Wirklich? Wie stellst du dir denn das vor?" – „Sie soll mir Kamerad sein, soll durch dick und dünn mit mir gehen und immer auf meiner Seite stehen." – „Klingt ja famos. Kamerad? Ausgezeichnet! Aber siehst du, bei einem weiblichen Kameraden – ich stelle mir nämlich die Kameraden sonst immer so männlichen Geschlechtes vor – da bleibt doch immer etwas im anderen, das man nicht versteht. Vor diesem Gewissen, was man nicht verstehen kann, habe ich immer einen Respekt gehabt." – „Gerade das finde ich, aber das sollte eben der andere vor uns auch haben." – „Selbstverständlich, du hast recht. Nun stelle dir doch die Sache bei der Frau so vor: erstens kannst du sie je ganz verstehen, zweitens: kann sie je ein Kamerad sein?" – „Kann ich von der Frau nicht verlangen, was ich von meinesgleichen verlange? Soll ich sie niedriger achten?" – „Nein, aber anders bewerten, denn wir stehen doch kraft unserer verschiedenen Natur so anders da. Nichts gibt es bei den Frauen zum Beispiel, das sie nur verstandesgemäß auffassen, radikal nichts, immer ist alles mit Gefühl durchmischt, wie ein gutes Stück Schweinefleisch mit Speck durchwachsen ist. Dadurch aber hat die Frau, ja, wie soll ich es sagen, viel anstrengender zu leben, und darum müssen wir die Konzessionen machen." – „Immer wir Männer sollen die Konzessionen machen?" – „Natürlich. So ist meine Lebensmoral: kapituliere selbst, vor dem du es unbedingt tun mußt, denn vor der Frau muß doch jeder Mann einmal so oder so kapitulieren. Das ist schon so. Was wir uns aber selbst dahinter denken, das ist nun schon unsere Sache." – „Was heißt das, was wir uns dahinter denken?"

„Ja, siehst du, das ist so: die Leidenschaft der Frau hat gewöhnlich noch ein ganz anderes Motiv, als sie es selbst glaubt. Hinter der sachlichen Ereiferung steckt stets ein Persönliches. Hinter jedem Streit, oder sagen wir Meinungsverschiedenheit mit einer Frau, steht stets irgendwie ein Mißverständnis. Wozu sollen wir da uns aneinander wundreiben, wenn wir das erkannt haben? Diese beständigen Mißverständnisse mit den Frauen machen ihnen und uns das Leben zwar ermüdend, na, aber – nimm das aus der Ehe, mache doch eine Ehe zum bloßen Rechenexempel, das immer aufgeht, interessant wird's dann schon nicht werden. In der Ehe ist immer Jagd, List, Überrumpelung von beiden Seiten, und das wird bleiben, solange der Mann Beinkleider und die Frau Röcke trägt. Also, wie kannst du da von Kameradschaft reden?"

Hans hatte immer aufmerksamer auf den Vater hingesehen, nicht, weil seine Worte ihn so überzeugten, aber es hatte sich ihm etwas aufgetan, an das er bisher noch nicht gedacht hatte – nämlich das Verhältnis seiner Eltern zueinander. Er war von Kindheit an daran gewöhnt gewesen, seinen Vater der Mutter gegenüber stets ritterlich und ruhig zu sehen, obwohl ihm an Tränen und Szenen und allen möglichen Frauenzimmertorheiten reichlich genug vorgesetzt worden war. Nie hatte ihn diese Tatsache sonst erstaunt, heute zum erstenmal trat es ihm ins Bewußtsein, wieviel Kraft und Überlegenheit und Selbstverleugnung nicht in seinem Vater stecken mußte, daß er nie den vollendeten Kavalier zu verleugnen gebraucht hatte. Unwillkürlich trat er eben auf seines Vaters Seite und empfand die vollste Sympathie für ihn. Obwohl er sich sagte, daß keines der Worte auf sein Verhältnis zu Irene einen Bezug hatte – denn das hielt er überhaupt für einen einzigartigen Fall, wie er noch vordem nie in der Welt gewesen war –, so hatten sie ihn dennoch gleichsam beruhigt. Er sagte daher, als sein Vater ihn fragte, ob es denn wirklich sein müsse, daß er und Irene auseinandergingen, verhältnismäßig ruhig: „Ja, vorläufig können wir jedenfalls nicht zueinander", und fühlte dabei, als er sein großes und gutes Gesicht sah, etwas wie einen leisen Trost an sein Herz rühren. So konnte er auch hinzusetzen: „Verlier sie nicht ganz aus den Augen, Papa." Worauf Herr von Manstaff mehrfach nickte und sagte: „Da kannst du dich drauf verlassen, ich laß die nicht los."

Sechstes Kapitel

Silvesterabend

Asserin hatte es Blandina vorausgesagt, daß er ihre Zeit viel in Anspruch nehmen wolle, und schon in den ersten Wochen ihrer Bekanntschaft ward er fast ein täglicher Gast in ihrem Hause. Ihr Verkehr ging zuvörderst um Geistiges, war jedoch durch die durchklingende Note der Sympathie ein persönlich vertiefter. Weder er noch sie sprachen zueinander von ihrem Leben; das, was sie von der Vergangenheit erfühlten, genügte ihnen. Blandina wußte es, daß ihm, der schon lange Frau und Kind verloren hatte, die Ehe eine Enttäuschung gewesen war. Daß er nun an einem Wendepunkt seines Lebens stand, war ihr klar. Er hatte den Boden seiner Wirksamkeit verlassen müssen, weil ihm als Deutschen seine Stellung genommen worden war, aber er hätte sowieso dem Staat, den er

für rettungslos verloren hielt, nicht mehr dienen wollen. Seiner alten baltischen Heimat aber war er doch recht entfremdet, da er in ganz anderen Interessenkreisen gelebt hatte. Doch nicht nur war es das äußere Entwurzeltsein, es schien Blandina, als erkämpfe er sich auch geistig und seelisch einen neuen Boden, auf dem er fortan heimisch sein könnte. Es war die Umstellung eines bisher stark aufs äußere Leben eingestellten Menschen, zu einem Bewohner und Besitzer, dem fortan nur Gebiete des unsichtbaren Lebens dienstbar sein sollten. Asserin wieder fühlte, daß im Verkehr mit der ihm so überlegen erscheinenden Frau sich in ihm vieles umformte: er ward leise auf Wege zurückgeleitet, die ihm Jahre über verschüttet gelegen hatten. Er ward sich zugleich einer weiteren Ausdehnung bewußt, während er doch zur Tiefe des Lebens gerichtet wurde. Wie er sich aber nun ausbreitete und vertiefte, sehnte er sich doch nach einem Zentrum, um das sich der wiedererworbene Reichtum hätte sammeln können, um in Produktivität umgesetzt zu werden; so blieben die vielen Gebiete unausgenutzt liegen.

Blandina freute sich des neben ihr erwachenden Innenlebens, sie las mit Asserin, und er führte sie ein in ihr unbekannte Kreise der bildenden Künste, in denen er zu Hause war. Sie staunte über die Feinheit seines Verständnisses und Urteils, zugleich über die weiten, geistigen Bezüge, die er in alles hineintrug. Einmal sagte sie ihm, daß sie nicht staunen würde, wenn er noch Außerordentliches auf diesem Gebiete leisten würde, er müßte nur dazu aufgerufen werden. „Aufgerufen," fragte er, „wie viele werden denn aufgerufen? Man muß sich immer selbst heranzwingen, und das ist so wenig sympathisch." – „Und doch ruft ein größeres Leben uns auf", entgegnete sie, und sie kamen in ein Gespräch über die Leistungen und die Wesensart baltischer Menschen. Blandina sagte: „Seit Jahrzehnten fehlt ihnen das freie Leben. Unsere Männer haben keine großen Ziele des Ehrgeizes verfolgen können, sie blieben ins Engste begrenzt, und ihr Streben verwandelte sich nur zu oft in Eitelkeit. Es ist äußerlich jetzt immer so viel Unterdrückung gewesen, daß unsere Männer es verlernt haben, offen und frei nach ihrem Recht in der Welt zu verlangen. Es ist viel Männliches verlorengegangen in diesem unglückselig diplomatischen Umgehen mit den anderen Völkern. Es war schon lange nicht mehr das volle Leben, daher haben die Menschen auch hier oft etwas Mattes, Abgeblaßtes, ja, ich möchte fast sagen, etwas Schattenhaftes." Asserin schwieg nachdenklich still zu diesen Worten. Aber am Silvesterabend, als er zu Ostenhausens zu Gast geladen war, zog

er beschriebene Blätter hervor und fragte, ob er ein kleines Impromptu vorlesen könne, das er „Schatten" genannt hatte?

Magnus ließ seine Zeitung fallen. Irene, die den Punsch zubereitet hatte, setzte sich zu ihnen. Blandina lehnte sich tief in den Sessel und sah unverwandt zu Asserin hinüber, während er las:

Schatten.

„Ich ging durch die Straßen der Hochstadt. Es war ein Winternachmittag, dunkel, kalt und still. Alles war einsam, wie ausgestorben. Ich dachte vergangener Zeiten: da fuhren die Equipagen nur so hin und her durch die Straßen, gallonierte Diener sprangen ab und reichten Visitenkarten in die Häuser. Es wurde lustwandelt, es wurde gescherzt, und es schien, als wäre hier in der Hochstadt der Schwerpunkt des ganzen Landes, hier bei den laut auftretenden hohen Männern und den schönen, feinen Frauen.

Heute aber ist es dunkel. Ist es nur der Weltkrieg, der so schwer hier lastet? Die fernen Geräusche der Stadt tönen wie ein Wiegenlied herauf, die Laternen brennen nur trübe. Wie hat sich das alles gewandelt, das, was einst war und jetzt ist, wie ist es verschieden! Oder war vielleicht alles Vergangene nur ein Spukbild, und hat nur das, was ich jetzt sehe, die volle Wirklichkeit? Wächst je eine Zukunft uns aus diesen trüben Tagen hervor?

Kalt, dunkel und still. Zwei einsame Laternen auf der langen, breiten Treppe. Ich will von hier nochmals die Hochstadt betreten, vielleicht, daß sie sich mir dann anders erschließt.

Bin ich wirklich der einzige Wanderer heute? Es scheint so. Oder bin ich gar nicht mehr ich, bin ich nicht zeitlos geworden, bin ich nicht ein allerletzter, der diese Treppe hinaufsteigt, Stufe für Stufe, ganz langsam, der letzte einer versunkenen Welt? . . . Doch da, sieh, was huschte da vorüber? Ich wende mich. Da sehe ich es noch laufen, dicht an die Hauswand gedrängt, die ganze Treppe herab, bis es unten im Dunkel der kleinen Straße verschwindet. Was war das wohl für ein Eiliger, Heimlicher, der also an mir vorüberglitt?

Ich steige einige Stufen weiter, da naht sich mir wieder etwas, und diesmal erfaßt mich ein Schreck, denn in Kontur, Bewegung ist mir dies Huschende bekannt. Ein Kavalier ist es, breitschultrig und groß, leicht tänzelnd in kleinen Schritten, mir ist, als hörte ich eine gespreizt grazile Aussprache, in der amüsante französische Zoten alten korrumpierten Damen über die Schulter zugeflüstert werden. Mir ist, ich hörte die letzte Geschichte der chronique scandaleuse

der Hochstadt. Und immer noch hält dies Etwas, daß doch einst der Kavalier war, den Stock mit dem runden Knopf so zierlich von sich ab, macht immer noch so kleine Schritte – ich stehe und starre es an, da ist es auch schon vorüber.

Ich steige weiter, da drücken sich zwei dunkle Flecken an der Wand dahin. Ich unterscheide jetzt die weiblichen Hüften einer vollen, untersetzten Gestalt; sie stützt sich auf eine schlanke und wiegt sich an mir vorüber. O, ich kenne sie, ich bin umtönt von Musik, sehe hellerleuchtete Säle, eine reichbesetzte Tafel, ein großes gastfreies Haus, sehe sie, die Hausfrau, in Rubenschen Farben sich von einem goldenen Hintergrunde abheben. Baronin, rufe ich, halten sie! Doch ich fühle nur etwas Kaltes über meinem Gesicht. Mein Ruf verhallt auf der leeren Treppe.

Doch da huscht schon wieder etwas aus dem dunklen Tor hervor. Zuerst ist es nur ein kleiner Kopf mit einer großen Nase, die ich sehe, dann läuft es schlank und hoch auf mich zu. Das war der Freund unzähliger Frauen, ein Ausfüller so mancher leeren Ehe. Ich rufe ihn, ich rufe seinen Namen, er soll mir Auskunft geben, von wo er kommt. Doch da wird es dunkel vor mir, er ist über mich hinweggesprungen, der einst so Lebendige. Frösteln erfaßt mich, ich greife ins Leere.

Schatten waren das, nichts als Schatten. Woher aber kamen sie, und wer projizierte sie also auf die Wände der Häuser? Ich war allein, und da überkam es mich, daß ich aus eigener Kraft suchen wollte, mit dem Geisterreich anzuknüpfen. Da rief ich: „Kommt nur hervor ihr alle, die ihr da hinter dem Tore seid! Kommt nur hervor, ihr Menschen, aus der alten Hochstadt!"

Kaum hatte ich gerufen, so flutete es nur so hervor und ergoß sich längs der Wand, die lange Treppe hinab, bis die kleine, dunkle Gasse der Altstadt alles verschluckte. Im Gedränge erkannte ich immer wieder Vergangene. Manchen rief ich an, aber immer vergeblich. Mit kleinen Schritten, selbstbewußt und sicher glitt eine Frau mit großem Hut und hängendem Schleier dahin. Ich gedachte ästhetischer Tees, des regen Geistes, der aparten Wesensart, des zierlich gescheitelten, gelockten Haares und der großen Schleife darauf. Ich gedachte des alten Hauses mit den schönen Renaissancemöbeln und dem gewaltigen Bette, in dem ein Papst verstorben war. Ich rief sie an – ein anderer Schatten löschte sie, auch den hätte ich halten wollen, es war der Nimrod seiner Zeit, die Jagd war ihm Lebensinhalt, seine Zimmer waren geschmückt mit Jagd-

trophäen, seine Möbel selbst aus ihnen gefertigt. Vorüber, vorüber — — —

Nun ist wieder alles ganz leer und still. Eine Welle der Erinnerung hatte mich überflutet, ich hatte die Schatten gerufen und ihnen in meinem Gedächtnis wieder Fleisch und Blut gegeben. Nun war alles verrauscht. Ich trat durch das dunkle Tor in die Oberstadt ein.

Was ist uns die Vergangenheit? Sie ist uns nicht mehr als ein Traum. Ist sie noch irgendwo anders als in unserem Gedächtnis? Hält das Gedächtnis der Welt sie vielleicht in sich geschlossen, in Bildern? Schatten, das ist uns Vergangenheit, nicht mehr. Die Griechen wußten es wohl, daß alles, was war, zum Schatten wurde. Nur wir Lebende haben Realität. Leer standen die Straßen, ich schaute zu den Häusern empor, wo die Nachkommen jener Schatten lebten. Wehe, wie ward mir da, war mein Auge verzaubert, begann ich zu träumen? Alles verliert Konsistenz, wird leicht, schattenhaft, die Häuser recken sich, so daß sie bizarre Konturen erhalten und ganz verwischt aussehen, und ich selbst, ich fühle mich kaum mehr. Und ich beginne längs den Häusern zu gleiten, genau so wie die Schatten aus der Welle der Erinnerung, die mir soeben begegnet sind.

Und da sinkt der ganze Hochmut des Wirklichkeitsmenschen in mir zusammen, ein Grauen erfaßt mich. Ich habe mich bisher wohl nicht erkannt, erst dieser trübe, melancholische Winternachmittag zeigt es mir, daß auch ich ein Schatten bin! Und um den Gedanken noch grauenvoller zu machen, sehe ich jetzt überall aus den Häusern, aus der Kirche gleiche schemenhafte Wesen hervortreten, die auch nichts sind als Schatten!

Ich bleibe stehen — alles um mich ist wie zerflossen. Da höre ich einen lauten, dröhnenden Schritt. Ich fahre auf, ich schaue prüfend um mich. Irgendein plumper, ganz wirklicher Blutmensch ist an mir vorübergeschritten. Ich fahre mir über die Stirn. Was war mit mir geschehen, hatte meine Seele zu mir gesprochen oder das Geisterreich? Hatte ich die Wahrheit erschaut, die sonst verborgen ruht, oder hatte ich nur geträumt? Aber wenn ich geträumt hatte, hatte ich da nicht wahr geträumt, schritten wir nicht alle, längst schon zu Schatten geworden, nachtwandelnd daher? Die Luft war so kalt, die Lampen brannten so trübe, und ich stand zwischen zwei Welten."

*

Asserin ließ die Blätter fallen. Magnus stand auf und begann nach seiner Art auf und nieder zu gehen. Irene hatte die Stirne kraus gezogen und sah unsicher und gequält aus. Blandina fragte: „Sind wir wirklich Schatten?" – „Sie haben mich auf den Gedanken gebracht, gnädige Frau, daß wir etwas Schattenhaftes haben. Die Verhältnisse, die Unterdrückung und die leidige Politik, sie haben vampyrhaft an uns gesaugt, bis wir blutloser wurden." – „Wir haben nur von unseren eigenen Ressourcen gelebt", sagte Blandina.

Irene hatte das Feuer im Kamin geschürt und sagte nun, indem sie die Mutter fest ansah: „Du hast einmal gesagt, das Leben rufe uns hier zu wenig auf, aber die Zeit ruft uns jetzt doch alle auf, Tag um Tag, Stunde um Stunde."

„Was ist es, das uns aufruft, Irene?" – „Die Pflicht dieser Zeit, Mama," sagte Irene eigentümlich hart, „wer sich daran gewöhnt, diesen Ruf deutlich zu hören, der fühlt sich immer aufgerufen." – „Ja, auf der rein menschlich seelischen Ebene", meinte Blandina sanft.

„Nein, Mama," rief Magnus lebhaft, „auch im Reich der Wirklichkeiten. Wir sollen nicht nur Schatten sein, sondern wirkende Menschen, zum klaren Bewußtsein sollen wir kommen! Verstehe ich dich recht, Irene, so ist es jetzt vor allem unsere Pflicht, deutsche Menschen zu sein." Da Irene nickte, fuhr er fort: „Wir alle hoffen, daß uns eine Erlösung von außen kommen möge, daß es dennoch geschieht, daß die Deutschen in unser Land ziehen. Aber die Hoffnung genügt nicht, wir müssen innerlich dem Schicksal gegenüber eine feste Stellung einnehmen. Gewinnt Deutschland uns nicht, so müssen wir heraus aus diesem Lande, denn die Schmach dieser Kriegsjahre dürfen wir weder vergeben noch vergessen. Wir müssen dann fort, alle, als eine historische Demonstration unseres Deutschtums, und stiegen wir vielleicht dadurch auch sozial herunter, wir hätten noch für Kind und Kinder das Heiligste gerettet: unser Volkstum. Ja, eine Geste soll es werden, die der ganzen Welt sichtbar ist."

„Wir können nicht Vorsätze fassen, wissen wir doch nicht, was die Geschichte uns noch erleben läßt", meinte Asserin. – „Wenn unsere Menschen dazu nicht fähig sind, wenn sie materielle Vorteile und Bequemlichkeit höher stellen als ihre Ehre und ihre Nation," rief Magnus leidenschaftlich, „nun dann mögen sie zu Schatten werden!" – „Aber so sind doch die baltischen Deutschen nicht," sagte Irene, „wir sind doch anständige Menschen!"

Blandina und Asserin wechselten einen Blick, und beide lächelten freudig über die jungen Menschen. Magnus legte den Arm um Irene und küßte sie. „Nie soll mich etwas bewegen, bei meinen Unterdrückern freiwillig zu beharren," sagte sie, „und sollte ich barfuß dieses Land verlassen." – „Die Jugend darf ohne Realität denken", sagte Asserin.

„In allem, das sich jetzt innerlich klar entscheidet, ist Gesundheit und Kraft, alles Schwankende mag dem Schattenreich verfallen!" rief Magnus.

„Sehen Sie nun, was aus Ihren Schatten geworden ist, Herr von Asserin?" sagte Blandina.

„Das Leben verlangt jetzt Großes von uns, warum sollten wir es nicht erfüllen?" rief Irene sehr erregt, indem sie Asserin mit festem Blick ansah. Magnus faßte ihre Hand und sagte: „Wir wollen es in dieser Stunde geloben, zu versuchen, dem Großen gewachsen zu sein."

Als diese Worte, fast feierlich und groß gesprochen, erklangen, erhob Blandina die Augen und sah den Zeiger der Uhr nahe der Mitternachtsstunde stehen. „Zu solcher Stunde gesprochen, haben diese Worte eine tiefere Verantwortung", sprach Blandina leise, erhob sich und ging hinaus. Magnus und Irene wechselten einen Blick.

Irene reichte den heißen Punsch herum. „Wir wollen nun anstoßen", sagte Magnus. – „Aber Ihre Frau Mutter?" – „Mama mag das nicht," wehrte Magnus ab, „sie will nicht das alte und das neue Jahr durch einen äußeren Akt voneinander scheiden." Asserin hatte sich erhoben. „Warum sollen wir es nicht sagen?" fragte Irene, „bei Mama bedeutet der Augenblick, da das neue Jahr einsetzt, etwas anderes als bei uns." – „Ihre Mutter faßt es zu tief auf, um es mit anderen Menschen zu teilen?" Die jungen Leute schwiegen.

Die Uhr schlug zwölf zögernde, klingende Schläge. Magnus und Irene erhoben sich nun gleichfalls, und sie stießen alle drei miteinander an und tauschten ernste Wünsche. Asserin, der gleich darauf eine Bewegung zur Tür machte, blieb kurz stehen, denn er hatte durch den Spalt der Tür Blandina gesehen. Sie stand am Mittelfenster da, die Hände hingen ihr wie leblos herab, der Ausdruck des Gesichts war im Halbdunkel nicht sichtbar, aber aus der vorgebeugten Haltung des Kopfes war zu ersehen, daß sie angespannt nach etwas ausschaute, das vor ihr lag; der Laden vor dem Fenster war nicht geschlossen.

Blandinas Haltung, ihr regungsloses Stehen im halbdunklen Raum, hatte Asserin einen leichten Schauer gegeben, es lag so etwas Unverständliches darin. Als Magnus Asserins Staunen sah, sagte er, leise die Tür schließend: „Ja, es ist etwas Unverständliches. Mama sieht das nächste Jahr voraus." – „Wie denn?" – „Ja, sie hat doch den Krieg vorausgesehen. Sie sieht Schatten und Gebilde in der Luft, auch Gegenstände und Gestalten. Sie hat es nur einmal angedeutet, wie es ist, aber sie ersieht Möglichkeiten des kommenden Schicksals." – „Wie seltsam!" – „Ja, wußten Sie es nicht, daß es mit Mama etwas Seltsames ist?" fragte Irene. Asserin schwieg. Er wußte dies wohl, hatte es aber nicht in solchen Gaben gesucht. „Das liegt in Mamas Familie," erklärte Magnus, „da sind seit jeher übernatürliche Gaben gewesen, aber bei Mama ist es am wunderbarsten. Sie fühlt ja auch bei jedem Menschen das Verborgene mit, sie erfühlt den Menschen mit seinem Schicksal und mit seiner Atmosphäre, darum weiß sie auch so vieles." Sie hatten sich wieder hingesetzt und schwiegen. Sie hörten Blandina einigemal schnell durch das andere Zimmer hin und her gehen, einmal war sie ganz nahe der Tür, schon bewegte sich der Türgriff, aber sie entfernte sich wieder. Endlich jedoch kam sie zu ihnen zurück.

So wie die Erwartenden in ihr Gesicht gesehen hatten, wußten sie, daß sie etwas Erschütterndes gesehen haben mußte. Ihr Gesicht war bleich, tiefe Ringe waren um die Augen gelagert, man sah die Spuren von Tränen, ihr zarter Körper zitterte. In Magnus siegte sogleich die natürliche Liebe, er führte die Mutter zu ihrem bequemen, tiefen Sessel, legte ihr den Fellkragen um die Schultern und reichte ihr ein Glas heißen Punsch. Sie ließ alles mit sich geschehen, noch halb abwesend, ohne Lächeln, ohne ein Wort oder Neujahrswunsch für die anderen.

Keiner von ihnen wagte das erste Wort zu sagen. Blandina trank von dem heißen Getränk, stellte es fort, schloß einen Augenblick lang die Augen und sagte dann:

„Es tut mir weh, daß ich euch mit hineinziehe, ja erschrecke. Es ist wahr, ich sah Schweres. Die Zeiten bringen uns Dunkles. Ein Entgegen steht uns armen Menschen nicht zu. Wir wollen jetzt auseinandergehen und morgen mit Festigkeit das neue Jahr beginnen. Was auch mit uns geschehen möge, den Glauben an die Führung höherer Mächte dürfen wir nie verlieren. Ja, wir werden geführt. Dennoch aber wollen wir festhalten an der Aktivität unserer Seele."

Siebentes Kapitel

Spannungen

Die ganze Weihnachtszeit über und darüber hinaus hatte Magnus nur für Irene gelebt. Ihm war, als sei ihm die Schwester jetzt unzertrennlich und für ewig verbunden. Sie sprachen nicht von dem, was sie getan und durchlitten, aber es zitterte in beider Gefühl nach und stand immer vor ihnen wie ein wunderbar leuchtendes Erleben. Die Spannung in seinem Verhältnis zu ihr wurde eine überaus hohe: er wähnte, der einzige zu sein, der sie ganz verstand. Ihm, dem der Entschluß erst geboren wurde, wenn seine Seele durch Unermeßlichkeiten gegangen, wenn sein Gefühl im starken Pendelschlag geschwungen hatte, blieb es verschlossen, daß Irene so hatte handeln müssen, aus der gewissen Vereinfachung ihrer Natur hinaus, die sie bestimmte. Daher fühlte er es auch nicht, daß er sie übersteigerte, ja überanstrengte, weil sie ihm gegenüber die Höhe nicht mehr verlassen konnte, die er ihr gab. Ihm war jetzt alles vor ihr zurückgetreten, selbst Barbara. Es war eine längere Zeit vergangen, daß er nicht bei ihr gewesen war. Vielleicht auch handelte seine Seele überlegt im Schleier des Unbewußten, denn in der Stimmung, die ihn jetzt beherrschte, hätte er die Freundin nicht hineinbeziehen können, und Irene, das fühlte er wohl, strebte eben instinktiv von Barbara fort. Doch es kam der Tag, da ihn Sehnsucht erfaßte nach einem Gespräch mit ihr, da ihr Bild sich in lockenden Farben in seinem Bewußtsein spiegelte. Es stand vor ihm, wie sie vor einigen Wochen lebhaft über Bergson gesprochen hatten, und er nahm das Werk vor, das sie so gerühmt hatte, um wieder darin zu lesen. Dann, erfüllt vom neuen Gedankeninhalt, begab er sich zu ihr. Es war ein Witterungswechsel eingetreten, der Schnee hatte sich in den Straßen in eine breiige, graubraune Masse aufgelöst. Die Bürgersteige wurden aufgeeist, von den Dächern begann es zu tröpfeln. Ein dichter Nebel stieg auf, die hohen Kirchtürme waren wie abgeschnitten. Das Pelzwerk fühlte sich feucht an. Als Magnus in das Gobelinzimmer trat, waren seine Nerven nach dem nebelhaften Straßenbild auf das angenehmste überrascht durch den Duft, die Wärme und die Farben, die ihm entgegenstrahlten. Mit golddurchwirkter, altertümlicher Decke zugedeckt, lag Barbara auf dem großen Sofa und blätterte in einem illustrierten Band französischer Literaturgeschichte. Die alten Kupfer lächelten ihr graziös entgegen, das

braune Leder schmiegte sich ihr weich in die Hand, der feine Duft einer leichten Zigarette stieg empor, und an der Hand, die sie zu den Lippen führte, leuchtete ein großer Smaragd, der von Diamanten umfaßt war. Freudig streckte Barbara Magnus die Hand entgegen und rief: „Endlich erinnern Sie sich wieder einmal meiner!"

Er lehnte sich behaglich in den weichen Stuhl zurück und sagte: „Erinnern? Ja, waren Sie denn fort aus mir? Aber darin haben Sie recht — Sie waren in einem anderen Bewußtseinsfeld." — „Kurzum, Sie hatten mich doch ein wenig vergessen", sagte sie und sah ihn mit einem Blick an, der ihm auffiel und ihm eine leichte Unruhe gab, die in ihrer Fremdheit überraschend wirkte. Da er nicht sogleich antwortete, fuhr sie fort: „Sie haben wohl gearbeitet, was war es?" — „Nein, ich habe nichts gearbeitet, woran sollte ich denn arbeiten? Ich weiß ja jetzt selbst nicht, was ich mit mir anfangen werde", sagte er, sie gerade ansehend und durch seinen Blick ihr Gesicht so beherrschend, daß es ernst und ihm wieder vertraut wurde.

„Ich liebe das an Ihnen, daß Sie nicht gleich immer wissen, wohin Sie gehen sollen", sagte sie. „Es gibt so tausend Wege im Leben. Goethe — sagen wir, er wäre es gewesen, alles Gute wird ihm doch immer zugesprochen —, also er sagt, daß der allzufrüh Fertige nie ein Fertiger werde. Auch Sie müssen sich aus weiten Umkreisen die Welt zusammensuchen."

„Ich bedaure es jeden Tag, daß ich keine ausgesprochene Veranlagung zu etwas habe." — „Ein Tag wird kommen, da werden Sie schon wissen, wozu Sie bestimmt sind." Seine Augen sahen sie verträumt an: „Ich weiß nicht," sagte er, „als Knabe hatte ich nur den einen Gedanken: fort aus der baltischen Enge, in ein Kulturland. Da hielt mich aber das Leben auf der Universität." — „Vielleicht auch ein wenig die Eitelkeit? Weil Sie doch solch eine bevorzugte Stellung dort einnahmen?" — „Nein, nicht Eitelkeit," sagte er abwehrend, „es war doch wohl mehr ein Gefühl von Verantwortlichkeit. Sie hingen an mir und glaubten an meine Worte. Warum muß ich mich so oft verantwortlich fühlen?" — „Vielleicht sollen Sie ein Führer sein?" — „Ein schöner Führer, der den Weg verschleiert sieht!" — „Aber, Magnus, jetzt sind Sie nicht weise. Der Führer braucht doch nicht den Weg schon zu kennen, er soll nur überhaupt wissen, in welcher Richtung das gelobte Land liegt."

Er sah sie überrascht an. Es war etwas in seinem Blick, über das sie lächeln mußte. Er versank in Schweigen, denn sie konnten oft zusammen schweigen, ohne das im geringsten als drückend zu empfinden. Endlich fragte er sie, sie voll Teilnahme ansehend, was sie denn unterdessen getrieben habe?

Sie sah vor sich hin. Wenn sie aufrichtig war, gab es nur eine Antwort: sie hatte etwas ganz Neues auf sich wirken lassen. Sollte sie ihm das eingestehen? Er war ihr Freund, etwas trieb sie dazu, sich ihm mitzuteilen, ein anderes aber hielt sie wieder davon ab. Sie wählte einen Mittelweg, indem sie es sagte und doch zugleich verschwieg:

„Ich habe nichts anderes getan, als was ich sonst auch immer tue — ich habe gelebt. Aber diesmal hat mir das Leben neue Farben vorgemalt. Denken Sie sich, daß ich neulich sogar im Theater der Esten gewesen bin, zu einem Konzert. Es war mir recht interessant, die Typen dort zu studieren." Es habe sie interessiert, die jeunesse dorée des andern Volkes zu sehen und auch die Damen, die soviel moderner aussähen als die deutschen Damen. Sie hätten so etwas Nordisches und wären in Gestalt und Gebärde nach europäischen Vorbildern gemodelt. Sie sprach von der Romantik der Tschaikowskischen Musik, und wie sehr doch die Musik das Denken ablöse durch die Empfindung.

Magnus hörte aufmerksam zu, aber nicht so sehr auf den Inhalt ihrer Worte, als viel mehr auf den neuen Ton, der ihm entgegenklang und der ihn befremdete. Er hatte die Stirn in Falten gezogen, rauchte und sah vor sich hin: „Sind Sie denn allein da gewesen?" fragte er. Sie wechselte die Farbe und sah ihn nicht an, als sie erzählte, daß Rjasin, der Offizier, der bei ihr lebe, und den sie jetzt häufig gesehen hätte, sie begleitet habe. Ohne eine Äußerung von ihm abzuwarten, begann sie über Rjasin zu sprechen. Sie erzählte, wie er sie neulich überrascht hätte: sie wäre aufs Land hinausgefahren, die Pferde wären kaum zu bändigen gewesen. Sie habe schließlich Furcht empfunden und befohlen, wieder umzukehren, da hätte der Kutscher sich gewandt und gelacht, und siehe da, es wäre Rjasin gewesen. Er hatte ihr zeigen wollen, was für Pferde sie besäße. „Ja, er ist ein ganz ungewöhnlicher Mensch und dabei so natürlich. Er hat mir auch von seiner Mutter erzählt. Jetzt soll sie zwar dick und phlegmatisch sein, aber eigentlich ist sie eine Schönheit gewesen, eine Grusinierin. Wie er damals den Pferden ihre wahre Natur wiedergab, so ist es mir erschienen, als bedürften auch

wir Menschen bisweilen einer Leitung, die uns zu unserer wahren Natur zurückführt."

Sie hatte lebhaft gesprochen, ihre Wangen waren gerötet, die braunen Augen strahlten. Sie faltete die Hände über dem Knie und wippte mit dem Fuß auf und ab. Magnus rückte unwillkürlich ab von ihr. Wie aus dem Nichts herausgeboren, hatte es sich zwischen sie und ihn geschoben, wie eine Glaswand. Er sagte nichts, es sah aus, als grüble er intensiv. Sie glaubte, er habe ihr nicht zugehört und langweile sich, und das enttäuschte, ja irritierte sie derart, daß sie sich selbst darüber wunderte. Sie fragte nun nach Irene, und da richtete er sich gerade auf, und ein Leuchten trat auf seine Züge. Er sprach von der gelösten Verlobung, und daß er es überaus bewundere, daß sie den Mut gehabt habe, die volle Konsequenz ihrer Grundeinstellung zu tragen. „Ich verstehe es nicht," sagte sie, „gegen alles Verstandesgemäße könnte ich kämpfen, nie aber gegen mein eigenes Herz." — „Aber wenn ein höheres Gefühl auftritt?" — „Nein, das verstehe ich nicht", beharrte sie. „Aber das ist doch gerade das Wunderbare: Seele und Herz rangen miteinander, aber die Seele siegte." Barbara schwieg.

Magnus erhob sich und begann auf und nieder zu gehen. Er sprach dabei lebhaft, suchte es ihr auseinanderzusetzen, wie groß es wäre, sein kleines, separatistisches Gefühl für eine höhere Idee aufzuopfern. Wieder einmal sprach er zu ihr von der Heiligkeit des nationalen Empfindens, das ja auch die Echten und Guten unter ihnen alle jetzt erfaßt hätte, und er sprach leidenschaftlicher, widerspruchskräftiger, als er es sonst getan hatte. Sie aber hörte ihm mit Auflehnung des Gefühls zu, weil sie glaubte, daß er sie geringer einschätzte, da sie es nicht vermochte, das nationale Gefühl über das rein menschliche zu stellen. Als es ihm aber zum Bewußtsein kam, daß er echolos sprach, brach er ab und fragte, vor Barbara stehenbleibend: „Ja, ich rede und rede, aber Sie, wozu bekennen Sie sich denn eigentlich?" Sie sah zu ihm auf und sagte ruhig: „Ich bekenne mich zu mir selbst."

Die Einfachheit, die Selbstverständlichkeit, mit der sie dieses sagte, imponierten ihm. „Und wohin gehen Sie?" fragte er unwillkürlich lächelnd. — „Wohin die Götter mich führen." — „Wissen Sie es denn so gewiß, daß es eine Gottesführung ist und nicht Ihr eigenes Wollen, dem Sie sich hingeben?" — „Das weiß ich nicht. Ich überlasse mich." Sie dachte aber dabei: wozu wollen wir uns wehe tun, anstatt uns aneinander zu freuen? Er sagte, sich

wieder neben sie setzend: „Man müßte oft gegen Sie sein, Barbara, aber man kann es nicht immer."

Ein eigentümliches Gefühl kam über sie. Sie dachte, wie es wohl auf sie wirken würde, wenn ihn jetzt ein so starkes Gefühl packte, daß er sie an sich risse? Würde das ihrem Schicksal eine andere Wendung geben? Aber das würde nicht geschehen, denn das Eruptive war etwas seiner Natur Fremdes. Es war ja Magnus, der neben ihr saß, der liebe Junge mit den blauen Augen und den um ein weniges zu schmalen Schultern, der Mensch war es, den sie nie aus ihrem Leben missen wollte, der ihr aber zu wenig in der Erde wurzelte. Es fiel ihr ein, daß sie in diesem Sommer während einer Bootsfahrt sich dieselbe Frage gestellt hatte. Es war Abend gewesen, milchweiß und regungslos lag die See. Sie waren fast lautlos über das Perlmutter geglitten, dem verblassenden Abendrot entgegen. Es war schön gewesen, zum Weinen oder zum Lieben schön. Eine Bewegung von ihm hätte vielleicht an diesem Abend alles ändern können, aber sie war nicht gekommen, diese Bewegung, und es hatte ihr gedünkt, als läge Kargheit in seiner Natur, nur Zärtlichkeit und Freundschaft flimmerten hier als matte Sterne ...

„Ich wollte eigentlich heute mit Ihnen über Bergson sprechen, Barbara."

Sie wandte sich ihm ganz zu, in sein Gesicht zu sehen: es war aufrichtig und klar. Sie unterdrückte einen leichten Seufzer: „Über Bergson," fragte sie, „beschäftigt der Sie noch immer? Für mich ist er schon überlebt." Er fuhr auf: „Vor einigen Wochen noch bekannten Sie sich leidenschaftlich zu ihm?" – „Ja, damals habe ich widersprochen. Aber jetzt ist er mir wie entwertet."

In dem Augenblick öffnete sich die Tür. Etwas Buntes und Glitzerndes zeigte sich, ein Paar dunkle Augen, eine hastige Gebärde des Zurückweichens. „Ich bitte", sagte Barbara. Rjasin trat näher.

Er begrüßte sie nur flüchtig, seine ganze Aufmerksamkeit war auf Magnus gerichtet, der sich gerade lebhaft zu Barbara hingeneigt hatte, als er die Tür geöffnet. Sein Blick war messerscharf. Barbara stellte die Herren einander vor und erschrak vor der Kraft, mit der sich zwei Blicke kreuzten.

„Ich störe," sagte Rjasin, „wenn Sie erlauben, komme ich später wieder." – „Sie stören uns nicht, wir philosophierten." Um Rjasins Mund zuckte es, ohne ein Wort zu sagen, verneigte er sich und ging.

Während Barbara erleichtert aufatmete, warf Magnus das Papiermesser, mit dem er gespielt hatte, auf den Tisch und rief: „Was ist das für eine Flegelei!" Barbara lachte auf: „Lieber Magnus, es verlohnt sich wirklich nicht, sich zu ärgern. Die gesellschaftlichen Formen werden von diesem Menschen oft übersprungen." – „Aber es ist eine Unverschämtheit!" – „Ich bitte Sie, er glaubte wahrhaftig, was er sagte. Was könnten Sie hierbei tun, Sie können sich doch unmöglich von diesem ganz fremden Menschen, der Sie noch nie gesehen hat, in Ihrer Ehre verletzt fühlen?" – „Es handelt sich nicht um mich, sondern um Sie." – „Um mich? O, da müssen Sie schon so viel Vertrauen in mich haben, zu glauben, daß ich selbst damit fertig werde." – „Ich kann nicht behaupten, daß es für Ihre Freunde sehr beruhigend ist, daß Sie sich gerade solch einen Verkehr gewählt haben. Ich möchte diesem Menschen nie mehr bei Ihnen begegnen."

Nun stieg auch in Barbara die Erregung auf, aber sie beherrschte sich und sagte ruhig: „Auch andere denken wie Sie, ohne es jedoch so strikt auszusprechen. Es ist fast tragikomisch, wie die Baronesse unseren Verkehr bewacht, auch Mattwei ist ablehnend. Mit einem Male verhält man sich zu mir, als könnte ich nicht bis drei zählen. Wenn Sie wollen, ist es schließlich ärgerlich, denn ich habe doch bisher in meinem Hause gemacht, was mir einfiel."

Sie fühlte, während sie sprach, daß sie ihn hatte verletzen wollen. Er sagte nichts, machte aber eine Handbewegung, die ihre Worte gewissermaßen auslöschte. Da stiegen Bitterkeit und Trauer in ihr auf. Sie empfand das alles wie unter ihrem Niveau. Zugleich aber glaubte sie zum erstenmal in aller Deutlichkeit, den Wert dessen zu erkennen, um das sie den stillen Kampf mit ihren Getreuen kämpfte. Ja, ein Gefühl von Frohlocken stieg in ihr auf, so daß ihr Herz höher schlug: ihr war, sie behüte einen leuchtenden, verborgenen Schatz. Sie sah nicht auf Magnus hin, erkannte nicht, was sich auf seinen Zügen abspielte, und so fehlte ihr jeglicher Übergang zu den Worten, die jetzt an ihr Ohr schlugen. Daher auch drangen sie nicht wirklich zu ihr. Magnus bat sie, den Verkehr mit diesem Fremden abzubrechen, er halte dies für nötig und glaube als Freund, diese Bitte aussprechen zu dürfen.

Sie sah ihn fremd und leer an, wenigstens erschien ihm ihr Blick so. „Um einen Verkehr zu lösen," sagte sie, „gehören sich doch wohl zwei?" Nein, nie wird er darauf eingehen, rief es in ihr. „Sind Sie nicht mehr Herrin Ihrer selbst?" fragte Magnus. „Gerade weil ich es bin", sagte sie.

Er biß sich auf die Lippen, sah auf seine Hände, die er ineinander verschränkt hatte. Irgendwo tickte eine Uhr. Hatte die früher wirklich schon getickt? Es schien ihm, Barbara spräche von einem andern Ufer her. Jetzt wußte er es: etwas Unabwendbares war geschehen, irgendeine große Veränderung war in der Welt vor sich gegangen . . .

„Warum soll man sich alles immer versagen, nur zu leicht erlöschen ja die Farben?" sagte ihre Stimme. War das noch Barbara, die da sprach? Seine Augen hafteten nirgends. „Leben Sie wohl," sagte er, mechanisch nach seinem Buche greifend, „aus dem Bergson ist nun doch nichts geworden." — „Wollen Sie — müssen Sie schon gehen?" rief sie. Er sah nicht auf, er sagte nichts, er ging still hinaus.

*

Es mochte eine Stunde vergangen sein, da tönte die Stimme von unten ins Gobelinzimmer herauf. Sie schwoll an und sang, es klang, als riefe sie. Barbara saß hinabhörend da, ohne ihre Stellung zu verändern. Da, jetzt klang die Stimme nahe bei ihr, sprach sie nicht mit Mattwei? Barbara rührte sich nicht, aber ihr Herz begann dahinzujagen.

„Hatten Sie den Befehl gegeben, niemand vorzulassen?" fragte Rjasin. Er sah verstört aus und blieb an der Tür stehen. Barbara schüttelte den Kopf. „Es steht also nichts im Wege, daß ich hereinkomme?" fragte er ungeduldig.

Sie sah ihn erstaunt an, sie fühlte seine Erregung: „Ich bitte", sagte sie ruhig. — „Ich muß mit Ihnen sprechen", rief er. Sie erhob unwillkürlich abwehrend die Hand. „Doch, es muß sein, und zwar sofort! Wer war der Herr, der neben Ihnen saß?"

Die Frage war in so herrisch leidenschaftlicher Art getan, daß sie zurückfuhr: „Es war ein Freund von mir", sagte sie abweisend. „Sie sind nicht aufrichtig gegen mich gewesen!" — „Leonid Alexandrowitsch, ich bitte Sie, in welchem Tone sprechen Sie?" — „In dem Tone, den Sie aus mir herauslocken." — „Das leugne ich!" — „Ich muß es wissen, ich bitte Sie, Barbara Antonowna, in welcher Beziehung stehen Sie zu diesem Herrn?"

„Sie tun, als hätten Sie Rechenschaft von mir zu fordern? Er ist, wie ich Ihnen schon sagte — mein Freund", sagte sie gleichfalls erregt. — „Sie wissen, daß ich an solche Freundschaft nicht glaube. Sagen Sie mir doch lieber gleich die Wahrheit." Sie sah

seine Qual, und dennoch empörte es sich in ihr. Seine Augen funkelten. „Mehr als dies kann ich Ihnen nicht sagen", sagte sie.

Sein Gesicht wurde glutrot, er machte eine jähe Bewegung des Zurückziehens. Da erschrak sie, und mit einem Male fühlte sie seine Erregung in aller Stärke mit, als verstünde sie erst jetzt, daß es auch um ihr Wohl und Wehe ginge. Sie sahen sich an, auch ihre Augen waren jetzt dunkel, auch sie blickte vorwurfsvoll. „Wenn Sie sich nicht erklären wollen, dann ist es schon besser, ich gehe", sagte er. Es erfaßte sie ein Schwindel, aber sie stand vor ihm, ohne sich zu rühren. Er verneigte sich. Sie erhob nicht einmal die Hand. Aber es war ein Sausen und Brausen in ihren Ohren. Er ging, doch noch einmal wandte er sich und sagte, ohne sie anzusehen: „Ich habe mir einmal eine tödliche Wunde ausgebrannt und muß jetzt auch Sie herausbrennen aus meinem Blute. Sie haben meine einzige Bitte an Sie nicht erfüllt: Sie sind nicht aufrichtig gegen mich gewesen. Ich sehe es jetzt, ich war ein Fremder für Sie, mit dem man sich einige Zeit beschäftigte. Aber sagen Sie nicht, daß Sie nicht wußten, gleich wußten, wie furchtbar ernst es mir war. Sie dürfen sich nicht belügen: nie noch hat ein Mann so den Sinn und die ganze Macht Ihrer Schönheit gefühlt. Sie sind stolz, und ich bin für Sie ein Hergelaufener. Ich weiß, es hätte anders sein können — aber Sie haben mich heute so kalt und verächtlich angesehen, wie noch nie eine Frau es wagte. Leben Sie wohl, Barbara Antonowna, vielleicht war das, was ich Ihnen hätte geben können, dennoch schön."

Er war gegangen, vielmehr er war hinausgestürmt. Sie stand noch immer da, ohne sich zu rühren. Er hatte ihr gesagt, daß er fort von ihr gehe, daß er sie aus seinem Blute herausbrennen wolle, und dennoch stand sie da, als lausche sie hingegeben auf einen Wunderklang. Nicht seine Worte hatte sie angenommen, aber das heiße überwallende Gefühl, das aus ihnen strömte, hatte sie gepackt und durchglühte sie. Und dieses Empfinden war ihr ein so neues, ein so umschmelzendes, daß es sie durchschauerte, wie noch nichts in ihrem Leben.

Achtes Kapitel

Irenens Familie

Seitdem Irene so entscheidend in ihr Schicksal eingegriffen hatte, sehnte sie sich nach Betätigung. Sie wollte es sich selbst nicht recht zugeben, wie sehr sie nach Vergessen strebte. Jenes eine ragte

beständig in die Sphäre des Bewußtseins und hinderte sie an der jetzt so ersehnten Dezentralisation ihres Wesens. Da stellten ihr die guten Geister ihres Lebens etwas in den täglichen Ablauf der Stunden, das ihr Arbeit brachte und Anteil des Herzens.

Es war an einem kalten, klaren Nachmittag, als sie das Bedürfnis empfand, allein spazieren zu gehen, und zwar schwebte ihr als Ziel ein Wald an der See vor, den sie, gut ausschreitend, in dreiviertel Stunde wohl erreichen würde. Sie hatte geradezu die Empfindung, in jene Gegend gezogen zu werden, und, von Kindheit an auf solche geheime Winke aufmerkend, machte sie sich sogleich, wie der Wunsch in ihr aufstieg, auf den Weg.

Sie ging über den Petersplatz, erstieg die breite, weiße Treppe, die über die Bastion zur Hochstadt führte, doch betrat die Hochstadt nicht, sondern schlug jene Allee ein, die auf der andern Seite der Bastion hinabführte. Sie ging hier unten am Wall des Ordensschlosses vorüber, dessen hoher verwitterter Turm steil und schlank bis zu den Wolken hinaufragte. Eine Schar dunkler Krähen umflog ihn krächzend; er stand da vom Winde umweht wie ein Sturmbrecher alles Ungewitters, wie ein Einsamer unter den Bewohnern des Himmels, dunkel und trotzig schön, Zeuge einer längst versunkenen Zeit. Hinuntersteigend sah Irene eine blaue Ferne sich auftun, einen langgezogenen gelben Streifen am Horizont aufleuchten, der von dunkellila Wolken begrenzt war. Der Weg senkte sich, die Ferne ward vom Nahen verschlungen. Bald war Irene in der Vorstadtstraße, die weiß und steinern bis zu den Schienen dahinging, um sich von da aus mit gelben, hölzernen Häusern auf dem Lande zu verlieren.

An einem kleinen Laden vorübergehend, sah Irene eine Menschenmenge dastehen und warten, die sich zu einer dunklen, dicken Schlange gruppierte. Alle Leute, die hier standen, hielten Gefäße in Händen. Schon wollte Irene teilnahmlos weitergehen, da fielen ihre Augen in ein Kindergesicht, über das die Tränen liefen, und dessen blaue Lippen zitterten. Der Kleidung des Kindes sah man es an, daß es aus gutem Milieu stammte, und Irenens Herz ward bei dem Gedanken, daß hier ein kleines, deutsches Mädchen stand und fror und leise weinte, sonderlich stark berührt. Sie beugte sich herab und fragte es, wie es hieße, sich dabei der estnischen Sprache bedienend, um das Kind keinerlei Mißbilligung auszusetzen. Sie erfuhr, daß die Kleine eine Nichte des Lehrers Berg sei, eines jener Kinder, deren Eltern ins Innere des Reiches ausgewiesen waren. Es fiel Irene auf die Seele, daß sie so acht-

los an diesem Schicksal vorübergegangen war, sie nahm dem Kinde die Kanne aus der Hand und schickte es nach Hause, sie solle nur sagen, daß eine bekannte Dame schon die Milch bringen werde.

Nun stand Irene unter den Wartenden. Achtlos bleibt das Herz, dachte sie, solange man nicht irgendwie selbst betroffen wird. Man sieht wohl Leid und Sorge auf allen Wegen, aber versteht sie doch erst, wenn man sie an sich selbst erfährt! Die Frauen um sie herum redeten viel; Klage um Klage glitt an ihr vorüber, die Trostlosigkeit des kleinen Lebens, das ohne freien geistigen Ausblick sich im engen Alltag zermalmt. Ein schweres Leben war doch dies Leben der kleinen Leute, ohne Schönheit, ohne Hoffnung!

Endlich erhielt auch sie ihr Tröpfchen Milch und ging nun schnell die Straße entlang. Dort am Abhang bei den Schienen in einem großen Garten lag das niedrige Holzhaus mit den tief herabgehenden Fenstern, das die Bergs bewohnten. Herr Berg öffnete ihr die Tür; er trug eine Hausjoppe und weiche Schuhe, das braune Haar war etwas zu lang, das Gesicht schmal und bleich, mit blauem Geäder an den Schläfen. Eine hohe, klare Stirn, tiefe, blaue Augen, ein dünner Bart. „Fräulein von Ostenhausen?" fragte er, den Kopf zur Seite neigend. – „Ja, das bin ich," sagte sie frisch, „und wohin soll ich die Milch tun?" – „Das ist lieb von Ihnen." Er nahm ihr ungeschickt die Kanne aus der Hand. Seine Stimme klang sanft, es vibrierte etwas darin, man horchte auf sie, wenn er sprach. Irene mußte daran denken, daß die Jungen in der Schule ihn „Lispel" nannten, eines leichten Lispelns willen. Er erzählte, daß seine Frau das Kind ins Bett gesteckt habe, es hätte vorhin nicht geklagt, so habe man nicht gewußt, daß es fiebere. „O, die schöne Milch, die Kleine soll sie gleich haben, sie ist nämlich zart." Irene folgte ihm in die Küche.

Hier saß Frau Berg und schälte Kartoffeln. Vor ihr auf dem Tisch lag ein Buch, in dem sie mit versenktem Ausdruck las. Nun, da sie aufsehend den Mann mit der Kanne dastehen sah, lächelte sie. „Hierher", sagte sie. „Du, aber das ist ein Ästhetiker. Wie er das fein geistig auseinandersetzt." – „Nicht wahr," rief er, lebhaft nähertretend, „diese Unterscheidung von Profil- und En-face-Charakteren ist doch schön? Aber da steht auch Fräulein von Ostenhausen." Frau Berg erhob sich und trat auf Irene zu. Irene kannte sie nicht einmal dem Ansehen nach. Es war eine kleine Frau mit etwas zu großem Kopf, mit regelmäßigen starken Zügen und dichten, dunklen Augenbrauen, die zusammenstießen. In ihrer ganzen Art lag so viel Schlichtheit, zugleich aber eine solche Sicher-

heit, daß Irene davon berührt war. Frau Berg dankte ohne Übertreibung – im ganzen hatte Irene die Empfindung, als wäre ihre Tat der Gefälligkeit merklich zusammengeschrumpft – und forderte sie auf, eine Tasse Kaffee mit ihnen zu trinken. „Denn meine Frau", fügte Herr Berg hinzu, „holt aus irgendeinem Ofenloch oder einer Röhre immer wieder warmen Kaffee hervor."

Irene saß mit den beiden Bergs im Speisezimmer und trank vom kräftigen Roggenkaffee. Das Zimmer war klein und niedrig und hatte eine großgeblümte Tapete. Das Haus mochte eines jener Sommerhäuser sein, die die Städter in früheren Zeiten vor den Toren der Stadt bewohnt hatten, und die jetzt, von Eisenbahn und Vorstadt überholt, in die Stadt eingeschlossen waren. In den Zimmern standen nur wenig Sachen, aber jedes Stück hatte sein Gepräge. Im Speisezimmer war außer Tisch und Stühlen nur ein großes Mahagonibüffet, das tiefdunkel spiegelte. Das Tischtuch leuchtete matt in der Dämmerung. Aus den Fenstern sah man auf den Bahnkörper hinauf, in der Ferne schimmerten, vom Rangierbahnhof her, rote und grüne Lichter, kleine goldene Punkte schwebten hin und her. Die Dämmerung ward tiefer, ein Zug rasselte vorüber, die Tassen zitterten, die Fensterscheiben klirrten. Herr Berg zündete die Lampe an.

Sie hatten die allgemeinen schwebenden Fragen der Politik erörtert. Berg hatte erregt und begeistert über die Kraft und Tüchtigkeit Deutschlands gesprochen, da fragte die Frau ihn, ob er nicht noch Hefte zu korrigieren habe? Er lächelte, sah Irene an und sagte: „Ein jeder Mann müßte sich glücklich schätzen, wenn er solch ein Metronom in seinem Leben hätte", und ging hinaus.

Irene fragte nun Frau Berg nach den Eltern der kleinen Mädchen und erfuhr, daß diese in einem Städtchen, in Wologda, in einem kleinen Zimmer, das sie noch mit einer alten Dame teilen mußten, lebten. Frau Berg wußte von viel Not der Verschickten zu erzählen, und ehe Irene es sich eigentlich überlegt hatte, hatte sie gefragt, ob sie nicht etwas für diese Kinder tun, ob sie sie vielleicht unterrichten könne? Frau Berg nahm dieses Anerbieten dankend an. Als Irene schied, hatte sie das befriedigende Gefühl, Pflichten übernommen zu haben. Ihr Leben ging einer neuen Gestaltung entgegen.

Fortan verbrachte sie viele Stunden des Tages im braunen Hause am Eisenbahndamm. Magnus nannte die Bergs nur noch „Irenens Familie". Blandina verstand den neuen Wert im Leben

ihrer Tochter, sie freute sich dessen, aber die ganze Bedeutung, die diese Beziehung für Irene hatte, kannte sie doch noch nicht.

Irene selbst hätte es nicht in Worten ausdrücken können, was es an Frau Berg war, das sie so ruhig machen konnte, bis alle Schwärmgeister sich legten und die aktiven Kräfte der Seele lebendig wurden. Sie wußte nur, daß sie hier ein Gefühl absoluten Vertrauens hatte. Sie sah die Frau vom Morgen bis zum Abend arbeiten — eine alte Magd, die zugleich auch die Kinder beaufsichtigte, war ihre einzige Hilfe —, aber sie sah, wie vieles andere noch außer der Hausarbeit von ihr ausging. Hier wurde die Not des Lebens still bekämpft und bezwungen, und es war wohl jene große Selbstverständlichkeit, mit der dieses geschah, was, von der kleinen Frau ausstrahlend, Irenen so viel Achtung abgewann. Frau Berg schien keinerlei Ansprüche für sich selbst zu erheben, aber sagte dabei doch von sich aus, daß sie einer der anspruchsvollsten Menschen sei, die es gäbe. Es genügten ihr nicht Dinge, die käuflich wären, sondern nur gerade alles das Beste und Schönste, was die Erde an Kunst, an Edelmenschen und an großen Gedanken berge. Und sie sagte auch dieses auf eine so natürliche Art, daß der Mann oft von seiner anspruchsvollen Frau sprach und ihr Leben so hinstellen konnte, als sei es in lauter Licht und Größe gelebt und nicht im Kleinkampf des Alltags. Der Edelsinn, der hier im Hause herrschte, barg eine solche Vornehmheit, daß es Irene oft zumute war, als würde sie hier auch anspruchsvoller in bezug auf Menschen und Anschauungen. Ja, sie spürte eine Umformung an sich, während sie sich unter eine starke und gütige Hand schmiegte. Man konnte es hier zwischen den Menschen, die in Armut und Entsagung lebten, denn zu der stetig zunehmenden Teuerung standen die Einnahmen schon lange in keinem liebenswürdigen Verhältnis mehr, vergessen, daß es Trivialitäten gab. Auf solcher Höhe erhielten sich Gespräche und Taten, so sehr wurde der Kleinkram des Lebens zu einer bloßen Mathematik, die schnell verrechnet wurde.

Aber noch etwas anderes als die Klarheit dieser Atmosphäre war es, was Irene im Bergschen Hause erlebte: sie empfand es erst hier, wie sehr ihre Natur sich zu Kindern hingezogen fühlte.

Da war das jüngste Bergsche Mädchen — Eleonore, das hatte die großen, hellen Augen der Mutter und das feine Gesicht des Vaters, jedoch alles ins Kindliche und Liebliche übersetzt. Dieses Kind hatte eine leidenschaftliche Liebe zu Irene gefaßt, zur „schönen Tante", wie es sagte. Es erschien Irene zuweilen unglaubhaft, was das kleine Ding schon vom Leben und von all den geheimen

Beziehungen der Menschen untereinander wußte. Sie saß da, hatte das Kind auf dem Schoß, sie plauderten, oder sie erzählte ihr Geschichten. Einmal hatte sie ihm ihre eigene Geschichte in Form eines Märchens erzählt. Da war eine Prinzessin, die nur im goldenen Lande leben mochte, und die einem Ritter den Abschied gab, weil er im Silberlande blieb und keine Flügel hatte, in das goldene Land zu fliegen, das man nur mit Flügeln erreichen konnte. Als sie beendet, seufzte das Kind schwer auf, lehnte das Gesicht an Irenens Brust und weinte. Irene fragte, warum es weine, aber die Kleine weinte nur noch heftiger. Endlich sagte sie: „Die schöne Tante hat eine böse Geschichte erzählt, warum hatte denn der arme Ritter keine Flügel? Warum kam denn keine Fee und machte, daß das goldene Land da war, wo der Ritter war?" Irene schlang die Arme fester um das Kind, es ward ihr schwer zu Sinn. Da strich eine Kinderhand über ihr Gesicht, und eine kleine Stimme sagte: „Du sollst jetzt aber nicht mehr darüber traurig sein."

Immer inniger wuchs Irene in das Schicksal dieser Familie hinein. Trotzdem sie nie mit Frau Berg über sich gesprochen hatte, hatte sie doch die Empfindung, als würde sie hier tiefer verstanden. Sie setzte voraus, daß Frau Berg um ihre Verlobung gewußt hatte, warum sie aber aufgehoben war, das mochte der Freundin wohl unbekannt sein. An einem Nachmittage, als Irene mit den Kindern getollt und gespielt hatte und noch ganz erhitzt mitten im Zimmer dastand, von den Kindern umringt, kam Frau Berg dazu, schickte die Kinder fort und bat Irene zu sich ins Wohnzimmer. Irene ergriff sogleich einen Kinderstrumpf und begann ihn zu stopfen. „Nein, wie Sie doch zur Ehe geeignet sind," sagte Frau Berg, „alles geht Ihnen spielend von der Hand! Und Kinder laufen Ihnen ja förmlich nach. Die möchte ich unter einem Haufen eigener Kinder sehen, sagte mein Mann neulich." Irene errötete, das Gespräch hielt sich eine Weile bei den Kindern auf. Es ward dunkel. Frau Berg legte den Strumpf fort und bat Irene, das gleiche zu tun. Irene setzte sich neben sie auf das Sofa. Sie sah auf die kahlen Zweige der Gartenbäume in der verschwommenen Dämmerung, und da kam es, daß es sich in ihr löste und sie von Hans sprach. Es war das erste Mal, daß sie es tat, und es war die Entschleierung ihres Heiligsten. Sie kannte die ausgesprochen deutsche Gesinnung der Frau Berg und erwartete, einen starken Widerhall zu finden. Sie dachte, Frau Berg würde ihr einige liebevolle Worte sagen, und erstaunte daher, als die in einem schlichten Tone sagte:

„Ich kenne Herrn von Manstaff nur von Ansehen, aber wer solch ein Gesicht hat, in dem muß alles recht und klar sein. Ich verstehe, ja, ich verstehe, mein liebes Kind, wie schwer es Ihnen werden mußte, den zu opfern. Ich verstehe aber auch, daß Sie es tun mußten, so wie Sie sind. Nur eines dabei bedrückt mich: haben Sie ihn nicht vielleicht dabei doch zu tief verwundet? Mußten Sie Ihre Verlobung ganz lösen, ja, ließ es sich nicht nur für einige Zeit aufheben?" Irene schüttelte heftig den Kopf. „Schon gut," sagte Frau Berg, „Sie mußten also absolut sein. Sie sind ja auch noch so jung. Aber nun, Irene, dürfen Sie sich das nicht zu hoch anrechnen. Sie müssen jetzt nicht sitzen und Ihren Stolz mästen." – „Was heißt das?" rief Irene. Frau Berg faßte ihre Hand und drückte sie. „Ich bewundere Ihre Aufrichtigkeit, sich selbst und dem Leben gegenüber, aber Sie dürfen sich nicht schämen, Irene, wenn die Forderung des Herzens sich vielleicht wieder vor Sie hinstellen sollte, ihr nachzugeben." „Was meinen Sie – –?" – „Sie haben ihn viel leiden lassen." – „Wer sagt mir denn, ob er noch leidet?" rief Irene. – „Schämen Sie sich, Irene. Ich höre heraus, Sie wollen, daß er leidet und wollen ihm doch nichts geben? Nein, Sie dürfen es ihm nicht vorenthalten, daß Sie um ihn gelitten." – „Wie sollte ich ihm das zeigen?" – „Nun, dann steigen Sie schon Ihren Kalvarienberg hinan, aus dem Leiden erwächst ja doch Segen." – „Frau Berg, Sie sprechen so, als hätten Sie kein Mitleid mit mir." – „Nein, Irene, ich habe kein Mitleid mit Ihnen, ich fühle auch leider eine ganz, ganz kleine Selbstgerechtigkeit bei Ihnen, die mir ein weniges weh tut." Irene schwieg erschrocken. Dann sagte sie erregt: „Es war ein Kampf für mich, glauben Sie es." – „Meine liebe Irene, Sie haben den Sturm heraufbeschworen, stehen Sie nun auch tapfer darin. Lassen Sie sich aber nicht unbedingt vom Geiste der Verneinung treiben."

Irene sprang auf, in ihren Augen blitzten Tränen. Frau Berg faßte nach ihren Händen: „Sachte, abwarten, das Leben ist klüger als Sie." Da lachte Irene trotz ihrer Tränen, warf die Arme um Frau Bergs Hals, küßte sie schnell und leicht auf die Wange und sagte: „Leb wohl, große Mutter", und lief hinaus.

Tapfer im Sturme stehen, aber nicht selbstgefällig! Diese Worte waren ihr mitten ins Herz gefallen. Sie stürmte vorwärts. War es nicht schon wie Frühling in der Luft heute abend? Was war es, das die ruhenden Schichten ihres Wesens so in Umschwung gebracht hatte, in heftigste Lebensbewegung?

Irene sah nicht auf. Sie sah nicht, daß auf der gegenüberliegenden Seite der Straße ein Schatten sich von der Wand gelöst hatte, der nun gleich ihr dahinstürmte, in die frühe Winternacht hinein, in der es schon wie Frühlingsahnung zitterte.

*

Hans Manstaff hatte von seinem Regiment den Auftrag erhalten, einen größeren Kartoffelaufkauf in der Provinz auszuführen. Er war seinen Eltern ganz unerwartet angekommen, um sogleich weiter aufs Land hinauszufahren. Er hatte auf sie einen niedergeschlagenen und veränderten Eindruck gemacht. Sein Gesicht war wie zusammengefaßter und härter geworden. Wortkarg war er, wie es sonst nicht in seiner Art lag. Und als er von einer Rundfahrt von den Gütern zurückkehrte, erschien sein Wesen noch verschlossener. Er beantwortete die vielen Fragen der Mutter nur ablehnend. Frau von Manstaffs blaue, hervortretende Augen verfolgten voll Angst und Sorge jede Bewegung des Sohnes. Der prüfende Blick des Vaters streifte ihn bisweilen, als wolle er ihn in der Tiefe ergründen und erkennen, ob es ein männlicher Kummer sei um Mannesdinge, der auf Hans lastete? Es ward Herrn von Manstaff bald klar, daß es sich hier nicht bloß um die Liebesangelegenheit handle. Es lag ja auch keine wirkliche Liebestragik vor, denn die beginnt doch erst da, wo der geliebte Teil aus Abneigung oder Gleichgültigkeit ablehnt. Auch wußte der Vater, daß Hans solche Gefühle nicht so deutlich an die Oberfläche treten lassen würde. Auf jeden Fall aber nahm er es sich vor, dahinterzukommen, was den Jungen so verändert hatte, und begrüßte es daher um so mehr mit Freuden, daß Hans wegen der Abwicklung seiner Geschäfte noch einige Tage dableiben mußte.

Eines Tages verspätete Hans sich zu Mittag. Es waren gerade seine Lieblingsgerichte bestellt worden. Während Frau von Manstaff sonst über die geringste Verspätung der Dienstboten außer sich geriet, lief sie jetzt nur in Sorge hin und her, daß nur ja nichts anbrenne oder eine Soße allzusehr eindicke, und entwickelte vor ihrem Manne ein ganzes Register von Gründen, die Hans hatten abhalten können. Und als dieser nun endlich kam, die Mutter aufs herzlichste begrüßend und um Vergebung bittend, daß er habe warten lassen, als er mit dem besten Appetit aß und freundlich nach diesem und jenem fragte, schien es den Eltern so, als wäre heute alles wieder beim alten. Im stillen fragte sich der Vater zwar voller Neugier, was seinem Sohne wohl geschehen sein mochte, das

ihn aus seiner Starrheit herausgerissen hatte? Aber er tat keine Frage, dies zu erfahren.

Als der Mittag sich dem Ende näherte, schob Hans den Teller von sich, setzte sich gerade auf, sah dem Vater in die Augen und begann: „Ich muß dir jetzt einiges sagen, Papa." — „Da bin ich aber gespannt darauf!" — „Ja, ich habe nämlich in Neu-Allen die Milchpreise herabgesetzt und bestimmt, daß die Milch nicht mehr nach Petersburg abgeht, sondern hierher in die Stadt kommt. Hier sollen die Leute ja schon kaum Milch mehr haben." Herr von Manstaff zog die Stirn kraus, Frau von Manstaff rief: „Aber warum hast du denn die Preise herabgesetzt?" — „Weil ich mich dieser Preise schäme." — Beide Eltern fuhren auf. Hans aber sprach ruhig weiter: „Weil ich kein Vermögen machen will aus der Not der andern, weil ich die Zwangslage der andern, oft armen Menschen nicht ausnutzen will. Ich will nicht meine Taschen füllen ohne Arbeit, wo andere vielleicht viel arbeiten müssen und Schulden machen, weil sie die teuren Preise der Nahrungsmittel nicht bezahlen können." — „Was heißt das," begann Herr von Manstaff, „das ist doch wohl übertrieben?" — Seine Frau unterbrach ihn: „Aber Hans, das tun doch alle!"

„Ja, das ist es eben, daß viel zu viele das tun", sagte Hans, und seine Augen wurden dunkel. „Ich habe jetzt mit vielen Herren wegen der Kartoffeln verhandeln müssen. Das sind ja Wucherpreise, und in Neu-Allen werde ich sie auch nicht bezahlen. Ich zahle dort den von früher her festen Preis und keinen Phantasiepreis." — „So?" Herr von Manstaff bekam einen roten Kopf. „Dein Regiment steht dir also näher? Nun, ich denke, es wird wohl davon nicht arm werden, daß du in Neu-Allen denselben Preis bezahlst wie anderswo?" — „Im Regiment habe ich plein pouvoir, man gratulierte mir, als ich den Auftrag bekam. Ich könnte ja noch viel höhere Preise zahlen, oder aber, was meine Kameraden wohl annahmen, hier niedrigere erzwingen und dem Regiment höhere angeben, oder solch eine ähnliche Schweinerei." — „Gewiß wäre das eine Schweinerei," meinte Herr von Manstaff, „jedoch wenn wir nicht die Preise nehmen, die jeder gern bereit ist zu zahlen, wäre es doch eine Donquichotterie?" — „Das haben mir andere Herren auch gesagt. Ich stehe aber so: für uns will ich das nicht. Ich will solch ein Geld nicht, darauf kann auch kein Segen ruhen." — „Und da entscheidest du so ganz selbständig für — uns?" — „Papa! Das kann dich doch nicht kränken; hast du denn nicht das letzte Mal gesagt, ich solle in Neu-Allen alles bestimmen, wie

ich wolle? Du mußt mir nicht böse sein, aber ich kann diese armen Städter hier, die es schon so schwer haben, nicht noch ausnutzen. Ihr Gutsbesitzer solltet euch alle zusammentun, die deutschen Städter sollten dasselbe tun, und sie dürften dann nicht mehr zahlen als die alten niedrigen Preise." – „Gegen solch einen Ring habe ich nichts, aber – hör mal – das mit den Preisen? Die Bauern treiben es ja viel toller. Das sind wirklich Wucherpreise, die die verlangen, nicht die Preise, die die Güter nehmen." – „Ja, aber da frage ich mich doch: auf welchem Niveau steht denn der Bauer, und auf welchem stehe ich? Und mögen alle sich damit zu entschuldigen suchen, daß alle es so machen, wir Manstaffs können das nicht. Und so lange du willst, daß ich mich um Neu-Allen bekümmere, so lange mache ich so etwas nicht mit."

Nun hob Frau von Manstaff die weiße, gepolsterte Hand, deren Innenfläche so rosig war, und rief: „Und wo sollen wir denn das Geld herbekommen? Die Gebäude verfallen, die Löhne sind horrend, überall fehlt es an Kapital!" Hans faßte die kleine Hand fest in seine große Hand, sah der Mutter in die Augen und sagte ruhig und eindringlich: „Wenn ich dir aber sage, Mama, daß das gegen mein Gewissen geht, daß ich es für schlecht halte, daß es mich bedrückt, würdest du es dann auch wollen?" Blitzschnell senkten sich die blauen Augen, es entstand eine scharfe Falte zwischen den Augenbrauen, als würde scharf reflektiert. In der Tat dachte Frau von Manstaff intensiv nach, aber in ihrer Art, in Bildern. Das letzte Bild, das sie sah, war ein großer Kreis von Damen, alle hörten ihr zu. Sie sagte: ja, aber wir können das nicht, mein Sohn ist viel zu ideal dazu, es geht gegen sein Gewissen.

Herr von Manstaff räusperte sich: „Hör mal, Hans, gehen wir der Sache auf den Grund. Wir könnten es ja schließlich tun. Aber wären wir arm gewesen, und es hätte sich uns die Gelegenheit geboten, durch die Konjunkturen des Krieges ein Kapital zu machen, das Gut schuldenfrei zu kriegen, wären wir nicht Dummköpfe gewesen, das nicht zu benutzen? Wir hätten dabei noch nichts gegen die Ehre getan, wir wären nur mit den andern auf das andre Preisniveau gestiegen." – „Ich glaube, daß wir es auch dann hätten tun müssen. Viele unter den deutschen Städtern, Beamte, Ärzte, Lehrer, haben nicht schrauben können und haben es auch nicht gewollt. Ich sprach neulich mit einem Arzt, der mir sagte, daß er es nie hätte verantworten können vor sich, seinen Patienten, die er schon jahrelang behandle, solche Preise, wie sie jetzt üblich seien, abzunehmen. Auch er war der Ansicht, daß jeder, der das Niveau

schraubt, sich versündigt." – „Du hast heute scharfe Ausdrücke, Hans." – „Aber ich bitte dich, lieber Manstaff," rief seine Frau, „ich verstehe dich gar nicht, mir ist es schon lange vollkommen klar, wie recht Hans hat!" – „Bravo!" rief Herr von Manstaff, „sieh doch die Frauen an, Hans!" – Hans griff nach der Mutter Hand und küßte sie. „Soll ich nun der einzige Schäbige unter euch bleiben?" fragte Herr von Manstaff, mit den Augen blinzelnd, „oder soll ich mich einer so edlen Gesellschaft würdig erzeigen?" – „Also zugegeben, Papa?" – „Zugegeben, alter Junge."

„Ich danke dir wirklich sehr, aber ihr müßt mich noch weiter hören, ich bin noch nicht am Ende." Die Gesichter der Eltern wurden wieder gespannt. „Ich habe gehört von den Bergs" – hier änderte sich der Tonfall ein wenig, und Hans' Gesichtsfarbe ward dunkler –, „daß es ihnen so schlecht gehen soll." Herr von Manstaff fragte, ein Brotkügelchen drehend: „Berg, war das nicht dein Lehrer?" – „Ja, und ich war so dumm wie die andern und habe ihn auch dazwischen aufgezogen. Aber er soll ein so wundervoller Mensch sein, und jetzt haben sie auch die Kinder des Bruders ins Haus genommen." Wie orientiert er doch ist, dachte der Vater. Die Mutter aber sagte, daß die Ostenhausens viel mit ihnen umgehen sollten. Dieser Ausspruch blieb jedoch in der leeren Luft hängen.

„Ja, da habe ich gedacht," fuhr Hans fort, „wer viel hat, muß abgeben. Du, Mama, gibst fürs erste aus Neu-Allen zwei Schinken und Eier, auch eine Tonne Butter und Äpfel. Papa und ich geben vor allem Brennholz, dann Kartoffeln, Roggenmehl, etwas Weizenmehl, Gemüse; davon laden wir einige ordentliche Fuhren auf und schicken sie zu ihnen, damit sie es doch wenigstens einige Zeit ordentlich warm haben und gut zu essen." – „Wie, zwei Schinken?" fragte Frau von Manstaff. „Höchstens könnte ich einen abgeben, vielleicht auch Eier. Butter nun schon jedenfalls nicht!" – „Liebe Mama, ich habe es nämlich schon alles bei der Mamsell bestellt, und die Fuhren kommen wohl schon morgen früh hier an." – „Ja, aber Hans, so ohne mir etwas vorher zu sagen?" – Frau von Manstaff war ganz rot geworden, ihre Augen traten starr hervor. Ihr Gatte lächelte. Soeben, dachte er, wurde mit leichter Geste auf ein Vermögen verzichtet, nun aber, da es an die Vorratskammern geht, wird es ernst. Aber so sind die Frauen: im großen large, im kleinen zäh.

Hans hörte nicht auf, der Mutter Hand und Arm zu streicheln, und es war ganz der alte Hans, als er sagte: „Es wird gemacht,

Mamachen, es wird gemacht, nicht wahr? Du willst doch nicht meine Autorität bei der Mamsell so furchtbar erschüttern? Sie wollte mir ohnehin nicht gehorchen, beruft sich immer nur auf dich. Du läßt mich doch nicht im Stich, nicht wahr?" Frau von Manstaffs Gesicht hatte sich geglättet. Indem sie Hans einen kleinen Klaps auf die Hand gab, hob sie die Tafel auf. „Was für ein verwöhnter Junge du doch bist!"

Es war eine ungemein redselige Dame als Gast gemeldet, die auf den Wunsch des Hausherrn von seiner Frau im gelben Salon empfangen wurde. So blieben Vater und Sohn allein im Saal, bei Kaffee und Likör sitzen.

„Wann du wohl wieder zurückkommst, Hans?" Hans' Gesicht und Haltung veränderten sich. „Es ist mir so furchtbar, überhaupt zurückzufahren", sagte er. Auf sein Gesicht war wieder der gequälte Ausdruck zurückgekehrt. „Du hast keinen Begriff davon, wie es bei uns jetzt aussieht. Ich sah es schon kommen, aber ich sprach nicht davon. Die Korruption hat derartig zugenommen — Stehlen und Betrügen, von unten bis zu den höchsten Spitzen, das war ja immer —, aber jetzt beginnt das Ganze, das dennoch immerhin zusammengehalten war, sich zu lösen. Die Soldaten laufen von der Front fort." — „Tatsächlich? Das ist sehr interessant." — „Ja, sie werfen ihre Waffen hin und verschwinden. Die Disziplinlosigkeit wächst unerhört, man weiß nicht mehr, was man denken soll." — „Glaubst du, daß solch ein Heer noch für Schlachten tauglich ist?" Hans schüttelte den Kopf. „Sag mal, kannst du dich nicht doch krank melden, um endlich loszukommen?" — „So ein gesunder Kerl wie ich? So etwas kann ich doch nicht."

Hans stand am Fenster und sah in die Dunkelheit hinein, aus der von unten die Lichter der Stadt heraufgrüßten. Am Himmel standen einzelne Sterne, mattleuchtende, sie neigten sich zu den Lichtern der Tiefe wie Geschwister. „Ja, das ist schlimm für dich, Hans, solch eine verlorene Zeit", sagte der Vater. — „Ich habe getan, was ich vermochte, und wollte auch ganz bei dem sein, was ich für meine Pflicht hielt, ich bin ein einfacher Mensch und kann kein Hin- und Hergerissensein vertragen. Aber jetzt muß ich sagen, der Dienst und dies Militär sind mir zum Ekel geworden. Das ist bald kein Heer mehr, von einem Tag zum andern kann die Front sich lösen." — „Dann hätten die Deutschen freien Einzug?" — „Wenn sie wollten, ja." — „Ach, wenn du hättest auf deutscher Seite sein können!" — „Wenn Deutschland mein gesetzliches

Vaterland wäre, so hätte ich bis zum letzten Blutstropfen dafür gekämpft, aber das ist ja nicht so gewesen." – „Ich habe es dazwischen befürchtet, du würdest dich nicht so stark und deutlich zum Deutschtum bekennen –?"

Hans schwieg. Sein Gesicht ward finster, dann kam es langsam heraus: „Was habt ihr denn eigentlich von mir geglaubt? Wie sollte ich mich denn als etwas anderes als einen Deutschen fühlen? Hätte ich das verleugnet, dann wäre ich ja ein Lump gewesen."

„Ich weiß, ich weiß, aber in solch einer verworrenen Zeit, siehst du, da wird man so überempfindlich." Es verging eine ganze Weile, in der beide schwiegen. Aus dem Nebenzimmer drang das aufgeregte, unausgesetzte Sprechen der fremden Dame herüber. Endlich sagte Hans gedämpft und wie nebenhin und doch in gespanntem Tone: „Hast du sie gesehen?" – „Sie ist natürlich nicht hier gewesen, Hans, obwohl ich doch ihr alter Freund bin. Aber ich will nächstens hinfahren." – „Wie ist es eigentlich, Papa, habt ihr einen Verband gegenseitiger Hilfeleistung? Ich meine, daß die, die mehr haben, denen helfen, die weniger haben?" – „Es ist ein Hilfsverein eingerichtet worden." – „Ja, das ist das einzige, was wir jetzt haben, daß wir einander helfen. Wieviel könnte ich jetzt in Neu-Allen tun, und die Leute sind auch so schlecht politisch orientiert. Der Frühling kommt, das große Auftauen, die Jagd, das Pflügen –." Hans seufzte. „Bald wirst du das alles haben, Junge. Der Krieg muß doch endlich ein Ende finden!"

Frau von Manstaff begleitete den Gast hinaus. Sie mußten durch den Saal gehen. Die redselige Dame lud Hans zu einer Gesellschaft ein, auf der er viele junge Mädchen treffen würde, arme Dingerchen, die so ohne Lebenslust in dieser Zeit dahindarben mußten. Hans verneigte sich zurückhaltend und sagte, daß er abfahren müsse. Als die Dame gegangen, sagte Frau von Manstaff ganz angeregt: „Kannst du denn nicht ein wenig später fahren? Es sind die allerhübschesten Mädchen des Landes dort." Hans sah seine Mutter scharf an und erwiderte, daß ihn auch die hübschesten Mädchen des Landes nichts angingen. Und als sie zaghaft hinzufügte, daß vielleicht auch ein wenig getanzt werden würde, richtete er sich straff auf: „Tanzen? Ja, wer jetzt noch Vergnügen daran findet. – Hol's der Kuckuck, es sind hier nicht alle so, wie ich wollte, daß sie wären."

Neuntes Kapitel

Entscheidung.

Es waren Tage vergangen, an denen Barbara nichts von Rjasin gehört hatte. Auch die Stimme schwieg. Wohl hatte sie bisweilen Angst erfaßt, er könne wortlos von ihr gehen, aber doch ward es nicht zu wirklicher Befürchtung gesteigert. Ihr Gefühl sang und klang ja seit jenem Tage, die Gewißheit seiner Liebe ließ alles andere, selbst dies augenblickliche Geschiedensein, versinken. Sie glaubte, daß es nur eines Wortes bedürfte, und er stände wieder vor ihr. Dennoch wagte sie nicht, jenes Wort zu sprechen und ihrem Verhältnis in die Zukunft hinaus eine Form zu geben. Die Tatsache, daß sie so heiß und stark geliebt wurde, das Entgegenglühen in ihr war ihr ein täglich neues Wunder und begann sie umzumodeln zu einem neuen Menschen. Da aber ward sie eines Tages dennoch herausgerissen aus dem Zustand des Hingegebenseins und zur Stellungnahme gezwungen.

Sie war allein im Hause. Mattwei hatte einen freien Tag, die Baronesse war ausgefahren. Da kam die Jungfer und teilte ihr mit, daß der Bursche von unten da sei und sage, sein Herr wäre so krank, daß er wohl bald sterben werde. Ein Arzt wäre dagewesen, aber der Kranke nähme die Arznei nicht und phantasiere beständig. Barbara erschrak heftig und befahl, den Burschen zu ihr zu führen. Sie sah in ein breites Gesicht, mit rot verschwollenen, kirgisenhaft schief stehenden Augen, und hörte in fast unerträglicher Spannung, wie er erzählte, daß sein Herr neulich nach einem tollen Ritt sich ganz erhitzt draußen hingesetzt hätte und nur böse gelacht habe, als man ihn aufforderte, hineinzugehen. Seit gestern läge er in Fieber. „Es sind jetzt Schatten gefallen, und dies Haus ist ein Haus des Todes geworden," schloß Mitka, „alle alten Leute wissen es, daß bei einer schweren Krankheit sich ein Kreis von Dunkelheit zieht, der näher und näher rückt." „Ich komme herunter," rief Barbara, „ich glaube nicht an diesen Kreis." In aller Eile suchte sie nach einigen Medikamenten, befahl der Jungfer, Zitronenlimonade zu bereiten, und eilte hinab.

Mitka schritt auf den Zehenspitzen voran. Das zweite Zimmer, in dem Rjasan lag, war das größere. Barbara erkannte es zuerst kaum wieder. Eine kleine Lampe brannte nur, und dann das Flämmchen vor dem Heiligenbild.

Die Augen ergänzten die verschwimmenden Konturen, errieten die Andeutung der Farben. Auf dem Boden kaukasische und persische Teppiche, Felle, an den Wänden große gestickte Tücher, auf denen Waffen aller Art hingen, Flinten, Säbel und Dolche. Die Luft war geschwängert von jenem starken Parfüm, das sie an Rjasin kannte, und von Zigarettenrauch. Da hinein mischte sich noch dumpf der Fell- und Ledergeruch. Schwer war die Luft, schwül, und doch lag etwas ausgesprochen Männliches im ganzen Raum. Auf dem Bett, über das gleichfalls ein Fell gebreitet war, lag Rjasin. Er war angekleidet, trug einen scharlachroten kaukasischen Rock. Eigentümlich freudig und scharf leuchtete das lichte Rot Barbara entgegen. „Ja, so liegt er nun," flüsterte Mitka, „und ich darf ihn nicht anrühren. Aber die hohen Stiefel habe ich ihm doch schließlich ausgezogen. Die Decke wirft er ab, so wütet das Fieber in ihm. Dazwischen schlägt er um sich und ist wie vom Teufel besessen."

Rjasins Gesicht war gerötet, es sah lebhaft bewegt aus, war wie von Schmerz verzogen. Einige Haare hingen ihm in die schweißbedeckte Stirn. Die Augenlider zitterten. Barbara trat ans Lager und sah das Zucken im Gesicht. Mitka zupfte sie am Kleide: „Am Ende wacht er auf und tobt." — Barbara machte ihm ein Zeichen, hinauszugehen. Nun war sie allein mit dem Kranken. Ein unendliches Mitgefühl quoll in ihr auf. Sie fühlte seine Qual körperlich mit. Vorsichtig breitete sie ihm eine seidene Decke über die Knie, bedeckte auch seine Schultern und öffnete das Fenster. Reine, klare Luft strömte herein, mit ihr die Geräusche von der Straße, unruhiges Bimmeln von der russischen Kirche, Menschenstimmen, ab und zu ein harter Schritt. Aber das alles blieb außerhalb, hatte mit ihr und dem Teppichzimmer und dem Kranken nichts Gemeinsames, drang nicht in diese Welt, die seine Welt war. Als Barbara das Fenster schloß, sah sie, daß Rjasin den Kopf gewandt hatte: die Augen blieben noch geschlossen, aber es schien ihr, als atmete er ruhiger.

Sie setzte sich auf einen niedrigen Stuhl dicht an das Bett und sah in das schöne, leidvolle Gesicht. Unter dem dunklen Schnurrbart blitzten die weißen Zähne auf, die Zähne, vor denen sie sich immer ein wenig fürchtete. Hatte sie nicht Rjasin gegenüber immer ein leichtes Gefühl von Furcht gehabt? War es nicht so, als klage dieser junge Körper sie an, als habe sie sich an ihm versündigt? Hatte sie nicht mit Schuld an dieser Krankheit, weil sie das Strömende, überheiß Wallende abgewiesen hatte, so daß es zurück-

gedrängt wurde und nun etwas im Körper zerstörte? Hatte er sie nicht gewarnt vor dem Feuer, wenn es einmal schon brannte? War in seiner Lebenskraft, in dem, was er ihr entgegengebracht, nicht schon etwas gewesen von jenem Fieber, was ihn jetzt gepackt hielt?

Mitka brachte die Limonade. „Diese herrliche Limonade," sagte er, „die allein schon wird ihm helfen." Wie ein entzücktes Kind stand er neben ihr. „Ich will Ihnen helfen, Herrin." Barbara nahm eine Oblate mit Chinin, das der Arzt verschrieben hatte. Mitka legte den Arm um den Kranken, sorgsam und geschickt wie eine Mutter. Barbara schob die Oblate zwischen die Lippen und hielt ihm dann das Glas hin. „Leonid Alexandrowitsch, köstlich ist das, nehmen Sie doch, ich bitte", sagte Mitka. Rjasin warf den Kopf einige Male hin und her. Er hatte auf die Oblate gebissen, nun durchschauerte es ihn. Ganz mechanisch, als Reizlösung, trank er gierig das ganze Glas aus. „Ja, ja", sagte er, ohne die Augen zu öffnen. Mitka ließ ihn wieder in die Kissen zurücksinken. „Stürmt," rief der Kranke, „eins, zwei." — „Sehen Sie, Herrin, er redet irre", flüsterte Mitka. „Geh' nur jetzt und ruh' dich aus", sagte Barbara. Er duckte sich und verschwand. Es war kaum eine Minute vergangen, da hörte sie ein lautes, getragenes Schnarchen aus dem Nebenzimmer.

Barbara wischte dem Kranken leicht übers Gesicht, versprengte von dem Kölnischen Wasser, das in einer kristallenen Flasche auf dem Bettische stand. Rjasin öffnete die Augen. Sie war ihm ganz nah, er starrte auf ihr Kleid, es war ein weiches, braunes Samtkleid. Er streckte die Hand danach aus, aber sie sank wieder erschöpft zurück. Da begann Barbara, ihm sanft über die Schulter zu streichen.

Unter dieser Berührung geschah es, daß er tiefer zu atmen begann. Es schien, als fülle er mit Wohlgenuß seine Brust mit frischer Luft. Das Zucken im Gesicht und in den Gliedern legte sich, die Züge entspannten sich. Ihre Hand ruhte auf seiner Stirn. Sie fühlte es selbst nicht, wie die Zeit verstrich, und als sie endlich ihre Hand zurückzog, war ihr etwas Seltsames geschehen, sie spürte nicht mehr die Schwere ihres Armes. Der Kranke war fest entschlummert.

Noch immer saß Barbara da. Sie hätte wohl schon fortgehen können, aber es war, als wäre sie gebannt. Als sie doch schließlich nach der Uhr sah, erstaunte sie, daß schon die zwölfte Stunde vorüber war. Nun mußte sie Mitka aufwecken. „Ich gehe nun,"

sagte sie, „dein Herr schläft." – „Ihr seid gewesen wie ein Engel, Barbara Antonowna, die Mutter Gottes wird Euch segnen."

Barbara ging hinauf. Sie ging an Mattwei vorüber. Irgendwo sah sie die Baronesse vorüberhuschen. Sie ging langsam dahin, gerade vor sich hinsehend, bis in ihr Schlafzimmer. Sie fühlte sich tief erschöpft. Nur die eine Hand, bis hinauf zur Schulter, war ihr eigentümlich leicht. Sie stellte sich keinerlei Fragen, hatte keine Gedanken, ihr war nur, als habe jetzt endlich etwas für sie entschieden.

*

Mitka stand vor Barbara mit einem Strauß roter Rosen. Sein Gesicht leuchtete, als er mit der Freude eines Kindes erzählte, daß die Blumen aus Petersburg verschrieben wären. Barbara hatte alle Tage Krankenkost heruntergeschickt, und ein ihr bekannter Arzt hatte nach Rjasin gesehen, dessen starker, gesunder Körper das Fieber schnell überwunden hatte, ohne daß die gefürchtete Lungenentzündung eingetreten war. Sie wußte wohl, daß es ihm viel besser ginge, aber als ihr Mitka den Besuch seines Herrn für den Nachmittag anmeldete, durchfuhr sie ein glühend heißer Schrecken, denn das hatte sie noch nicht erwartet. Ihr Gesicht in den Rosen verbergend, sagte sie, sie befürchte, daß es zu früh wäre, schon auszugehen. – „Den zurückhalten!" rief Mitka und lachte. Die Baronesse und Mattwei sahen ihn, den roten Rosenstrauß. Sie sahen auch, daß Barbara ein neues Gesicht bekommen hatte, sahen das Glänzen der schönen Augen, den verträumt weichen Hauch über den Zügen. Die Baronesse zog die Stirn kraus. Mattwei seufzte schwer.

Gegen Abend, als Barbara im Gobelinzimmer saß, ward ihr Rjasin gemeldet. Er trug den hochgeknöpften Soldatenrock und sah bleich aus. Er trat rasch auf Barbara zu, faßte ihre beiden Hände und küßte sie eine nach der andern. Sie dankte ihm für die Rosen. Er sagte nichts, sah sie nur an, sie aber wagte es nicht, seinen Blick entgegenzunehmen. „Ich hatte eine wunderbare Empfindung, als ich krank war. Mir war, Sie wären da, ich fühlte das Streicheln Ihrer Hände . . . Ist das Wahrheit?" er fragte das fast flüsternd, und in seine Augen trat ein Ausdruck von Angst. Er hatte sich neben sie aufs Sofa gesetzt und faßte nach dem lila seidenen Band, das von ihrem silbergestickten Gürtel herabfiel. „Ja, ich war da," sagte sie, „Mitka hätte es Ihnen ja doch gesagt." – „Und sollte ich es denn nicht wissen?" fragte er weich, nach ihrer

Hand fassend. Sie sah seine dunklen Augen ganz nahe vor sich, sah sie aufflammen. Ein Schwindel erfaßte sie. Eine heiße Welle kam über sie und riß sie fort. „Es nützte ja doch nichts, es verbergen zu wollen", sagte sie vor sich hin. Da glitt er vor ihr nieder und umfaßte sie. „Ich kann nicht mehr . . ." stammelte er, „auch du, Barbara!" Er riß sie an sich und küßte sie. Nun war es geschehen, was alles entschied. Ihr Bewußtsein ging unter. Wie ein Aufreißen war es gewesen, doch zu einer Verwandlung des Lebens ward es. Alles Vergangene war wie aufgehoben. Sie fühlte kein Widerstreben mehr, nur eine große Willenlosigkeit, Schauer einer neuen Offenbarung . . .

Er hielt ihre Hände gefaßt: „Gleich, als ich dich daherkommen sah in deinem hellen Pelz, und du bliebst stehen und sagtest die Verse, da wußte ich: die ist wie keine andere. Und als ich oben bei dir sein durfte und erst sah, wie schön du warst, da wußte ich, daß es nun wieder begann bei mir, mit Schmerz und Qual und Entzücken. Was hast du nur für Augen bekommen, wie siehst du mich an. Was denkst du?" — „Ich dachte, wo meine Vernunft wohl geblieben ist?" sagte sie. Er lachte übermütig: „Die gibt es nun nicht mehr. O, wie habe ich mich zurückhalten müssen, welche Angst habe ich gehabt vor dir!" Immer wieder zog er sie an sich und küßte sie. „Liebst du mich?" fragte er. Seine Berührung, jede seiner Bewegungen erschienen ihr so natürlich und vertraut. „Was machst du aus mir?" fragte sie dunkel. Sein Jubel, seine Seligkeit rissen sie hin. Sie hatte es ihm zugegeben, daß auch sie vom ersten Augenblick an, da sie ihn gesehen, von ihm erfaßt gewesen war, wie von keinem anderen Menschen. „Du siehst, wir sind für einander bestimmt", sagte er, und er stellte es ihr vor, daß sie ja beide freie Menschen wären und auf niemanden Rücksicht zu nehmen hätten, und daß es daher auch keinen Sinn habe, jetzt noch länger mit ihrer Verheiratung zu warten, da der Krieg sie ja wieder auseinanderreißen könne. Sie war willenlos geworden, sie gehörte ihm.

*

Die Baronesse eilte zu Ostenhausens. Wenn sie auch im gewöhnlichen Verlauf des Lebens keinerlei Rat bei ihrer um viele Jahre jüngeren Cousine Blandina, die sie als die „unpraktische Ostenhausen" bezeichnete, nachzusuchen pflegte, so konnte es doch geschehen, daß ihr in besonderen Fällen diese als die einzige erschien, die Licht in die Wirrnis einer dunklen Situation zu bringen ver-

mochte. Vollends trafen sich diesmal die Interessen der Ostenhausens mit denen, die sie zu vertreten hatte. Ja, Blandina mußte ihr helfen, eine Irrende vom Abgrunde hinwegzuziehen! Dieser Wunsch entstand nicht nur aus Interesse für Barbara. Die Baronesse hatte seit jeher eine besondere Vorliebe für Magnus, der älteren Leuten gegenüber ein so gewinnendes Wesen hatte. Sie hatte eine Verbindung zwischen ihm und Barbara immer im Auge behalten. Sie glaubte sicher, daß Barbara ihn einst lieben würde, und daß Magnus sie bereits liebte, wenn es auch ihm selbst vielleicht noch nicht klar war. Gerade dieses Unbewußte gab ihrer Ansicht nach dem Verhältnis der jungen Leute solch einen Reiz. Nun war etwas ganz Plumpes, Häßliches dazwischen gekommen. Barbara war in einer gefährlichen Periode ihres Lebens, sie stand in jenem gewissen psychologischen Moment, in dem die jungen Mädchen reif zur Ehe sind. Wozu aber brauchte sie sich deshalb wegzuwerfen und diesen fremden Menschen zu heiraten, in den sie sich plötzlich mit solcher Leidenschaft verliebt hatte? Dieses Gefühl war kein wahres Lebensgefühl, hier mußte Einhalt geboten werden. Die Energie, mit der die Baronesse dieses wünschte, drückte sich selbst darin aus, wie sie auf den Knopf der elektrischen Glocke bei Ostenhausens drückte.

Stimmen klangen ihr entgegen — es mußte Besuch da sein. Sie sah im ersten Zimmer am Fenster einen breiten Rücken, der unfehlbar Herrn von Manstaff angehörte. Die Beziehungen waren also doch nicht abgebrochen? Und wie Irene ihn ansah, ihre Augen strahlten ja förmlich! Die Baronesse trat mit eiligen Schritten ins Zimmer. Alle lasen es ihrem Gesicht ab, daß etwas geschehen war. „Ah, meine Gnädigste," rief Herr von Manstaff, „treten Sie näher, meine Verehrteste, ich kann mich ja leider nicht zu Ihnen erheben. Ich bin entzückt, Sie zu sehen, immer gemahnt mich Ihr Anblick an die Fleischtöpfe Ägyptens. Ich darf Sie wohl wieder einmal fragen, ob Sie den Kaviar lieber mit geröstetem Brot nehmen oder mit frischem Brot und Zwiebeln?" Die Baronesse errötete: zwischen ihr und Herrn von Manstaff, so selten sie sich auch sahen, herrschte stets eine Art von Spannung, die ihr unangenehm war. Da ihr Gefühl gereizt war, sagte sie mehr, als sie ursprünglich vor ihm verraten wollte: „Sie dürfen das vielleicht bald nicht mehr fragen, denn tritt das wirklich ein, was Fräulein Rhyn vorhat, so verlasse ich Sie." Wenn die Baronesse auf einen Effekt hätte ausgehen wollen, so hätte sie mit der Wirkung ihrer Worte wohl zufrieden sein können. Blandina war zusammengezuckt.

Magnus' Hände umkrampften eine Stuhllehne, er sah sie mit festem, fast drohendem Blick an. Irene aber rief: „Was heißt das, was ist geschehen?" Die Baronesse sah auf Blandina: „Darf ich dich sprechen, auch dich — Magnus?" Blandina machte unwillkürlich eine Gebärde, die auf Herrn von Manstaff hindeutete. „Aber ich bitte Sie, meine gnädigste Frau," rief dieser, „wegen mir legen Sie sich doch keinen Zwang auf. Wenn Sie gestatten, so bleibe ich auch etwas länger? Besuchemachen ist für mich ja ein wenig schwierig." — Blandina hatte nur flüchtig das Gesicht ihres Sohnes gestreift; sie ging mit ihm und der Baronesse in ihr Zimmer.

Herr von Manstaff hielt es für besser, zu tun, als bemerke er nicht, daß vielleicht etwas Schicksalsvolles hinter den geschlossenen Türen vor sich ginge. Er faßte Irenens Hand und sagte: „Also, da der Prophet nicht zum Berge kam, kam der Berg zum Propheten. Ein alter, kolossaler Berg und ein ganz junger, kleiner Prophet. Ein bißchen blaß das kleine Pagengesicht, Irenchen?" — „Ach, wie freue ich mich, dich zu sehen", sagte sie, unter seiner Hand, die ihr über die Wange fuhr, erglühend. „Ja, ich dachte es mir, zwei solche alte Freunde kann doch nichts auseinander bringen." Tee und Pfefferkuchen wurden jetzt hereingebracht. „Das ist ja reizend," sagte er, „bei diesem Hundewetter etwas heißen Tee." Sie bediente ihn mit einem glücklichen Gesicht und aller Sorgfalt. „Und dann zum Schach, weißt du, da fehlt mir doch immer der Partner." — „Möchtest du vielleicht Schach spielen?" fragte sie eifrig. — „Aber das fragst du noch? Wollen mal sehen, wer unterdessen klüger geworden ist, du oder ich?" — Irene brachte das Schachspiel mit dem dazugehörigen Tisch und den elfenbeinernen Figuren. „Wie hübsch", sagte er. — „Ja, das hat schon meinem Großvater gehört", erzählte sie freudig. — „So? da bist du also im Vorteil, der Geist deiner Vorfahren wird auf dich übergehen, und ich habe nur meinen eigenen entgegenzusetzen."

Sie hatten schon eine längere Zeit gespielt, als die Tür zu Blandinas Zimmer endlich geöffnet wurde. Die Baronesse schritt voran mit streng geschlossenen Lippen, nicht ohne Wichtigkeit und Würde. Blandina sah abwesend aus, Magnus' Gesicht aber war bleich und wie durchfurcht. Er begleitete die Baronesse ins Vorzimmer. „Ich kann mich also auf dich verlassen?" fragte sie. — „Ja, ich werde es tun." — „Und selbst kommen und auch mit ihr sprechen?" Er nickte. Als er zu Irene und Herrn von Manstaff trat, bemerkten sie, daß er die Hand zu den Schläfen hob, in der

Art, die er schon als Knabe hatte, wenn ein starker physischer oder seelischer Schmerz ihn bestürmte. Herr von Manstaff fühlte, daß er sich Zwang antat, um mit ihm über Politik zu sprechen, er sprach matt und ohne Feuer.

*

„Magnus Romanowitsch", meldete Mattwei, und er tat es diesmal nicht mit der Freude, mit der er sonst diesen Namen aussprach, er sagte es zurückhaltend, fast vorwurfsvoll. Es war am Vormittag. Barbara war gerade aus der Stadt gekommen, denn sie hatte jetzt viele Besorgungen zu machen. Sie wechselte die Farbe und zögerte ein wenig, ehe sie sagte: „Ich lasse bitten." Ihr Herz schlug schneller, ein unbehagliches Gefühl überkam sie. Sie wußte, daß die Baronesse mit Ostenhausens gesprochen hatte. Es stand ihr ein Kampf bevor und drohte sie aus dem Zustand glückseligen Traumes herauszureißen. So wie sie aber Magnus sah, änderte sich ihr Gefühl. Sie las es in diesem gefaßten Gesicht, daß es sich um anderes handeln würde, als um das, was sie gefürchtet hatte. Sie hatte geglaubt, Magnus und Irene würden in Empörung und wirklicher Entrüstung angestürmt kommen und ihr Vorwürfe machen, daß sie eine Abtrünnige werden und einen Russen heiraten wolle! Vielleicht auch hatte sie gefürchtet, Magnus würde seine eigene Enttäuschung auf sie ausströmen lassen und dadurch sich und ihr Schmerz bereiten? Aber als sie ihn nun so zurückhaltend und ernst, doch mit einem Ausdruck von Güte auf sich zukommen sah, fragte sie sich, ob sie sich nicht darin geirrt habe, anzunehmen, daß sein Gefühl je über den Rahmen der Freundschaft hinausgewachsen wäre? Er sah anders aus als sonst, er erschien ihr in diesem Augenblick weit über seine Jahre hinaus reif, so daß ein unwillkürliches Gefühl von Respekt sie ergriff. Sie reichten sich stumm die Hand. Er sah sich wie unschlüssig um. Sie erkannte, daß er erfroren aussah, und da sie um seine Vorliebe wußte, am Ofen zu stehen, sagte sie: „Ja, der Ofen ist heiß." Sie wechselte daher ihren Platz und setzte sich auf einen Stuhl, der nahe beim Ofen stand. Sie fühlte, daß er mit ihr sprechen mußte. Sie fürchtete sich davor, und war doch ungeduldig, daß er beginnen möge. Er sagte, ohne äußere Vorbereitung: „Ja, Barbara, ich muß mit Ihnen darüber sprechen." — „Wenn ich irgend jemandem das Recht zuerkenne, es zu tun, so sind Sie es", sagte sie schnell.

Da begann er. Er sprach in einer gedämpften und milden Art. Er erzählte, daß er Erkundigungen eingezogen hätte nach

Rjasin, und daß diese nicht gut ausgefallen wären. Er habe erfahren, daß er leichtsinnig sei, sowohl mit Geld, als auch sonst, daß er getrunken habe, daß er nicht gewissenhaft sei im Dienst, sondern nur dann seine Pflicht erfülle, wenn es ihm passe. Man habe es hier mit einem launischen Menschen zu tun, einem, der nur in Perioden lebe, hin- und herschwanke. Er erzählte, ohne Barbara anzusehen, immer an den Ofen gelehnt, sich nur ab und zu hin- und herschaukelnd, Einzelheiten und trug alles in einem so überredenden Tone vor, daß es suggestiv auf sie wirkte. Sie dachte: ich verstehe, daß er so viel Einfluß hatte auf seine Kameraden. Er hat tausendmal recht, mir zu sagen, daß ich vor einer Gefahr stände, ich weiß ja selbst, daß es so ist . . . Sie hörte ihm zu, ohne ihn zu unterbrechen, aber als er endete und fragend auf sie hinsah, sagte sie: „Es mag wahr sein. Ich glaube, ich wußte das alles auch schon." – Es zuckte über sein Gesicht, und er runzelte die Stirn: „Sie glauben es also selbst, daß er solch ein Mensch ist?" – „Ja, aber was nützt das?" fragte sie leise.

Er trat fort vom Ofen und setzte sich vor sie hin. Er beugte sich zu ihr, sprach eindringlicher und wärmer: „Sie müssen sich aufraffen, Barbara. Sie sind wie in einer Verzauberung. Sie können, Sie dürfen nicht aus solchem Zustand heraus über Ihr Leben entscheiden. Ich verstehe Sie nicht, nein, ich kann es nicht verstehen, daß Sie zu einer geworden sind, die das Dunkle locken könnte? Es darf nicht sein, daß es Sie verschlingt, daß Sie in einem Fatalismus untergehen. Ich kenne ja die Frauen nicht, kann aber so nicht von Ihnen denken, daß Sie wider alle Vernunft –" Er brach ab, Barbara hatte gelächelt. Was red' ich nur, dachte er, es ist ja doch alles vergeblich! Aber er sprach weiter, wenn auch mit einer gewissen Verzweiflung im Ton: „Ich darf es von Ihnen nicht glauben, daß Sie blind aus einem – solchen Gefühl heraus Ihr Leben an ein so ganz fremdes Leben knüpfen wollen! Sie sind tausendmal zu schade für ein Abenteuer! Glauben Sie denn wirklich, Sie ertrügen es, heute vergöttert und morgen weggeworfen zu werden? Glauben Sie denn, ein solcher Mensch ändere sich in seiner Natur?" – „Er liebt mich", sagte Barbara, und ihre Augen erstrahlten. Er lehnte sich einen Augenblick zurück und schloß die Augen. Dann aber faßte er sich wieder zusammen: „Auf wie lange, Barbara? Und was bleibt dann nach? Haben Sie sich das nicht gefragt? Auch solche Naturen haben ihr Gesetz und gehen dem oft mit vitaler Kraft nach." – „Sie kennen ihn nur aus entstellender Wiedergabe," rief sie erregt, „er ist im Grunde edler

und tiefer als alle, die schlecht von ihm sprechen." – „Wie inkonsequent Sie sind," sagte er, „haben Sie es mir nicht eben gesagt, daß Sie alles das von ihm wußten?" – „Dennoch ist er im Grunde gut", beharrte sie. – „Geben wir zu, er wäre in seinem Gemüte nicht verdorben. Aber ist er fähig, die Weite Ihres Geistes, die Tiefe Ihres Gemütes zu erkennen? Und Sie selbst, wenn Sie entzaubert wären, was ja kommen muß, Barbara" – er errötete tief bei diesen Worten – „was ist für Sie dann noch übrig geblieben? Hätten Sie dann einen wirklichen Menschen in ihm? Gerade Sie, Barbara, würden sich wieder nach Ordnung und ruhigem Geist des Lebens zurücksehnen, denn Sie sind nicht so stark und fest, wie Sie glauben, gar nicht sind Sie das. Sie verwechseln sich hier selbst. Es ist nicht stark, was Sie tun."

Er war wieder aufgestanden und hatte seinen alten Platz am Ofen eingenommen. Von hier aus sprach er nun in einem anderen Ton: „Das Letzte und das Erste, das ein solcher Schritt von Ihnen hervorrufen würde, haben Sie sich wohl selbst gesagt. Tante Pontusine ist dann nicht die einzige, die Sie verläßt. Sie verlieren Ihre Freunde, denn kein deutscher Mensch könnte Ihren Schritt anders empfinden, denn als Verrat." – „Ja, das weiß ich," sagte sie, „und ich verstehe Ihren Standpunkt, von Ihnen aus gesehen, vollkommen."

Er seufzte schwer auf und strich sich mit der Hand über die Stirn. Sie wollte auf ihn zugehen, seine Hand fassen und ihm für sein Mitgefühl und Interesse danken. Etwas wie ein Schuldgefühl stieg in ihr auf. Er hatte zu ihr gesprochen, mehr noch wie ein Bruder als wie ein Freund. Er war so voller Menschlichkeit gewesen. Nein, er hat mich nicht geliebt, wie ich es fürchtete, suchte sie sich einzureden, sonst könnte er nie so mit mir sprechen. Er kennt keine Leidenschaft, daher kann er mich auch nicht verstehen. Sie fühlte, daß sie ihm etwas sagen mußte, das ihm entgegenging: „Was erwarten Sie nun von mir?" fragte sie. – „Daß Sie sich noch prüfen, daß Sie alles das überdenken, was ich Ihnen gesagt habe. Daß Sie bis zu Ihrer Seele vordringen, Barbara. Wollen Sie das tun?" Er stand vor ihr, sie sahen sich in die Augen. „Ja, das will ich tun," sagte sie, ihm beide Hände entgegenstreckend, „und ich danke Ihnen." Er hob abwehrend die Hand. „Magnus – könnten Sie mich je ganz verdammen?" rief sie. – „Ich?" Die Frage war leise getan, wie aus klingender Tiefe. „Magnus!" Es klang fast wie ein Hilferuf. Er aber sprach vom anderen Ufer her: „Äußerlich, in der wirkenden Welt, wären wir aber dann doch

wie auf zwei Planeten. Innerlich – ich weiß nicht, ob ich mich je ganz von Ihnen trennen könnte." Er sagte es mit einem bewegten Unterton, und doch war es leise, aus der Ferne. Er wandte sich zum Gehen. Eine starke Erregung hatte sie erfaßt, etwas wie Entschlußlosigkeit kam über sie, der Wunsch, ihn zu halten. Sie suchte seine Augen, aber er wich den ihren aus. Sie blieb an der Glastür stehen und sah, wie er langsam die Stufen herabstieg. Die Haustür fiel zu. Sie ging wieder in das Zimmer, in dem sie soeben gesessen hatten. Was ist es mit mir, ja, was ist es mit mir? fragte sie sich. Er hat recht, ich bin nur schwach. Aber ein Etwas ist hereingebrochen und hat mich gewaltsam in die Hand genommen . . .

Zehntes Kapitel

Abschied

Und so blieb es, daß Barbara Rhyn keinen eigenen Willen mehr hatte. Fast automatenhaft bereitete sie alles zu ihrer Hochzeit vor. Die Baronesse war ins Fräuleinstift zurückgegangen, aus dem sie ausgetreten war, als sie zu Barbara zog. Sie versinkt ins Element, aus dem sie aufgestiegen, dachte Barbara. Aber dennoch hatte ihr die alte Dame, wie sie so steif und gerade vor ihr gestanden hatte, Achtung eingeflößt. Still, mit gesenktem Kopf, hatte sie die Rede über sich ergehen lassen, die ihr mit bebender Stimme, in zwar gedämpfter, doch großer Erregung gehalten wurde, und in der es hieß, daß sie, Pontusine von Aschenfels, sich nicht nur im Gefühl, sondern auch in der Tat als Deutsche beweise, indem sie sich von Barbara trenne, da sie ihren Schritt nie billigen könne. Sie halte Barbara für eine Abtrünnige, ja, für eine Unglückselige, die einem drohenden Schicksal entgegenliefe. Barbara versuchte es nicht, zu widersprechen, sie bat nur die alte Dame, nicht zu vergessen, daß sie ihr immer dankbar wäre, und daß sie jederzeit bereit wäre, ihr zu dienen, wenn sie je Hilfe bedürfe. Ohne Weh sah sie sie ziehen. Aber ihre Isoliertheit ward ihr dadurch deutlicher klar. Nur immer inniger fühlte sie sich ihrem Verlobten verbunden.

Nun war der letzte Tag gekommen. Barbara hatte Rjasin gebeten, heute nicht bei ihr zu sein. Die Jungfer packte die Sachen, denn das junge Paar wollte auf einige Wochen nach Finnland gehen. Es war leicht gewesen, einen Urlaub für Rjasin zu erwirken, denn seine Vorgesetzten interessierten sich lebhaft für seine

Verlobung mit der reichen Erbin. Das ganze Haus duftete nach Blumen, es war wie ein Garten, wohin Barbara auch ging. Im Schlafzimmer hing das weiße Damastkleid mit der langen Schleppe, ganz von Spitzen überrieselt. Rjasin liebte es, sie kostbar gekleidet zu sehen, zur Trauung sollte sie ihren Perlenschmuck tragen. Ein scheues Gefühl kam über Barbara, als sie das schöne weiße Kleid in ihrem Mädchenzimmer liegen sah. Morgen war ihr großer Tag . . . Sie sah auf die Myrthen, die Orangen . . . ihre alte Welt löste sich langsam von ihr . . . Aber einen Abschied wollte sie doch von allem nehmen.

Sie fuhr durch den Stadtpark. Sie hatte eine Mietsdroschke genommen. Sie hatte es sich zuerst vorgenommen, von der Baronesse Abschied zu nehmen. Aber wie sie sich dem großen, weißen Hause näherte, gab sie dies Vorhaben auf. Sie bestieg die Anhöhe. Da lag das Haus vor ihr, das Stift adliger Damen, unter den hohen Bäumen, ein großes, friedliches Haus, vornehm und abgeschlossen.

Es taute. Der Schnee war weich. Wie still war nicht dieses Haus! Was wohl die alte Dame soeben tat? War es ihr noch immer zumute, als habe sie ein heroisches Opfer gebracht? Oder fühlte sie vielleicht doch jetzt Reue, daß sie die Tochter ihrer Freunde so ganz allein zum Altar gehen ließ? Wie viele Seelen barg nicht dieses große Haus, Schicksale, Leiden. Verbluten hier die Schicksale, oder wachsen sie noch weiter fort? Sind es ausgebrannte Herzen oder noch lebendig fühlende? Was die hier nicht wohl alles erzählen könnten, Leben um Leben . . .! Sie trat ans Haus heran und berührte es leicht mit der Hand. Ihr war, sie müsse das Ohr an die weiße Wand anlegen und lauschen, dann würde das alte Haus rauschen und singen wie die Muscheln der Tiefsee, wenn man sie zum Ohr erhebt. Die Muschel wie das Haus singen das uralte Lied des Lebens . . .

Barbara wandte sich. Sie weiß es nicht, daß ich hier war und braucht es nicht zu wissen! Sie fuhr zurück zur Stadt. Es kamen ihr Menschen entgegen, immerfort Menschen. Gab es denn so viele Menschen außer ihm und ihr? Einige trugen Packen, sahen müde und abgehetzt aus, einige redeten lebhaft. Was sie wohl alle dachten und fühlten? Gab es eine Brücke zu ihnen? Sie waren alle so fern. Und doch, hätte Barbara soeben die Möglichkeit gehabt, sie glücklich zu machen, wie gern hätte sie es nicht getan.

In der Altstadt stieg sie aus. Es war mittlerweile dämmrig geworden. Langsam ging sie dahin. Vor dem Laden eines Buch-

händlers blieb sie stehen. Es waren russische und französische Bücher ausgestellt, denn alles, was deutsch geschrieben war, war in die Tiefe des Ladens verbannt. Barbara sah die Titel der Bücher und sah doch nichts. Vor ihr stand die Zeit ihres Studiums in Paris. Sie sah sich erregt und freudig vor den Auslagen der Antiquare stehen. Mit wieviel Hunger hatte sie sich nicht einst in die geistige Welt gestürzt! Kunst, Philosophie, Soziologie, alles hatte sie an sich gezogen. Von alledem schien sie nun nicht mehr berührt, von solcher Welt brauchte sie nicht erst Abschied zu nehmen, diese Trennung war schon vollzogen worden.

Sie stieg den langen Berg hinauf, der zur Hochstadt führte. Wie liebte sie nicht diesen Weg. Von der einen Seite war er flankiert von der hohen steilen Mauer. Von der Höhe des Berges ragten die schönen, stattlichen Häuser in geschlossener Front und schauten nicht ohne Hochmut auf die Unterstadt herab, wo die gewöhnlichen Menschen lebten. In vielen dieser Häuser war Barbara eingeladen gewesen, hatte sich erfreut am breit dahinfließenden Leben. Nun war das für sie abgeschnitten für alle Zeiten – sie war zu einer geworden, die auf der anderen Seite steht.

Jetzt – die alte Kirche. Die Riesenbäume standen wie Beschützer davor, der eine hatte sich seitwärts geneigt, seine Zweige berührten fast die Kirchenwand. Das hohe, dunkle Portal war geschlossen. Nicht durch diese Tür würde sie im weißen Hochzeitskleide schreiten, ein anderes Volk, ein anderer Glaube würden sie aufnehmen.

Zu diesen schönen Häusern wie zu den reichen Bürgerhäusern der Altstadt fühlte Barbara keine starke Beziehung. Es war ein anderes Haus, zu dem es sie hinzog. – Der Petersplatz lag vor ihr, da blickte der Zar in den wolkenbehangenen, dunkelnden Himmel. Dort, das Holzhaus an der Ecke, da blinkte ein Licht. Das war Irenens Zimmer.

Irene! Lange hatte Barbara sie nicht gesehen. Sie hatten keinerlei Aussprache miteinander gehabt. Einmal nur waren sie sich auf der Straße begegnet. Sie waren zu gleicher Zeit stehen geblieben, Irenens Augen hatten sich in die ihren gebohrt. „Leb wohl, Barbara," hatte sie gesagt, „du gehst jetzt einen anderen Weg. Du verstehst, ich will das nicht miterleben." Barbara hatte genickt, hatte ihre Hand erfaßt und ihr gedankt für alles Gute und Liebe, das von ihr gekommen war. Irene hatte die Lippen aufeinandergepreßt – schnell waren sie auseinandergegangen.

Barbara stand auf der anderen Seite der Straße und sah auf das erleuchtete Fenster hin. So lange würde ihre Trennung währen, solange dieser unglückselige Krieg dauerte, der alles Menschliche verschlang und verunstaltete. So lange der Russe in jedem Deutschen den Feind sah und jeder Deutsche im Russen, solange waren sie getrennt. Aber mußte sich nicht nachher die Welt aus dem Krampfe der Feindschaft befreien? Wenn nichts mehr die Völker gegeneinander peitschte, mußten sie sich da noch hassen? Jetzt war die Nationalität das Trennende, einst würde man hinübersehen. Arme, kleine Irene, die ihr Herz zerfleischt hatte um einer Idee willen. Und Magnus? Wie verstand sie ihn in seiner Abwehr! Dennoch legte es sich ihr weh ums Herz. Sie nahm Abschied von diesen lieben Menschen, sie sah sie vor sich, auch Blandina, vor der sie stets Scheu empfunden hatte. Sie war doch keine gewöhnliche Frau, sie mußte anders genommen werden . . . Oft war es ihr erschienen, als habe sie eine gewisse Stilisiertheit der Seele, aber es mochte wohl daran liegen, daß sie für diese Art von Plastik noch kein Verständnis gewonnen hatte. Anders beurteilte sie sie in dieser Stunde. Auch Magnus und Irene erschienen ihr anders, standen ihr höher als sonst — das waren Menschen, die in der Höhenluft wandelten.

Da flammte am letzten Fenster ein Schein auf. Das war in Magnus' Zimmer! Freund und Knabe noch, du Werdender, Hoffnungsreicher, was war ich für dich auf deinem Wege zur Mannheit? Mußte ich da sein? Werde das, was in dir ist, werde du selbst. Das ist das Höchste, was ich dir wünschen kann! Lebt wohl, euch grüßt mein Herz! Barbara mußte an sich halten, so stark trieb sie die Sehnsucht, über die Straße zu eilen, an jene Tür zu klopfen und ihnen allen die Hand zu reichen. Es war ein großer Tag für sie, morgen, ihr Hochzeitstag . . . Es mußte wohl alles so kommen, nicht sie hatte es getan, es war mit ihr geschehen — das war das Große darin. Welch eine Wohltat müßte es nicht sein, sich unter Blandinas schöne, bleiche Hand zu neigen und den Segen zu empfangen! Aber nicht für sie blühte dieser Segen, niemand segnete sie aus dem Geist der Liebe, sie mußte über die Schwelle ihres neuen Glückes gehen ohne Segen und Abschied. Aber ihr Herz war dennoch voll Dankbarkeit und Hoffnung . . .

*

„Magnus! Ich muß Abschied von Ihnen nehmen, denn morgen ist mein Hochzeitstag, und dann sind wir geschieden. Der Tag ist

dahin, um mich ist Nacht . . . ich schreibe Ihnen als dem Menschen, der trotz allem den stärksten Anteil hat an mir. Ich habe ja weder Vater noch Mutter noch Geschwister, bin so ganz allein, alle werden mich jetzt verlassen, auch Sie, und dennoch — Sie nicht, Sie haben es mir ja selbst gesagt.

Ich habe mich nicht prüfen können, es war ja entschieden in mir von Anbeginn an. Es muß so sein, glauben Sie mir, es muß das sein für mich.

Ich bin nicht Herrin meiner Worte. Sie strömen unabhängig von mir und meiner zentralen Kraft dahin. Immer habe ich nachgedacht, nun weiß ich kaum mehr, was das war.

Verachten Sie mich nicht, daß ich alles verlasse um eines Menschen willen! Es ist durch ihn eine solche Wahrhaftigkeit und solcher Glanz in mein Leben gekommen. Es ist ein Geheimnis um ihn, und ich bin wie ein Geschöpf in einer großen Dichtung, das nicht weiß, was sein Schöpfer mit ihm im Sinne hat.

Habe ich es Ihnen nicht schon früher gesagt, daß ich das Märchen in meinem Leben brauche? Nun ist es gekommen, nun ist das endlich da, was ich immer erwartet habe. Etwas, das so stark ist, daß es alles andere verdrängt. Ich würde nicht leben, lebte ich nicht dieses. — Noch einmal: Ihre Worte stehen vor mir, ich danke Ihnen für alles. Jeder Gedanke in mir, der an Sie geht, müßte zu einem Segen für Sie werden. Ich fürchte nichts für Sie. Sie suchen mehr als sich selbst, da werden die Götter sich zu Ihnen neigen. Vielleicht ist es auch ein Gott, der sich zu mir geneigt hat in dieser irdischen Form, vielleicht ist es auch nur die Erde, die lebenspendende Erde . . .? Leben Sie wohl! Daß ich den Mut hatte, Ihnen von meinem Glück zu schreiben, ist vielleicht der größte Beweis meines Glaubens an Sie.

Barbara."

Es war Nacht. Verstohlen drang ein Mondstreif durch den schlecht verschlossenen Laden. Er lief als ein schmaler Strich am Boden entlang, die Dunkelheit nur so weit aufhellend, daß die Gegenstände als kompaktere, dunklere Massen hervortraten. Ja, dunkel war es im großen Raum, doch noch hell genug für eine Seele, die allein sein wollte in ihrem Schmerz. —

Ruhelos schritt Magnus im Saale auf und nieder. Er hatte sich schon einmal zu Bett gelegt, aber der Sturm in ihm hatte ihn wieder aufgepeitscht. Er hatte ja nicht mehr gehofft, und dennoch, als er den Brief in Händen gehalten, hatte er gefühlt, daß doch

noch nicht alles aufgegeben gewesen war für ihn. Er war umhergeirrt in den Straßen der Vorstadt. Es regnete, es war dunkel, der Wind pfiff. Er befand sich in der Nähe des Hafens. Da stand eine kleine Kirche; sie leuchtete ihm entgegen im Chaos der Natur, das ihn umgab. Er sah einige festliche Menschen in der Tür stehen. Uniformen blitzten auf, ein Coupé fuhr heran. Da stand sein Herz still. Grenzenloser Schreck erfaßte ihn, er stürmte weiter. Die ganze Welt schien ihm in einen wilden und stürmischen Unsinn verwandelt. Ja, jeglicher Sinn schwand dahin, wenn Barbara Rhyn in jener kleinen Kirche mit einem fremden Russen heimlich, fast wie verfemt, getraut wurde, und er, wie durch einen höhnischen Zufall, gerade zu dieser Stelle geführt wurde! Zu Hause angekommen, riß er ihren Brief hervor, ihn nochmals zu lesen und zu sehen, ob es nicht ein Spuk sei, der ihn genarrt hatte? Nein, es war Wahrheit, das war Barbara, die das geschrieben. Aber es war nicht die Barbara, die sich ihm bisher gezeigt hatte, es war die verborgene Barbara, die er bisher nur undeutlich durch die Handlung des Lebens hatte hindurchschimmern sehen, die sich hinter all dem Intellektualismus und der scheinbaren Welterfahrenheit verborgen hatte. Ja, jene Barbara war es, die er stets nur geahnt, aber die er immer gefürchtet hatte. Mit der sichtbaren Barbara hätte er streiten können mit blitzenden Geisteswaffen, welch ein guter Kamerad war sie ihm nicht gewesen, die andere Barbara aber, die unmittelbare, der war er verschrieben, der, von der er immer gewußt hatte, daß er sie nicht gewinnen könne.

Er sah sie vor sich, ihren Ausdruck, ihre Bewegungen. Ja, die unsichtbare Barbara hatte jetzt die sichtbare überwunden, sie durchleuchtete sie. Aber wie war es nur möglich, daß er jene Barbara nicht hatte hervorlocken können, daß er sie nur geahnt hatte, und daß er erst jetzt, da sie einem anderen gehören sollte, erkannte, wie sehr er sie liebte? . . . Hatte er im Irrgarten des Gefühls gelebt? Er wußte es nun: bis zum heutigen Tage hatte er dennoch gehofft. Wider alle Vernunft gehofft. Sein Herz hatte sie nicht aufgegeben!

Und nun war alles verloren. Jetzt erst verstand er es, wie tief er in ihrer Freundschaft und in ihrer Menschlichkeit verankert gewesen war, jetzt, wo es galt, sich gewaltsam herauszureißen. Er hatte ja keinen guten Gedanken gehabt, den er nicht mit ihr hatte teilen wollen, und nun war ihm diese ganze Welt abgeschnitten! War es ein Fehler gewesen, daß er sich so sehr in der Freundschaft begnügt hatte? Aber war ihm nicht gerade dadurch soviel Reich-

tum zugeflossen? Wo sollte nun das alles hin, das so unausgesetzt von ihm zu ihr geströmt war?

Er setzte sich und vergrub das Gesicht in den Händen. Als er wieder aufsah, begrüßte ihn ein kleiner Lichtstreifen aus dem benachbarten Zimmer. Wer teilte da mit ihm die Einsamkeit der Nacht? Er stand auf. Die Tür war wohl nur angelehnt gewesen, der Spalt mußte sich vergrößert haben. Auf dem Tisch neben der Couchette brannte die kleine, pompejanische Nachtlampe. Magnus sah seine Mutter im tiefen Sinnen dasitzen. Ihre Haltung berührte ihn eigentümlich: sie hatte die Hände von sich gestreckt und zu beiden Seiten des Polsters aufgestützt. Sie trug ihren weichen, wolligen Schlafrock und sah gerade vor sich hin: „Mama?" Blandina schrak zusammen, als sie den Sohn dastehen sah. „Habe ich dich gestört?" fragte sie. Er stand vor ihr. Sie faßte nach seiner Hand. „Soll ich gehen, oder darf ich bleiben?" Er sah ihr in die Augen, sah sie glänzen in tiefer Wehmut. „Ach nein, bleibe doch", sagte er matt. — „O Magnus!" Er streckte wie hilfesuchend die Hand nach ihr aus, setzte sich neben sie. Sein Kopf sank auf ihre Schulter. Er glitt herunter, blieb vor ihr auf den Knien liegen, das Gesicht in ihren Schoß vergrabend. Die kleine Lampe hatte nur wenig Schein, aber sie warf doch den großen Schatten der Menschengruppe an die Wand. Blandinas Hand strich leicht über Magnus' helles, weiches Haar, sie ruhte ein wenig, glitt dann wieder vorwärts, als folge sie einem Rhythmus. Minuten vergingen, halbe Stunden. Wie die höchste Seligkeit, so hat auch der tiefste Schmerz die Fähigkeit, den Augenblick auszudehnen, so daß er unendlich wird. Die Nacht hatte schwarze Schwingen, sie rauschte. Magnus schämte sich seiner Tränen nicht. Er fühlte das weiche Zeug des Schlafrocks an seinem Gesicht, er fühlte die Wärme vom Körper seiner Mutter und schmiegte sich an wie ein Kind. Sie brauchte nicht zu sprechen, er fühlte, sie wußte um alles. War es aus den geheimnisvollen Kräften ihrer Natur heraus oder aus dem Instinkte der Mutter? Er fühlte es wie einen Segen, daß es das gab für ihn auf der Welt, fühlte, daß es noch eine andere Liebe gab, als die einzige Liebe des hohen Liedes, eine Liebe, die nachgehend war und gelinde, die unendlich weitherzig umfing, und in der Trost lag und Linderung, wenn dieser Trost auch in nichts anderem bestand als darin, daß der Starrkrampf des Leidens sich ein wenig zu lösen vermochte.

Als er sich wieder aufrichtete, fröstelte er und fühlte, daß auch die Mutter bebte. „Es ist spät," murmelte er, „es ist kalt." —

„Warte ein wenig", bat sie und ging hinaus. Sie kam wieder mit einer Kanne und Tassen. „Was hast du denn da?" – „Ein wenig heiße Schokolade." – „Jetzt in der Nacht?" – „Ja, was weiß du denn, was ich so in der Nacht treibe?" Sie schenkte ihm von dem warmen Trank ein. Er trank schnell. Er spürte, daß er Hunger hatte, denn er hatte heute kaum etwas gegessen. Vor ihm stand ein Teller mit Pfefferkuchen. Er aß hastig einige Stück, dann aber schob er den Teller fort und wandte sich wieder ab. „Hättest du das vorausgesehen, Mama?" – „Ich wußte das, Magnus, ich habe es immer gefürchtet, daß so etwas kommen könnte." – „Du hast sie ja nicht gemocht?" sagte er. Ihr Blick war fragend. Er begann, auf dem weichen Teppich auf und nieder zu gehen. „Ich habe es gewußt aus ihrem Gesetz heraus", tönte ihre Stimme zu ihm, „und auch aus deinem Gesetz heraus. Der Geist hat eine Prüfung vor dich hingestellt. Sie ist hart." Er blieb stehen. „Was soll ich denn?" – „Das wird sich erst noch klären, Magnus. Du sollst vielleicht mehr in die Sphäre des Bewußtseins emporgehoben werden."

Er hob die Hände an die Stirn, denn er fühlte einen stechenden Schmerz. Er hätte dahinsinken wollen und vergessen, aber da kam etwas Neues, das ihn auftrieb. Er setzte sich der Mutter gegenüber hin. Er sah, daß ihr Gesicht bleich war, aber ihre Augen leuchteten. Schöne, große Nachtaugen, dachte er. Er sah auf das dunkel gewellte Haar, auf den hellen Streifen darin an der Schläfe, den Reif des Lebens, sah die ein wenig schweren Augenlider, das eigentümlich schmerzliche Lächeln. Es lag etwas so melancholisch Einsames über ihrer Gestalt, zugleich aber etwas so Fließendes, daß er es wie Musik empfand. Er gedachte der Scheu, die er und Irene so oft als Kinder vor ihr empfunden hatten, ja, Irene hatte sie wohl noch nicht ganz überwunden. Aber er, hatte er sie vielleicht auch nicht als das erfaßt, was sie war? Im Verkehr mit seiner Mutter war nichts Ausgebrauchtes, Alltägliches, sondern immer ein Neues. Oft war sie ihm fern, nie aber wirklich fremd. Doch eben wollte er nicht Ferne. „Kennst du mich, Mama?" fragte er. – „Es ist doch wohl dasselbe Blut", sagte sie.

Diese Worte durchschauerten ihn auf eine seltsame Art. Er entsann sich, daß Irene es ihm einmal gesagt hatte, daß sie keine körperliche Verwandtschaft zur Mutter empfände. Er aber fühlte die soeben gesprochenen Worte, ihren verborgenen Sinn, körperlich. Es war wie ein Hinübergleiten von ihr zu ihm. Er dachte an seinen Vater. Er hätte gern nach ihm gefragt, aber er und Irene hatten

sich stets enthalten, dieses zu tun. Welcher Grund lag da vor? Er wußte nur, daß ihn da etwas hinderte. Er mußte unwillkürlich jener Tage gedenken, da er und Irene sich in Groll von der Mutter gewandt hatten, die sie so allein zurückgelassen hatte, während sie im Ausland reiste. Gerade weil er die Mutter eben so stark als Mutter empfand, wie noch nie, weil seine Seele in dieser Nacht so wach war, strebte sie zu tastendem Verstehenwollen. Er beugte sich vor und sah in das stille Gesicht. „Mama, ich habe es immer fragen wollen, willst du es mir nicht einmal sagen, warum du damals Irene und mich zu fremden Menschen gabst? Wir drei waren doch so allein in der Welt, warum bist du damals nicht bei uns geblieben?"

Blandinas Augen wandten sich dem Sohne zu. Über das feine Gesicht zog eine leichte Röte, sie antwortete nicht sogleich, bewegte die Lippen, schloß sie wieder. Endlich fragte sie: „Ist man nicht so, wie man schon einmal ist?" Das schien ihm eine Abwehr. Er sank zurück in seinen Stuhl, um sich wieder der Nacht, die um ihn und in ihm war, zu überlassen. Wie ein Lichtstrahl im dämmerigen Raume sah er seine weiße Mutter, ja, wie ein Licht, aber in fernem Entschweben. Sie mochte es fühlen, daß er entglitt. Sie machte eine unwillkürliche Bewegung, als wollte sie ihn halten. „Ich will es dir gern sagen, Magnus, aber da muß ich von mir sprechen. Kinder haben ein Recht, nach ihren Eltern zu forschen." Er beugte sich wieder vor. — „Ich müßte, mein Lieber, eigentlich weit nachholen, da beginnen, wo ich noch ein ganz kleines Mädchen war und zu Hause in den dunklen Korridoren herumlief und immer das suchen wollte, was noch nie jemand gesehen hatte. So auch sah ich in meiner steten Neugier ins Feuer im Kamin. Aber das Leben ist zusammenhängend, es aus einer Mitte herausreißen, heißt es nicht erklären. Es ist doch alles eine lange Kontinuität. Nimm es in Andeutungen, was ich sage." Er nickte.

„Vor dem, das in mir Gestalt gewonnen hatte, was vielleicht die Seele genannt werden könnte, heiratete ich. Ich lebte, wie ich atmete und mich bewegte — im Unbewußtsein. Ich träumte, ohne zu wissen, um was der Traum ging. Da kam ein starker Wille, aller Wille um mich vereinigte sich dazu. Nun lebte ich viele Jahre neben diesem starken Willen. Als euer Vater starb, hatte ich mich noch nicht daran gewöhnt, mich selbst zu wollen und zu entscheiden. Als Kind war ich stark und lebendig gewesen, in der Ehe ward ich aufgehoben."

Blandina schwieg. Magnus empfand ein Unbehagen, eine Abwehr entstand in ihm, vielleicht mehr vom Leben seiner Eltern zu erfahren, als ihm zukäme. Das ging über seine Lebensgrenze hinaus. Er atmete daher erleichtert auf, als die Mutter fortfuhr: „Es war aber nicht so, daß ich vernichtet war, es war nur ein Scheintod mit darauffolgendem Wiederaufleben. Als euer Vater noch lebte, da wußte ich nichts von mir. Nun sah ich um mich eine Leere. Ich mußte aktiv dastehen und war doch nichts. Ich wußte nicht, wer ich war. Ich wußte nur um das Kind, das einst gewesen war. Ich hatte mehr wie ein Medium gelebt, nach innen hinein waren meine Kräfte verlaufen. Nun sollte ich euch erziehen, mich entscheiden, euch jungen Menschen eine Stütze sein. Als ich einsah, daß es fortan die große Aufgabe meines Lebens sein würde, euch etwas zu sein, trennte ich mich von euch. – „Und dann?" – „Denn ich mußte mich doch erst selbst beisammen haben. Ich mußte aus mir selbst die Welt ansehen lernen. Da ging ich denn, wie ich als Kind suchend durch die Korridore gegangen war, in die Welt hinaus und suchte zu erkennen und sah das Leben, sah die Erkenntnisse, lernte meine eigenen Grenzen finden und mich zu bescheiden. Und das war gut. Ich hatte mich vor euch gefürchtet. Irene war oft so eigenwillig, ich glaubte, ihr Wille könne über meinen hinauswachsen und mich wehrlos machen. Du warst oft so entrückt, dann wieder exzentrisch. Du fragtest auch immer, wie ich es getan, da hätte ich dich vielleicht irregeführt. Darum wollte ich, ihr solltet auf einer Mittellinie bleiben, in ganz normalen Umständen, und so gab ich dich zum Onkel und Irene in die Pension und ging selbst, ein Mensch zu werden, ehe ich meine Pfuscherhände an euch werdende Menschen legte."

Ihre Worte berührten ihn stark. Er erhob sich und küßte sie aufs Haar. „Schön ist das," sagte er, „und ich danke dir, aber du, bist du denn anders geworden? So sah ich dich doch immer, wie du mir jetzt erscheinst?" Sie lächelte jenes Lächeln, das er nie recht verstand. Sie hielt seine Hand zwischen den ihren, streichelte sie sanft und sagte: „Ich sah immer in dieser Hand dieselbe Form und Proportion, ahnte, wie der Baukünstler sie gemeint hatte, und doch ist sie jetzt herangewachsen zu etwas eigentümlich Eigenem, und das Leben beginnt seine Runen darauf zu zeichnen. So wachsen die Menschen in der Kontur ihres Wesens und manchmal auch in ihren Qualitäten. Aber du hast auch recht, wir bleiben trotzdem das, was wir waren." – „Und fandest du, Mama, auf deiner Wanderung das kleine Mädchen, das du in den dunklen

Korridoren suchtest, wieder?" Sie sah ihn freudig an: „Ja, ich fand sie wieder, und das kleine Mädchen und ich, wir hatten uns viel zu sagen. Wir haben dann zusammen alle die Provinzen durchforscht, die der Geist uns zugewiesen hat. Aber wie freute ich mich nicht auf euch, auf unser Zusammenleben. Wie eine Freundin, wie ein Mensch neben Menschen, wollte ich mit euch leben, wie eine Ältere, die zwar das Leben mehr kennt, aber die doch immer bereit sein wollte, mit euch zu wachsen, um sich an euch umzuformen. Ab und zu sollte ein kleiner Fingerzeig, ein Hinweis da sein, aber keine Bevormundung. Ein Verwobensein in Liebe, Magnus." – „Ja, im Privilegium der Liebe", sagte er warm, indem er den Kopf an ihre Schulter anlehnte. „Aber waren wir dir nicht große Enttäuschungen?" – „Ihr? Wie zwei Offenbarungen ward ihr doch für mich." – „Ach, Mama, was ist denn aus uns geworden, du hast ja so wenig von uns gehabt. Mit uns beiden springt das Leben hart um." – „Schön ist es mit euch, Magnus. Gibt es ein Herrlicheres als dem Wachsen von Seelen zuzuschauen? Und wird nicht deine Seele nun erst ganz beginnen, ihre Flügel zu entfalten und das Fliegen zu erproben?" – Er sagte nichts hierzu, ihm war weh ums Herz. Sie fühlten es beide, daß es Nacht war, aber es war trotz allem Kummer doch nichts Lastendes, es war eine Dunkelheit, die auch Erfüllung barg. Es umwehte ihn etwas von seiner Mutter, strömend, wie leiser, kühler Abendwind, wie ein Schein von Abendröte, ein ferner Glanz . . . „Unser Leben ist ein Wandeln und Umwandeln, ohne Ende," sagte sie, „wir steigen auch im Gefühle auf immer höhere Stufen, immer reiner, freier und klarer wird unsere Antwort." Er hatte die Augen geschlossen, er regte sich nicht. Er lauschte in sich herein, und war es da nicht, als spüre er das ferne Sausen des Morgenwindes?

Elftes Kapitel

Flammen

Herr von Manstaff, Asserin und Magnus saßen am Fenster und sahen auf die sich verdunkelnde Welt herab. Sie hatten lebhaft gesprochen. Magnus, der jetzt als Gehilfe eines höheren Beamten in der ritterschaftlichen Kanzlei arbeitete, suchte nun häufig Gespräche über die innerpolitische Lage mit den beiden älteren Herren anzuknüpfen. Das Schicksal der Heimat ward ihm mehr und mehr zum Problem. Die ungeheuere Kompliziertheit eines Lebens, in

dem drei Nationen zu ihrem Rechte kommen wollten, tat sich ihm erst jetzt ganz auf. Wohl hatte er die Heimat immer geliebt, die schweren Herbststürme, die zitternden weißen Sommernächte, die heranrauschende See, die besondere Art von Wolkenbildungen hier, den Horizont – aber erst in den harten Kriegsjahren hatte er es gelernt, sich ganz und stark auch zu ihren geistigen Formen zu bekennen. Jene baltisch-deutsche Kultur – mehr als Stimmungssphäre genommen, denn als ein Wissensinhalt – mit ihrem gesellschaftlich auskristallisierten Wesen, der Tradition, der Feierlichkeit der Feste, erschien ihm voller Werte und Schönheit. Der Wunsch erstand in ihm, dafür zu kämpfen, und mehr denn je empfand er das passive Leiden, zu dem sie alle verdammt waren, als qualvoll. Der Mutter Wort, daß der Geist es vielleicht mit ihm plane, ihn mehr in die Sphäre des Bewußtseins zu heben, stand oft vor ihm und gab ihm gleichsam ein Gefühl von Verantwortung. Als auch der Himmel dunkel geworden war, ward die Tiefe wie aufgehoben, es war alles eine große Dunkelheit, die sich vor die Fenster stellte. Es brannte nur eine Lampe, der große Raum lag im Dämmerlicht da. Glocken ertönten. Von Kirchturm zu Kirchturm schwebten die Klänge daher und grüßten einander. Tiefe, klingende, getragene Glockentöne der lutherischen Kirchen, eiligere, kleinere von den russischen Kirchen, und jetzt trat noch der Brummbaß jener russischen großen Kathedrale hinzu, die ein Gouverneur dem Adel als Tort mitten in die Hochstadt gesetzt hatte. Wie eine Mitternachtsglocke erschallte sie. Das war das große Glockengespräch am Sonnabendabend. Herr von Manstaff hob die Hand und sagte: „Ich liebe diese Glocken." Magnus nickte zerstreut, während Asserin, den Kopf leicht geneigt, unmerklich lächelnd, hinabhorchte. „Kennen wir das Gesicht des Volkes," fragte Magnus, noch immer im alten Gedankenkreis befangen, „das eigentliche Gesicht? Immer lassen sie vor uns das Visier herunter. Und – kennen sie uns? Sie haben eine Zwangsvorstellung von uns, die sie propagandistisch gebrauchen?" – „Unseren Bauern kenne ich schon", sagte Manstaff, „und bin auch mit ihm ausgekommen. Die durch die Stadt verbildet worden sind, kenne ich nicht." – „Neue Völker", meinte Asserin, „müssen ihr Gesicht erst bilden. Ein Gesicht erinnert an viele andere, ehe es ein eigenes wird." – „Aber sind auch Sie der Ansicht, daß wir das Volk hätten germanisieren müssen?" fragte Magnus weiter. „Ich weiß, die Frage ist abgenutzt, aber –." – „Sie ist unlebendig geworden", sagte Asserin. „Das Gewordene hat seinen Grund wohl im deutschen Wesen: der Deutsche war auch

hier kein großer Kolonisator." – „Und so weiter und so weiter", rief Manstaff. „Auch wenn sie jetzt alle Deutsche wären, wäre es das Gleiche. Sie wollen jetzt selbst besitzen, das ist alles. Aber lassen wir das. Dazwischen wird die Luft hier von diesem allseitigen Haß wirklich so dick, daß man sein Bündel packen möchte und fortgehen. Und man wird es auch tun, wenn Kompromisse verlangt werden, die gegen die Ehre gehen." Frau von Manstaff, die vorbeigehend diese Worte hörte, erhob die Hände und rief, daß sie das nicht hören wolle, man müsse doch an die armen Frauen denken, deren Herz so an Haus und Heimat geknüpft wäre. „Ach, ihr Frauen," sagte der Gatte, „ihr habt ja immer das Privilegium, uns in Erstaunen zu setzen. Mit welcher Verzweiflung du dich auch eben dagegen stellst, so weiß ich doch, daß du, wenn es sein müßte, mit gar nicht zu schwacher Hand die andere Seite des Bündels fassen würdest, um mit mir zu ziehen, wenn es gegen unsere Ehre ginge, noch länger hier zu bleiben. Eurer Geschmeidigkeit wird das Einleben anderswo leichter werden als unserer männlichen Steifheit. In außerordentlichen Momenten wird sogleich euer Genie lebendig." Frau von Manstaff schwieg und ging hinaus. „Was ist eigentlich Ihre Meinung," wandte Magnus sich an Asserin, „sind wir als Rasse zurückgegangen? Das ist jetzt von der höchsten Wichtigkeit." – Asserin lehnte sich lächelnd zurück, blies den Rauch der Zigarette von sich und sagte: „Ja, was denken Sie, sind hier wohl viele Leute, die den Helm des Rembrandt tragen könnten?" Magnus sah ihn verständnislos an, und Asserin hob von jenem wundervollen, goldleuchtenden Helme an zu sprechen, aus dem das ganze Porträt zu bestehen scheine. „Warum", fragte Magnus, „sollten denn nicht auch hier Männer sein, die diesen Helm tragen könnten?" Asserin sah aufmerksam in das junge Gesicht, und es fiel ihm ein, daß hier vielleicht einer säße, der schon, sich selbst unbewußt, einen solchen leuchtenden Helm trüge.

„Diese Glocken sind doch wirklich wie Stimmen," sagte Manstaff, „was meinen Sie, Magnus, vielleicht läuten sie wirklich einmal noch den feldgrauen Gästen?" – „Das wäre ein Gottestag", sagte Magnus warm. – „Wir haben wohl eher zu erwarten," meinte Asserin, „daß bald alle Glocken des Reiches Sturm läuten werden." Er erzählte von Straßenzusammenstößen in Petersburg, von den vielen Verhaftungen. Er sprach von der Unwürdigkeit der Minister und vom somnambulen, verständnislosen Dasein des Kaisers an der Front. Es hieße, er werde dort beständig im Rausche gehalten und bekäme lauter falsche Kriegsberichte zu lesen. Er sprach

vom Hasse des Volkes gegen die Kaiserin, nicht so sehr, weil sie eine Deutsche war, sondern weil sie durch das Abenteuer mit dem Bauer Rasputin sowohl Volk als Adel aufs äußerste erbittert habe. Er sagte, daß, wenn jetzt die Revolution ausbräche, die von 1905 wie eine kleine Fingerübung zur Symphonie angesehen werden könne, denn diesmal würde das Militär sich nicht gegen die Revolution stellen. „Und du glaubst wirklich, daß es dann für immer ein Ende hat mit dem Kaiser?" fragte Manstaff. „Selbstverständlich!" sagte Asserin. „Nun, so viel der Kaiser auch an uns gesündigt hat, denn wir waren loyale und gute Staatsangehörige, so sollte es mir doch leid tun, wenn er ein schlimmes Ende hätte." — „Seltsame Leutchen seid ihr," meinte Asserin, „kaisertreu und doch empört, deutschgläubend über alle Maßen und doch keine Verräter." — „Wir sind eben Menschen, die ganz einfach etwas haben, das sie als Gewissenspflicht anerkennen, weil es doch das einzig Mögliche ist, vor sich selbst rein dazustehen." — „Aber geht's nicht zuweilen ein wenig konfus her in solch einem Gewissen?" fragte Asserin liebenswürdig lächelnd. „Ja, das ist schon Mensch sein, da geht's wohl immer etwas konfus durcheinander."

*

Schneller, als er erwartet wurde, sollte der große Sturm losbrechen. Arbeitermassen durchzogen die alte Stadt. Zeitungsverkäufer riefen den Umsturz des Ministeriums und den Generalstreik aus. Jeden Tag erwartete man den vollen Ausbruch der Revolution. Und eines Morgens wurde denn auch die Stadt der Giebeldächer und der ragenden Türme der Schauplatz des neuen Lebens, das jetzt im ganzen Reiche begann. Ein Gewoge von Menschen auf den Straßen, auf allen Plätzen Zusammenrottungen. Es ist kaum zu erklären, wie durch all das Gedränge jene großen, schwarzen Automobile noch hindurchfahren können. Ganz langsam schieben sie sich vorwärts, es stehen Leute darin und rufen laut ins Publikum hinein, gestikulieren, schreien: „Revolution in der ganzen Welt! Revolution in Deutschland! Kaiser Wilhelm und der Kronprinz haben abgedankt!" Das ist die erste sensationelle Nachricht.

Was hat das zu bedeuten? Verblüfft stehen die Menschen da und schauen einander an. Es ist eine Scheidung entstanden zwischen ihnen: die Erregten, durch alles Bewegten, das sind die Russen und die Juden, die Nachdenklichen und Prüfenden, die Deutschen und Esten. Von den Deutschen glaubt niemand diesem Ausruf, er wird lachend abgelehnt. Habt ihr uns nichts Besseres mitzuteilen, so

könnt ihr eure Ausrufe sparen. Deutschland, das mächtige Deutschland, das gegen die halbe Welt kämpft, hat etwas Besseres zu tun, als seinen Kaiser und Kronprinzen zu versagen! Deutschland, das zusammenhält wie ein Mann und darum so unüberwindlich ist! — Die Menge schiebt sich weiter. Da kommen neue Automobile. Wieder stehen Leute darin, aber diesmal winken sie mit roten Fahnen, man fühlt: jetzt kommt es, das Eigentliche kommt nun! Die ersten Ausrufer, das waren nur die Vorläufer, jetzt wird das, was wirklich alle angeht, ausgerufen werden. Da — hört, hört: „Ganz Rußland steht in Revolution, das Militär ist übergegangen! Der Zar dankt ab, das alte Regime fällt, Michael wird Kaiser! Die neue Regierung kündigt sich an! Da habt ihr die Liste der Namen!"

Die Arbeitermassen tauchen wieder auf: fremdartige Figuren, die man nur einmal in der Stadt gesehen hat, als sie in langen Reihen vor dem Bahnhofe auf dem Bürgersteig kauerten, mit Pack und Sack und allen Kindern warteten, daß man ihnen Quartier anweise. Von weitem her sind alle diese teils so grellfarbig gekleideten Russen dahergekommen, zu den Arbeiten im Kriegshafen. Viele haben gelblichbraune Gesichter und wirres, schwarzes Haar, auch bei Männern sieht man Ohrringe. Damals haben sie so apathisch ausgesehen, so ergeben, bereit, sich hin- und herschieben zu lassen und sich Autorität und Gewalt zu fügen. War das eine fremde Wildheit, die sie heute beherrschte, oder war das der wahre Grund ihrer Natur, der nun aufgerüttelt war? Sie ziehen dahin, singend, schreiend, rufend, und das Gedränge ordnet sich zu einer Art von Zug, der die Richtung zum Hafen einschlägt.

Heute gehört die Stadt dem Pöbel. Auch die estnischen Arbeiter sind in den Ausstand getreten, auch sie und ihre Frauen treiben sich auf den Straßen umher. Die Männer haben teils nachdenkliche, ernste Gesichter, teils sehen sie belustigt zu. Für die Frauen scheint das Ganze eine wundervolle Sensation zu sein. Fürs erste nimmt das Volk noch keinen wirklichen Anteil, noch sind ihm keine Ziele und Aussichten aufgetaucht, die diese Bewegung auch zu der ihrigen machen könnten. Fürs erste ist ihnen die Stadt nur zu einem mächtigen Theater geworden, auf dem fremde Gäste agieren.

Die Straßen der Stadt sind für einige Stunden menschenleer. Es ist, als seufzen die alten Häuser erleichtert auf. Fenster öffnen sich, man hört Zurufe, Antworten. Warum ist es so merkwürdig still, was geschieht nun, warum wälzten sich die Massen zum Hafen hin?

Da – Schüsse – Salven –. Vom Hafen her tönt Geschrei. Dann nähert sich laute Musik. Man erfährt, daß die Arbeiter die Matrosen von den Schiffen „befreit" haben. Sie sind mit Musik in ihren Böten an Land gekommen, haben sich an die Spitze des Zuges gestellt, begleiten ihn nun mit lauten Musikchören und führen ihn wieder zur Stadt zurück. Was für eine ungeheure entfesselte Kraft ist nicht in diesen Tausenden von Menschen, in den schwer bewaffneten Matrosen, die da laut singend daherkommen! Der Zug löst sich in den Straßen auf. Wo nur ein freier Platz ist, stellen Matrosen sich auf, bald auf einen Tisch, bald auf ein Podium; es ist, als hätten Geisterhände alles vorbereitet. Sie überschreien sich, sie sind schon ganz heiser, sie rufen immer dasselbe: „Kommt und befreit alles, was niedergedrückt ist! Zu den Gefangenen! Ein Ziel ist da!" Die Masse verstreut sich in die Hochstadt, in die ferneren Vorstädte, zur See – überall, wo Gefängnisse sind, wo Eingekerkerte schmachten. „Zündet sie an, die alten Schmachhäuser, die freigewordene Menschheit braucht sie nicht mehr! Räumt die Gerichte aus, löst die Polizei auf, verhaftet die Gendarmen! Sie sollen es jetzt büßen, was sie uns getan haben!"

Eng aneinandergeschmiegt, unscheinbar angezogen, bewegen sich Magnus und Irene an der Peripherie der Menschenwogen. Sie sehen Feuer aufflammen. Aus den Fenstern lecken die Flammen, aus den Dächern ... Auch auf den Straßen entzünden sich Feuer, es sind die Akten aus den Gerichten, aus der Polizei, jahrzehntelang gesammeltes Material, das nun als Freudenfeuer brennt. Ein groteskes Spiel.

Bei einem der Gefängnisse an der See entwickelt sich eine Art von Kampf, denn der Kommandant der Festung kommt in seinem Automobil dahergesaust und will sich widersetzen – er wird für tot davongetragen.

O diese Flammen! Wie sie mächtig in den immer dunkler werdenden Himmel hinausschlagen. Schwarzer Qualm, Rauch, Freudengeheul der Menge bei jedem Sträfling, der herausgeführt wird. Er wird triumphierend von der Menge empfangen, umarmt. Zum erstenmal wird das graue Sträflingskleid zu einem Ehrenkleide. Die Verständigen unter dem einheimischen Volke schütteln die Köpfe, die Weiber murren, daß es Diebe und Räuber sind, die jetzt in der Stadt losgelassen werden, aber aller Widerspruch geht doch unter im mächtigen Rufe: Befreit, befreit! Wie ein Rausch ist es über die Massen gekommen, bald muß er sich bis zum Wahnsinn steigern. Irene faßt Magnus' Arm fester: „Sie zerstören

alles, was sie hindert, bald werden sie sich selbst zerstören", sagt sie erregt.

Jetzt loht es rot und grell auch von der Hochstadt her. Auch dort, im einstigen Ordensschloß, ist ein Gefängnis. Das Feuer rast, aus allen Fenstern des alten Gebäudes bricht es hervor. Die Feuerwehr, die rasselnd angefahren kommt, wird gezwungen, umzukehren. Der Gouverneur, der seine Wohnung im Schloß hat, ist geflohen. Widersetzt sich einer der Gefangenwärter, wird er niedergeschossen oder totgedrückt. Die Menge will mehr, immer mehr, es ist ihr nicht genug, daß die Gerichte brennen, die Polizei, schon kommen Plünderungen vor. Die Matrosen fordern sie auf, zu den öffentlichen Häusern zu gehen, die Dirnen zu befreien und dann nach den Spiritusniederlagen zu eilen. Die Menge grölt, Orgien der Freude sollen gefeiert werden. — Doch da erschrecken die Führer, überall stellen sich Widerredner auf. Sie ermahnen, nicht zu plündern und keine Exzesse zu begehen. Die Revolution, so sagen sie, sei eine große, heilige und gerechte Sache, aber sie gehe nicht gegen Privatpersonen, sie ginge nur gegen solche, die eine ungerechte Gewalt ausübten, sonst hätte ein jeder Mensch jetzt die gleiche Freiheit. Der eine redet, bis er in Begeisterung glüht: „Das ist kein gewöhnlicher Redner", sagt Magnus. „Wie lange ist das nicht alles schon vorbereitet gewesen." — „Begreift das doch nur," schreit der junge Matrose, mit beiden Armen gestikulierend, „daß ihr stark seid, daß ihr alles machen könnt, jetzt, wo ihr frei seid! Es ist alles eine Phantasie gewesen. Nicht den Oberen allein gehört die Welt, sie gehört uns allen. Wartet und vertraut, vertraut uns wie euren Vätern, und ihr sollt alles haben, was ihr nur wollt. Eure Stunde ist da. Betrogen hat man euch und geknechtet, jahrelang, aber nun ist die große Gerechtigkeit wie ein Morgenrot aufgeleuchtet über der Welt! Darin verbrennt alles, was euch Gewalt antun wollte." — „Hurra, hurra!" tönt es tausendfach über den Platz.

„Hör doch auf jenen, was der sagt", ruft Irene: „Brüder, Schwestern! Das Mütterchen Rußland ist erwacht, es reibt sich die Augen und siehe, es wird wieder jung, wundervoll schön wird es, und ganz, ganz jung ist es wieder, und wir alle sind voller Hoffnung und Seligkeit! Unsere Offiziere und Vorgesetzten, alles, was sich als Herren über uns gebärdete, das uns die Güter des Lebens raubte und nicht mit uns teilte, alles das ist für ewig gefallen. Die Fabrikherren saugten das Gold aus eurem Blute, unsere Vorgesetzten peitschten den Sieg aus unserem Fleisch. Alles

das ging dahin. Erhebt eure Augen, ihr Geknechteten, kommt, seht den Glanz, ihr, die ihr auf der dunklen Seite des Lebens standet, laßt die Tränen der Freude über eure armen Gesichter dahinlaufen. Es lebe die Freiheit! – Freiheit, Freiheit, Freiheit!" –

„Und vieles ist recht, was sie sagen," meint Irene, „zu vieles hat im Schatten gestanden und Ungerechtigkeit erduldet." Magnus nickt. Um sie schlugen die Flammen. „Und immer wieder hat die Menschheit verbrannt," sagt Magnus nachdenklich, „und immer wieder wird das, was als das Gerechte galt, abgelöst von einem Neuen, das sich wieder das Gerechte nennt. Wie viele Christen wurden verbrannt, und wie viele Christen verbrannten nicht später andere. Das Neue will verbrennen, bis es wieder das Alte wird. Eben, wo ich die Menschheit im Exzesse sehe, glaube ich, daß alles zeitlich ist und sich einmal wieder ins Gegenteil kehrt."

„Setzt eure Offiziere gefangen," schreit ein Soldat von einer Estrade her, „sie haben das aufgegessen, was ihr essen solltet, und haben euch bestohlen und ausgeplündert. Sie trinken mit ihren Dirnen und Damen Wein, während ihr dürstet. Nehmt sie gefangen, nehmt Rache an ihnen!" – „Rache, Rache!" rufen herzueilende Soldaten. Magnus fühlt, wie Irenens Arm zittert. Die Menge wird wilder und zügelloser. „Ich will dich nun nach Hause bringen," sagt er, „ich selbst muß noch einmal in die Hochstadt gehen und sehen, ob sie nicht in unsere Behörde dringen."

*

Seltsame Tage! Die Physiognomie der Stadt ist vollkommen geändert, als wären die stillen, engen Straßen nur noch dazu da, ein Theaterraum zu sein, wo sich dramatische Szenen abspielen. Umzüge gehen dahin mit roten Fahnen, die die verschiedensten Aufschriften zeigen. Einige dieser Umzüge sehen bedrohlich aus, andere sind harmloser Natur und dienen der Menge zur Belustigung. Man sieht auch Fahnen mit noch unverständlichen Aufschriften, wie zum Beispiel diese: „Die Erde ist unser aller", die werden von fanatisch dreinblickenden Männern getragen und nur von wenigen begleitet, die ab und zu scheue Seitenblicke ins Publikum werfen. Auch die Zuschauer spielen mit im großen Stück: sie lehnen ab oder klatschen Beifall, sind mit fortgerissen oder bleiben kalt. Ja, die Straßen sind allgemeine Wandelgänge geworden, auf denen sich Massen hin- und herschieben. Gesichter tauchen auf, die ein bis in die Tiefe aufgerührtes Gemüt verraten.

Soldaten! Jetzt sind es ganze Ströme von Soldaten, die sich in die Stadt ergießen. Auch sie haben ihr Werk getan, sie haben ihren Vorgesetzten den Gehorsam gekündigt, haben ihnen ihre Abzeichen abgenommen, ja, auch gelegentliche Morde vorgenommen, denn wer von den Offizieren sich widersetzte, spielte mit dem Tode. Ein alter General, der bisher in lauter Lust und Freude dahingelebt hat, muß nun öffentlich auf dem Marktplatz sich und sein Treiben widerrufen und bloßstellen, seine Reue aussprechen. Der alte Russe mit weißem Haar tut es zitternd vor Furcht und unter Tränen, aber — man hat doch Familie, und man war ja auch bloß ein schwacher Mensch . . .! Das Leben ist eine große Unbegreiflichkeit, und diese Zeit ist noch unbegreiflicher als das Leben, ein Tor, der dagegen will . . .

Bewaffnete Haufen von Arbeitern und Soldaten, von den stets vorangehenden, energisch handelnden Matrosen angeführt, dringen in die öffentlichen Behörden, untersuchen diese, schließen sie vielfach oder lassen sie unter ihrer Beaufsichtigung weiterarbeiten. Selbst in die Schulen dringen sie ein, in die Privatwohnungen. Sie suchen Papiere und Dokumente, Waffen und Wein. Das Märchen vom deutschen Verräter ist noch nicht aufgeklärt, jetzt soll es offenbar werden, was die Barone alles vorbereitet haben! Es werden einige Herren vom Adel in die Stadt geschleppt. In einigen kleineren Städten, wo der Pöbel rast, sind unter der Führung von Matrosen einige von ihnen umgebracht worden.

Die Stadt ist voller Gerüchte: Hunderte von Offiziersmorden in Petersburg, Finnland, Kämpfe ohne Ende. Wird die neue Regierung eine Form annehmen, die auch Macht besitzt? Wird sie die ungeheuer verwickelte Lage des großen Reiches übersehen können? Erregung jetzt auch im einheimischen Volke. Führer, die leidenschaftlich für ihre Ziele werben. Parteien treten auf, jede sucht nach einer neuen Perspektive. Hier und da fallen die Visiere. Es gibt noch keine eigentliche Regierung im Lande. In die Stadtverwaltung sind Arbeiter und Soldaten eingedrungen und nehmen teil an den Sitzungen. Ein Arbeiterparlament hat sich gebildet, man sieht da aufmerksame Gesichter, die sich einfühlen wollen, man sieht auch offene Verständnislosigkeit. Aber alle diese Leute sind doch von Freude getragen: der neue Tag ist da, eine neue Welt beginnt!

Da mußte freilich das Alte fallen. Es gibt keinen Gouverneur mehr, keine ritterschaftliche Verwaltung. Matrosen haben die Stelle des Festungskommandanten inne. Was wird aus den

großen Organisationen, die der Krieg hervorgebracht hat? Da muß noch die Frage entschieden werden, ob überhaupt noch weiter Krieg geführt wird?

Es hat sich eine Miliz gebildet an Stelle der Polizei. In der großen Gilde, im säulengeschmückten Saal, der sonst von schwebenden Musikklängen der Konzerte durchrauscht ist, herrscht jetzt das wirbelndste, tollste Leben. Hier wird das Publikum empfangen, hier werden Reden gehalten. Es wird gerichtet und gehandelt. Des Nachts, da die Dirnen einziehen, fließt der Wein in Strömen, da gibt es Festgelage, Tanz, Gesang, da währt das Treiben bis zum Morgengrauen. Oben, von der Galerie, schaut ab und zu ein bleiches Gesicht herunter, im Kontrast erschütternd, stille, tiefe Augen blicken hinab. Ist das eine Phantasmagorie? Sind das zurückgedrängte Gewissen, die Gestalt angenommen haben? Nein, es sind jene verhafteten Herren vom Adel, die hier gerichtet werden sollen, bis man Zeit dazu hat. Es geht ja nicht um ihren Kopf, da mögen sie ruhig hier oben abwarten.

Aber die große Menge von Zuschauern und Handelnden kommt an Beschäftigung zu kurz, denn aller Unfug ist ihnen streng untersagt. Die Leute der Revolution wollen zeigen, daß sie nicht das Chaos in die Welt gebracht haben. Da haben es einige findige Köpfe aufgebracht, ein lange verborgenes Rätsel zu lösen. Ein jeder weiß, daß unter der Hochstadt zu den Wällen bis vor die Stadt hinaus geheime Gänge laufen. Was verbirgt sich darinnen? Das waren die alten Kasematten, da schmachten vielleicht noch unglückliche Opfer, die auf Befreiung hoffen? Der Wunsch wird zur Tat. Allüberall entwickelt sich nun ein Graben und Suchen, selbst vermauerte Gänge werden aufgerissen, und man watet oft knietief im Grundwasser. Im Volk kursieren Gerüchte von geisterhaften Wesen, die man herausgezogen hat, die das Sprechen verlernt hatten, und die sogleich am Tageslicht starben, einige meinten, längst totgeglaubte Verwandte wiedererkannt zu haben. Aber die geheimen Gänge konnten auch einen akuten politischen Sinn haben: vielleicht verbargen die Barone hier ihre großen Waffenlager? Dort sind vielleicht auch schon deutsche Soldaten untergebracht? Zu Tausenden hätten sie da Raum. So wird in einer rührenden Glaubseligkeit gegraben und geforscht, und die große Menge hat ein wunderbar harmlose Beschäftigung gefunden, die sie von gefährlicheren Dingen ablenkt.

Magnus ist in diesen Tagen wenig zu Hause, er dejouriert oben in der ritterschaftlichen Behörde, in der immer wieder neue Trupps

von Soldaten und Matrosen eindringen, die in den Papieren wühlen und sich alles zeigen lassen. Er spricht viel und mit Geduld mit den Leuten und erstaunt, wenn sie der vernünftigen Überredung schließlich zugänglich sind. „Ihr wollt doch nicht zerstören," sagt er den Matrosen, „nicht wahr, ihr wollt doch Kulturelemente sein?" Da nickten die einfachen Leute. Sie haben auch ihren Stolz, sie wollen zeigen, daß die Revolution die Kultur anerkenne. So darf jetzt wieder überall laut Deutsch geredet werden. Und allmählich legt sich die große Erregung der Massen. Die Arbeit wird wieder aufgenommen, alles wird in die Zukunft verlegt, die ja gut werden muß, da das Volk sie selbst in die Hand genommen hat. Die Revolution in der alten Stadt hat sich zwar in dramatischen Szenen mit Zerstörung und Pomp abgespielt, aber sie hat kaum einen blutigen Verlauf genommen. Die Nachrichten aus Petersburg lassen die Hoffnung aufkeimen, daß eine neue Regierung kommen wird, die fähig ist, dem Lande ein sicheres Weiterleben zu gewährleisten.

Zwölftes Kapitel

Persönliche Sorgen

Mit viel Sorge verfolgte Blandina, daß Irenens Wangen schmal und bleich geworden waren, daß die dunklen Augen umrändert mit einem harten Glanz in die Welt blickten. Sie hatte täglich durch Asserin nach Hans fragen lassen und erfahren, daß seine Eltern in großen Sorgen seinetwegen wären, da keinerlei Nachrichten von ihm kämen. Immer wieder suchte sie es ins allgemeine Gespräch einfließen zu lassen, daß nicht in allen Regimentern Meutereien gewesen wären, und sie nannte Hans' Regiment als ein gutes, suchte immer wieder nach Trost und Hoffnung für ihr Kind.

Ihr selbst erging es seltsam in diesem Fall: sie zog sich in sich zurück, um innerlich zu schauen, aber da sah sie Hans unter einer Wolke. Sie wußte wohl, das bedeute, daß das Schlimmste nicht geschehen wäre, aber er stand noch in Gefahr. Ob aber nun diese Gefahr sich lösen würde, oder ob ein Unglück bevorstände, vermochte sie nicht zu erkennen. Die Wolke wich nicht, sie sah von Hans nur die halbe Gestalt, er war verhüllt bis zur Brust.

Irene wiederum fühlte, daß die Mutter ihr nicht wirklichen Trost spenden konnte. Sie wußte, wäre Hans ungefährdet, hätte

die Mutter es ihr gesagt. Sie glaubte felsenfest an deren mystische Kraft, die nicht nur vorausschaute, sondern auch Daseiendes empfand. Sie sah die gleiche Unklarheit, die sie empfand, auch in der Mutter wiedergespiegelt. Da, eines Nachmittags, hatte sich die Nachricht von so unerhörten Greueltaten des Militärs im Innern des Reiches verbreitet, und zwar auch von der Stadt, in der Hans sich befand, daß Irene, so sehr sie sich auch beherrschte, von einem nervösen Weinkrampf befallen wurde. Sie sprang auf und eilte in ihr Zimmer.

Magnus und die Mutter sahen einander an. Ihm fiel es mit aller Kraft auf die Seele, daß er zu wenig an die Sorgen der Schwester gedacht hatte. Und liebt man einen Menschen noch so sehr, dachte er, man kann ihn doch nicht verstehen. Ich hätte das nicht gedacht, ich hätte nicht geglaubt, daß sie noch so sehr mit ihm verbunden wäre, aber gerade das Nächste in unserem Nächsten ist uns so oft verschleiert . . . Blandina erhob sich und ging zur Tochter.

Sie fand Irene in Zuckungen liegen, so daß sie sehr erschrak. Sie deckte sie warm zu und gab ihr ein Beruhigungsmittel für die Nerven. Dann bat sie Magnus, zu Manstaffs zu gehen und wieder nach Nachrichten zu fragen.

Die Vorhänge in Irenens Zimmer waren zugezogen. Es war warm hier, und doch zitterte Irene von innerem Frost. Sie mußte viele Gläser heißen Tee und Fruchtsaft trinken, bis sich Transpiration einstellte. Da kam eine große Erschlaffung über sie, und sie schlief ein. Als sie erwachte, schien es ihr, daß es spät sein mußte. Die pompejanische Nachtlampe brannte auf dem Schreibtisch, die Mutter saß davor, den Kopf in der Hand gestützt, und las. Irene sah das Profil, das reiche, dunkle Haar. Es war etwas Zartes und doch Großes in diesen Linien, die Züge waren wie aus Marmor. Vom weißen Arm war der Ärmel des Schlafrockes abgeglitten. Irene war noch auf der Schwelle des Tiefschlafes, sie erfaßte zuvörderst nur das Naheliegende: „Mama," fragte sie, „warum trägst du immer weiße Schlafröcke?" Blandina ließ die Hand sinken, wandte den Kopf und sah erstaunt zu Irene hin, die sich in den Kissen aufrichtete. „Weil ich nichts Dunkles anhaben mag in der Dunkelheit." – „Warum?" – „Es ist wohl derselbe Grund, weswegen ich mein Bad am Abend nehme, ich fühle mich dann besser vorbereitet für die Nacht." Irene hörte nicht mehr hin, alles war ihr wieder ins Bewußtsein getreten, alles Grauen-

hafte und Schmerzliche. Sie sank aufstöhnend in die Kissen zurück: „Was ist mit Hans, weißt du nichts?"

Blandina erhob sich und trat ans Bett der Tochter: „Ich sah ihn unter der Wolke, aber heute abend hebt sie sich." – „Weißt du genau, daß ihm nichts geschehen wird?" rief Irene und faßte der Mutter Hand. Auf Blandinas Gesicht erstand ein Ausdruck von Qual. „Nein, nein, ich will dich nicht quälen!" rief Irene, „es ist spät, geh zu Bett." „Ja," sagte Blandina, „ich werde gehen." Sie beugte sich über Irene, küßte sie und sagte leise: „Bete!"

Irene blieb allein mit diesem Wort. Es breitete sich aus im Raume, es wuchs, es erfüllte das ganze Zimmer. Sie saß aufrecht da und starrte auf die Tür, hinter der die Mutter verschwunden war. Mit einem Male erfaßte sie unbeschreibliche Angst: vielleicht sah die Mutter doch ein Fürchterliches und hatte das Wort vorbereitend für ihre Seele gesagt? Sie sollte sich durch das Gebet wohl demütig machen, den Schlag zu empfangen ...? Nein, nein, das konnte nicht geschehen, etwas Böses und Dunkles konnte Hans nicht treffen! Sie sah ihn, wie von Glanz umgeben. Doch sie faltete die Hände, krampfte sie vielmehr ineinander und stieß ein kurzes Gebet aus wie einen Hilferuf: „Hilf ihm, hilf ihm!" Immer und immer wiederholte ihre Seele diese Worte ... Sie wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war, sie fühlte sich schließlich wieder so schwach, daß sie erschöpft in die Kissen sank.

Sie schloß die Augen. Von der Straße her ertönte ein eintöniges Geräusch. Es lag etwas Großes, Beruhigendes darin; ihr war, sie sähe weite Flächen, spüre Wald, Felder – ... Da wußte sie, daß es ein Naturgeräusch war, Regen, herrlicher, die Erde durchtränkender, den Winter auftauender Regen. Wenn es Frühling ist, hatte Hans gesagt, dann wollen wir heiraten ...

Ihr Herz erzitterte. Und wenn Gott auch in seiner Gnade ihm das Leben ließ, wie konnte sich dies wohl je erfüllen? Durfte sie beten, gib ihn mir wieder? Ach, aber sie mußte es tun! Wieder faltete sie ihre Hände, und diesmal rang und flehte ein junges Weib für die Erfüllung ihres Lebens.

Nach diesem Gebet fühlte Irene sich wie mit neuem Leben erfüllt. Sie kleidete sich an und stieß den Laden auf. Der Tag dämmerte. Sie blinkte in den strömenden Regen, sah sich dann im Zimmer um. Sah es nicht so aus, als hätte eine verstoßene Seele hier gelebt? Sie begann damit, ihr Bett aufzumachen und alles fortzulegen, was in Unordnung umherlag. Dabei stieß sie auf einen

Haufen Wäsche, der auf einem Stuhle lag. Wer hatte in solchen Zeiten an das Flicken von Wäsche gedacht? Aber in dieser Nacht, da Irene um ihr Liebstes gerungen hatte, saß sie im Morgengrauen bei einem Licht und nähte, und der stark und dicht darniederfallende Regen begleitete sie dazu mit einer Musik, die wie aus Unendlichkeiten daherrauschte.

Stunden waren vergangen. Irene ging ins Speisezimmer. Das eine Mädchen war die Nacht über fortgeblieben, das andere schlief noch. In Irene stieg der gerechte Zorn auf; sie weckte das Mädchen, schnitt ihr barsch den Widerspruch ab und begann selbst beim Räumen zu helfen. So ward es heller Tag. Blandina fand ihre Tochter mit einem gefaßten Gesicht bei der häuslichen Arbeit. Dann ging Irene zu ihrem Unterricht zu den Bergs und kam erst zu Mittag wieder. Bis dahin hatte sie sich gehalten, von der Mitte des Tages an aber erfaßte sie wieder die qualvolle Unruhe. Sie ging auf und ab in ihrem kleinen Zimmer. Doch als der Abend zu dunkeln begann, hielt es sie nicht mehr länger im Hause. Sie zog sich an und eilte auf die Straße hinaus. Sie ging schnell dahin, über den Petersplatz, zur Hochstadt hinauf. Erst als sie hier oben war und vor dem Manstafffschen Hause stehen blieb, ward es ihr selbst klar, was sie bezweckte.

Es waren Monate vergangen, seit sie hier gewesen war, durfte sie so eindringen? Wie würde man das auffassen? Ihr alter Freund würde sie in die Arme schließen, aber Frau von Manstaff —? Es war ein Widerstreben in ihr, aber die stärkere Kraft siegte und sagte ihr: du mußt es tun, weil du nicht anders kannst! Du hast jetzt keinen Stolz, du fragst auch nicht, was daraus werden soll, du mußt nur wissen, wie es mit ihm steht!

Der Diener sah sie erstaunt an. Sie errötete. Sie fragte, ob die Herrschaften sie wohl empfangen könnten? Die gnädige Frau wäre in ihrem Zimmer, da müßte man bei der Jungfer anfragen, der gnädige Herr aber säße im Saal. Dabei öffnete er auch schon die Flügeltüren. Es war dunkel im großen Raum, ihre Augen gewöhnten sich nicht gleich an die Dunkelheit. Vor dem Mittelfenster saß Herr von Manstaff und sah auf die Stadt herab, aus der verstreute Lichter ihm entgegenleuchteten. Unbeweglich saß er in seinem Rollstuhl da. Irene näherte sich ihm mit schnellen, leichten Schritten. Nun stand sie neben ihm, ihr Herz klopfte, sie faßte nach seinem Arm, die Kehle war ihr wie zugeschnürt, sie konnte kein Wort hervorbringen. Da tastete eine große Hand nach der ihren, und eine tonlose Stimme sagte: „Du bist es, Irene?"

Da wußte sie, daß auch er keine Nachricht hatte. Da erschien ihr ihr eigener Schmerz als Egoismus. Wieviel mehr Recht hatten nicht seine Eltern, die ihn erzeugt hatten und erzogen, die ihn von Kindheit an mit Liebe begleitet hatten, für ihn zu zittern! Wieviel erfassender, vielleicht auch tiefer und segnender war nicht die Elternliebe? Sie saßen nebeneinander, Hand in Hand. „Ja, furchtbare Zustände", sagte Herr von Manstaff. – „Ich bitte dich von Herzen, darf ich nicht Licht machen?" bat sie. „So zünde dort am Armleuchter die Lichte an." Irene nahm die Streichhölzer und entzündete die Lichte im hohen Silberleuchter. Matte Farben leuchteten nun überall auf, türkisblaue, reine Töne.

In diesem Augenblick schellte es laut. Es war nicht die elektrische Glocke, sondern jene andere, die dröhnend das ganze Haus durchschallte. Der Diener lief herzu, die Jungfer ... Herr von Manstaff hatte sich vorgebeugt, Irene rührte sich nicht. Man hörte Frau von Manstaffs Stimme schrill aufschreien: „Ein Telegramm!" Sie eilte herbei, auf den Mann zu. Der Diener, der das Telegramm auf silbernem Tablett trug, folgte ihr. „Licht her!" sagte Manstaffs tiefe Stimme fest und stark. Der Diener ergriff den Leuchter. „O Gott, o Gott", stöhnte Frau Manstaff. Irene rührte sich nicht. Da hörte sie die Stimme des alten Freundes, sie sagte: „Keine Sorgen machen, komme baldmöglichst." – „Gott sei Dank, Gott sei Dank!" rief Frau von Manstaff. „Aber es ist keine Unterschrift da, ist es auch wirklich von Hans?" – „Ja, das ist Hans. Hörst du es, Irene?" Jetzt erst gewahrte Frau von Manstaff sie. Irene trat vor und neigte sich. Im Scheine der Kerzen sahen die Frauen einander an. Da zuckte es wunderlich über Frau von Manstaffs Gesicht, aus den vorstehenden Augen quollen die Tränen hervor: „Du, Kind?" Und sie zog Irene an sich. „Und ich?" rief Herr von Manstaff. Da wandte Irene sich zu ihm, kniete bei seinem Rollstuhl nieder, ihre Stirn sank an seine Knie. „Kind, Kind!" rief Herr von Manstaff. „Soviel Tränen, ihr lieben Frauen?" Dabei wischte er sich selbst lachend über das Gesicht. „Aber seht doch den Ort auf dem Telegramm, hat man je von dem gehört?" Seine Frau nahm das Telegramm und entzifferte einen langen russischen Namen. Sie sprachen noch längere Zeit darüber, wo das wohl sein könne, und was wohl mit Hans geschehen wäre? Irene fühlte eine väterlich zarte Hand über ihr Haar streichen. O, das tat gut ... Wie wunderbar gütig war doch Gott! Sie hatte alles vergessen: daß sie doch eigentlich kein Recht hatte, so hier zu sein in dieser großen Stunde, bei seinen Eltern, da sie doch nicht

wußte, wie Hans jetzt zu ihr stand . . . Ihr Bewußtsein nahm das nicht auf, sie war nur versunken in Gnade und Güte.

*

Als Magnus eines Abends später nach Hause kam und sich ganz ausgehungert zum Essen hinsetzte, sagte man ihm, daß Mattwei schon zweimal nach ihm gefragt habe und jetzt in der Küche auf ihn warte. Sogleich warf er seine Serviette wieder hin, und der Art, in der er sagte, man solle Mattwei gleich auf sein Zimmer schicken, merkte man die verhaltene Erregung an. Ein jähes Rot war ihm ins Gesicht gestiegen. Ernst sah ihm die Mutter nach.

Mattwei stand vor Magnus. Er war wie ein Herr gekleidet, im dunklen Überzieher, und der tiefe, ehrfurchtsvolle Gruß stimmte nicht zu seinem Äußern. Nicht dieser Mattwei brauchte so zu grüßen, das geziemte sich nur für den, der hinter Barbaras Stuhl stand und auf jede Bewegung seiner Herrin aufmerkte. Dieser Mattwei hier, das war doch wohl eine ganz andere Formung dieses Menschen? Magnus sah das bekannte, breite, von einem Backenbart umgebene Gesicht vor sich: es war kein eigentliches Dienergesicht, es lag etwas echt Menschliches darin, und eben sah es verzagt und bekümmert aus. Zum erstenmal sah Magnus Mattwei als ihn selbst an und nicht nur in bezug auf Barbara. Was war wohl dieser Mensch außerhalb seiner so tadellos erfüllten Pflichten? Wie haben wir denn bisher gelebt, dachte Magnus, alle diese Menschen unter uns, das sind doch auch viel mehr Menschen? Wir Obern hätten uns das von den Untern viel mehr sagen müssen, mußten sie selbst zu uns heraufrücken, damit wir ihre Gesichter sähen? Was waren sie uns? Viel zu sehr Figuren, Maschinen . . . „Bitte," sagte er, auf einen Stuhl deutend, „setzen Sie sich." Mattwei tat, als sehe er die Bewegung nicht und höre auch nicht die Worte. „Magnus Romanowitsch," begann er, „ich bin in großer Sorge und Kummer. Über eine Woche schon erwarte ich Barbara Antonowna und ihren Mann, gehe jeden Tag zweimal auf die Bahn, erkundige mich bei den Schiffen, die aus Helsingfors kommen — aber sie kommen nicht an. Ich habe geschrieben und telegraphiert, alles ist vergeblich." — „Wo ist — Barbara Antonowna denn zuletzt gewesen?" — „Am Imatra, am Wasserfall, und dann sollten sie über Petrograd zurückkommen. Ich hatte dahin auch telegraphiert, aber keine Antwort." — „Dann ist sie wohl noch in Finnland?" Mattwei schüttelte den Kopf: „Sie hätte mich benachrichtigt." — „Nun, dann ist sie vielleicht irgendwo

stecken geblieben –?" „Sie haben doch wohl, Magnus Romanowitsch" – Mattwei drehte seine Mütze zwischen den Fingern und sah nicht auf – „von den vielen Offiziersmorden in Finnland und Petrograd gelesen?" Magnus' Gesicht wurde ernst. „Vielleicht will Barbara Antonowna ein Geheimnis daraus machen, wo sie sich befindet?" sagte er. „Ja, aber sie hätten es mich doch wissen lassen. Der Mann von Barbara Antonowna ist so heftig." – „Aber wer kennt ihn denn, wenn sie so herumreisen?" fragte Magnus. Mattwei schwieg. Er sah angespannt auf Magnus hin, dann sagte er leise: „Die Soldaten aus seinem Regiment fragen alle Tage nach ihm. Was wollen die? Was soll ich tun?" – „Mattwei," rief Magnus, den Kopf zurückwerfend, „in solchen Zeiten kann man gar nicht leben, wenn man es nur mit der Angst hält!" – „Gewiß. Ich für meine Person glaube, daß alles so geschieht, wie es im Himmel bestimmt ist. Aber für sie – für Barbara Antonowna . . . ? Ich hätte sie gern gewarnt." Magnus hatte sich eine Zigarette angezündet. Er wollte sich nicht setzen, wenn Mattwei stand, so ging er auf und nieder. „Ja, aber was ist zu machen, auch sie kann nicht nur heitere Tage sehen. Es ist nicht recht, immer gleich das Schlimmste zu denken. Diese Zeit ist doch so furchtbar ernst. Übrigens, was sagen Sie, Mattwei, was finden Sie, liegt nicht doch auch etwas Großes in ihr?" – „Vielleicht für die ganz jungen Menschen", sagte Mattwei langsam, während etwas Ablehnendes in sein Gesicht gekommen war. „Mein Sohn Kostja hat mir auch geschrieben: wirf alles hin, komm, das neue Leben beginnt. Was heißt das, das neue Leben?" – „Aber es ist doch alles anders geworden." – „Das ist doch kein neues Leben? Ziehe ich ein neues Kleid an, bin ich doch noch kein anderer Mensch? Ein neuer Mensch kann nur einer sein, der von innen aus gewandelt ist. Das wächst von innen, kommt nicht mit Geschrei von außen her." Magnus sah betroffen in das jetzt fast harte Gesicht Mattweis: das also war die persönliche Note, der da war ein Gläubiger. „Gewiß", sagte er, ein wenig belehrend und patronisierend, „ist das so, aber die Welt würde doch still stehen, wenn nichts Neues von außen herkäme? Die Ideen der Welt ändern sich eben." Mattweis Gesicht nahm den gewohnten, höflich ergebenen Ausdruck an. Er lehnt mich ab, dachte Magnus. „Also ich kann jetzt nichts tun?" fragte Mattwei noch einmal. Magnus sah mit zusammengekniffenen Augen in die Luft. „Abwarten", sagte er. Dann auf Mattweis Gesicht aufrichtige Sorge lesend, fügte er hinzu, indem er ihm die Hand entgegenstreckte: „Sie werden sehen,

bald schreibt oder kommt sie." Mattwei ergriff die dargereichte Hand, drückte sie und verneigte sich tief. „Ich danke. Und darf ich fragen: sind auch Nachrichten vom Bräutigam von Irene Romanowna da?" Magnus sagte schnell: „Aber meine Schwester ist nicht verlobt." – „Verzeihung, dann darf ich vielleicht fragen, ob gute Nachrichten von Baron Manstaff da sind?" – „Ja, er ist gesund, er kommt." – „Gott sei gedankt, das ist ein guter Mensch. Ich danke Ihnen."

Nachdenklich sah Magnus dem Alten nach: wird die neue Zeit die Menschen umformen, kann man das schon Geformte verändern? Die großen Massen, die jetzt auftreten, die sind suggestiv fortgerissen, aber der einzelne wird sich doch wohl kaum ändern? Er dachte an die Matrosen, mit denen er heute verhandelt hatte. Es waren lauter junge Menschen gewesen, harte, anspruchsvolle Gesichter.

Dreizehntes Kapitel

Sie kommen an ...

Auf dem baltischen Bahnhof in Petersburg sind zwei Zivilisten aneinander vorübergegangen, der eine hat eine anhaltende Bewegung gemacht und die tief verschleierte Dame gegrüßt, die neben dem Herrn im braunen Sportskostüm dahingeht, der auf eine so ungeschickte Art wiedergegrüßt hat, indem er die Hand zuerst gerade zum Hute erhob. Der andere Zivilist ist durch seine Länge aufgefallen, er trägt ein hellgraues Paletot, seine Bewegungen sind ruhig und sicher, als er an einigen Soldaten vorübergeht, hört man sie sagen: das ist ein baltischer Baron. Über seinem Gesichte liegt Ruhe, so daß es auffällt unter all den andern erregten Gesichtern. Der andere Herr, der mit der Dame geht, hat ein mageres Gesicht, an den Schläfen läuft ihm ein Stück Bart bis über die halbe Wange herab, so daß er dadurch etwas Romantisch-Altmodisches erhält. Sein Gesicht zuckt oft nervös, er streift die Handschuhe ab, zieht sie wieder an. Bald greift er nach dem Arm der Dame, bald läßt er ihn fallen. Er versinkt in finsteres Schweigen, oder er redet schnell und erregt, den Mund dicht am Ohre der Dame haltend. Sie ist gleich ihm in Braun gekleidet, sieht mit leicht umflortem Blick vor sich hin. Schön, aber ein wenig stark, treten die Züge ihres Gesichtes hervor.

Hunderte von Reisenden haben sich auf dem baltischen Bahnhof gedrängt, aber nur wenigen ist es gelungen, ein Billett zu erhalten.

In den Wartesälen sitzen Matrosen und Soldaten und speisen opulent, oder sie stehen in Gruppen und reden erregt miteinander. Einmal heißt es, der Zug werde gar nicht abgehen, denn es würde nur der Extrazug mit dem Minister Kerenski, zur Kriegsfestung am baltischen Meere, befördert werden. Dann aber wird der Wagen des Ministers doch an den Zug angehängt. Der hohe, graue Zivilist ist auf dem Bahnsteig verschwunden, bald darauf winkt ein Matrose der verschleierten Dame, und sie geht mit dem Herrn zum Rangierbahnhof. Da steigen sie in ein Coupé erster Klasse.

Es wird aber Nacht, ehe sie endlich Petersburg verlassen. Barbara steht am Fenster. Der Zug rast dahin. Rjasin hat sich lang ausgestreckt, ohne sich auszuziehen, und ist in tiefen Schlaf gesunken. Es liegen ermüdende Tage hinter ihnen, viermal haben sie den Versuch gemacht abzureisen, erst heute ist es Barbara durch Bestechung gelungen, Plätze zu erhalten. Sie sind aus Finnland geflüchtet. Rjasin hat auf ihre flehentlichen Bitten hin seine Uniform ausgezogen. Sie haben grauenvolle Dinge gesehen in Helsingfors. In Petersburg fanden sie Mattweis Brief vor, der sie warnte zurückzukommen. Rjasin aber hat aufgelacht und den Brief zerknittert, es falle ihm auch gerade ein, sich vor seinen eigenen Soldaten zu verstecken.

Barbara ist das Herz schwer: welchem Schicksal und Leben fährt sie entgegen? Diese letzte Zeit ist wie ein böser Alpdruck gewesen, alles um sie ist verändert, auch ihr Gatte. Nur ihr Herz schlägt noch im Takte der Seligkeit, und es will ewig so weiterschlagen, aber die Rauheit, die sich vor sie hinstellt, will es nicht zugeben . . . Ja, eine große Zeit liegt hinter ihr. Es war dennoch die Krone des Weibes gewesen, die Krone der Erfüllung, die man ihr damals an jenem dunklen Abend in der kleinen russischen Kirche über dem Haupte gehalten hatte! Sie fühlte sich eine andere geworden, sie war es. Ihre Bewegungen, der Rhythmus ihres Körpers schienen wie aufgelöst in Musik. Die Linien ihrer Gestalt waren zarter, sie war für ihre Verhältnisse fast übernatürlich schlank geworden. Wenn ihr Blick gegen die Außenwelt gerichtet war, war er verschleiert, und doch konnte er so wundersam aufleuchten. Unter ihren Augen waren leicht hingehauchte, violette Schatten, selbst die Hände schienen zarter geworden, lebendiger . . .

Mit einer wundervoll gesegneten Kraft hatte ihre Natur das Mysterium der Liebe empfangen, sie hatte sich hingegeben mit einer Totalität, die ihr ganzes Wesen durchdrang. Es war etwas Zeit- und Raumloses, etwas Entrücktes über ihnen gewesen, uferlos

waren sie ineinander übergegangen. Ja, sie waren wie zwei Kräfte, die bestimmt waren, sich aneinanderzuschließen. Wie in einem Bann war sie durch seine Nähe, sie vermochte es bisweilen kaum, sich von ihm zu lösen. Aus dieser Hochspannung ihres Lebens sollte sie nun das Schicksal herausreißen? Sie sah auf ihren Mann hin, er stöhnte leise im Schlaf, er sah wohl schreckliche Bilder . . . ? Das kleine Licht im Glasbehälter zitterte und brannte nur trübe, sausend flog die schwarze Nacht an ihr vorüber. Ihr Blick ruhte zärtlich auf ihm, auf dem gebräunten Antlitz, der schlanken Gestalt. Ein heißer Strom von Dankbarkeit durchglühte sie. Sie neigte sich über ihn, seine Lider erzitterten. Er spürte wohl ihre Nähe. Da richtete sie sich schnell wieder auf. Er empfindet sie, wie sie ihn empfindet: sie beide waren zu Harfen geworden, aus der die allmächtige, gesegnete Schöpferhand volle Töne schlug . . . Am Tage fanden sie zwar oft nicht viel Worte füreinander, aber wozu bedurfte es der Worte, da sie sich doch in der ewig lebendigen Sprache so restlos verstanden? Barbara streckte sich aus wie er und schloß die Augen.

Der Morgen dämmerte. Der Zug hielt an. Lautes Rufen von vielen Stimmen drang zu ihnen. Rjasin fuhr auf, auch Barbara hatte sich erhoben. Er faßte nach dem Türgriff und rief ihr zu, sich nicht zu rühren. Die Hand, schlank und sehnig, umspannte den Messing des Griffes, ein großer Rubin, den Barbara geschenkt, leuchtete rot daran. „Aber so höre doch," rief sie, „es ist ja nichts, sie schreien bloß Hurra, es ist eine Ovation für den Minister. laß mich hinaus!" Die Hand blieb am Türgriff geballt. Da beugte Barbara sich lachend und küßte die Finger, da sanken sie hinab. Sie öffnete die Tür und trat hinaus.

Sie waren in einer kleinen Stadt, der Bahnhof war erfüllt von einer dichtgedrängten Menge von Leuten. Nebenan im Salonwagen, auf der Plattform, stand ein noch junger Mann von südländischem Typus und redete lebhaft. Er legte sich ins Wort, gestikulierte, erschöpfte sich. Er sprach von der großen, heiligen Revolution, von der Verpflichtung, sich ihrer würdig zu zeigen. Jubel unterbrach immer wieder seine Rede. Das war der Mann, der die Zukunft Rußlands in Händen zu tragen wähnte, der Mann, von dem es hieß, er schlafe nicht, der auch die Nächte über fieberhaft arbeite. Sein Gesicht war bleich, er sah trotz der Erregung erschöpft aus, etwas Überreiztes sprach aus seiner ganzen Art. Neben diesem Manne stand mit gefalteten Händen eine Greisin, mit großen, dunklen Augen und schweren Augenlidern, die eine hohe einstige Schönheit gehabt haben mußte. Sie stand da und nickte immerzu,

und über das alte, runzlige Gesicht liefen die Tränen. Der Minister trat zurück, und nun erhob sie, die Greisin, die Stimme und die Hände, aber sie kam kaum zu Wort, so maßlos ward das Jubelgeschrei, Blumen wurden ihr hingereicht in großer, leuchtender Fülle. Da ließ sie die wie zum Segen erhobenen Hände sinken und faßte nach den Blüten, die ihr geopfert worden. Das war die alte „Großmutter der Revolution", jene Frau, die jahrzehntelang wegen einstiger revolutionärer Versuche in Sibirien verbannt gelebt hatte, und die nun die aufstürmende Jugend im Triumph wieder zurückgeführt hatte.

Barbara stand und sah das lebhafte Bild aus dem historischen Weltatlas. Es war ihr sonderbar zumute dabei. Sie mußte so viel an dieser Revolution verurteilen, und dennoch rührte sie das Bild. Diese beiden Menschen meinten sich, ihr Leben und ihre Ideen, ehrlich, und für sie waren das jetzt große Tage der Erfüllung. Ja, dies Bild, das sich an der Peripherie ihres eigenen Lebens abspielte, machte Barbara sehr nachdenklich. Für eine kleine Weile versank ihr eigenes Fühlen, und sie sah noch etwas anderes als sich und ihr Leben. In Helsingfors hatte das äußere Leben der Zeit schon einmal ihr Glücksleben durchschnitten, kalt und messerscharf hatte sie die Angst gepackt; nun durchschnitt das äußere Leben in geistiger Art ihre Sphäre.

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Hüteschwenken, Zurufe, dann wieder Flächen, Wälder, eine stille, ernste Natur, durch die der Zug mit all seinen Existenzen und Schicksalen dahinjagte. Aus dem grauenden Morgen entstand ein leuchtender Frühjahrstag. Barbara trat zu ihrem Mann, der mit finster zusammengezogenen Brauen dastand, die Lippen fest aufeinandergepreßt. Man sah es ihm an, daß der tiefe Nachtschlaf ihn nicht erquickt hatte. Sein Haar war verwirrt, und dennoch sah Leonid Rjasin auch jetzt so aus, daß man denken mußte, er könne und dürfe gar nicht anders aussehen, auch jetzt schien er wie für den Augenblick zurecht geschaffen, so daß er auch eben, wie stets, ästhetisch wirkte. Dieses empfand Barbara immer wieder in freudiger Dankbarkeit. Als nun das junge Ehepaar wortlos nebeneinander im Korridor dastand, ging der hohe, graue Zivilist an ihnen vorüber. Barbara streckte ihm, mit aufleuchtendem Blick, die Hand entgegen: „Herr von Manstaff!" — „Wir wollen in unser Coupé gehen", sagte Rjasin schnell.

Die Herren sprachen lebhaft. Da Rjasin fast die ganze Zeit über als Zivilist gereist war, hatte er nichts wirklich Gefahrvolles erlebt; dagegen war Hans Manstaff schon einmal nahe am Tode

gewesen. Eine Schar fremder Soldaten war in eine Kaserne gestürmt und hatte die Kameraden gefragt, ob sie mit ihren Offizieren zufrieden wären? Es waren die Namen gefallen von solchen, die gehaßt waren; da wurden mehrere erschossen. Hans und sein Kommandeur wurden nur gefangen gesetzt. In einer Nacht aber hatten sich wieder übelwollende Soldaten in die Kaserne gedrängt und hatten die Gefangenen vor Gericht bringen wollen. Da war Hans von einem ihm treuen Soldaten gerettet worden, er war geflüchtet. Er hatte sich auf den Rat dieses Soldaten versteckt gehalten, und erst als die Gefahr vorbei war, war er wieder hervorgetreten. Er hatte dann um seine endgültige Entlassung aus dem Heere gebeten, man hatte sie ihm zuerteilt, nun war er wieder ein freier Mensch. „Das ist es, was auch du tun müßtest, Leonid!" rief Barbara. Er zuckte ärgerlich die Achseln. „Da fehlt dir ein gewisses Gefühl. Herr von Manstaff und ich, das ist etwas ganz anderes. Er ist doch nicht Berufsoffizier." Auf Barbaras Gesicht malte sich Schrecken, so daß Hans Manstaff ihr einige beruhigende gütige Worte sagte. Die Herren sprachen weiter, sie waren beide erregt, auch Hans, der sonst so ruhige, war verändert. Nun näherten sie sich der alten Stadt, schon konnte man sie in geschlossener Gruppe aufragen sehen. Was Barbara aber heute am schönsten erschien beim Anblick der Stadt, was ihr geradezu ein Gefühl von Rührung gab, das waren die himmelhoch aufstrebenden Kirchtürme, die wie große Wahrzeichen des Glaubens gen Himmel ragten. Bald würde sie sich auflösen, die alte Stadt, würde auseinanderfallen in Straßen und Häuser. Barbara würde wieder das alte und doch so neue Leben aufnehmen.

Welch ein Jubel umbrauste sie, und diesmal aus Tausenden von Kehlen! Was war das heute morgen für ein seltsames Ankommen in der alten Stadt, die einen sonst mit feierlicher Stille empfing? Ein solches Gedränge war auf dem Bahnhof, daß vorläufig an ein Aussteigen nicht zu denken war; erst mußten der Minister und die Großmutter der Revolution ihren Siegesweg durch die Menge nehmen. Der Minister sollte vom Bahnhofsbalkon aus zu den Leuten reden. Noch nie hatte Barbara eine solche Fülle von Blumen beisammen gesehen. Oben auf dem Balkon der Minister. Unten, Kopf an Kopf, die Menschen, bis zu den Anlagen, unterhalb der Hochstadt, war es schwarz von Neugierigen, Anteilnehmenden. Selbst auf Bäumen und Laternenpfosten saßen junge Leute. Die Automobile, in denen die alte Großmutter der Revolution und der Minister fahren sollten, glichen Jardinièren.

Barbara und ihr Mann hielten bloß ihr Handgepäck in den Händen, sie suchten die Stadt zu erreichen.

Ja, welch ein Empfang war das, betäubend groß, und doch galt nichts von all der Freude, all dem Jubel ihnen! Kein Mattwei war da, keine Equipage. Nie noch war Barbara so einsam und unbeachtet in die Stadt zurückgekehrt wie heute, da sie sie zum erstenmal als Frau betrat! Sie sah zum Balkon auf, sah den Minister, erkannte seine Gebärden, hörte hier und da ein verstreutes Wort, und alles, was sie sah, ward ihr zu einem seltsamen, sie fremd anmutenden Bilde des Lebens.

*

Auch Hans hatte auf Gepäck und Wagen verzichtet und nur die Handtasche mitgenommen. Er sah vorbei an dem bewegten Bilde, seine Augen waren zur Hochstadt emporgerichtet. Es gab jenseits der Anlagen eine Treppe, die ins Herz der Hochstadt führte, aber auch sie war schwarz von Menschen. Da beschloß er, einen Umweg zu machen. Er ging rechts vom Bahnhof, um längs den Promenaden weiterzugehen. Die Straße, die er jetzt betrat, war menschenleer. Er ging schnell dahin, bis er zum Berg kam, der zur Hochstadt hinaufführte. Er sah von hier zur alten Ordensburg auf, sah rauchgeschwärzte Löcher an den Stellen, wo die Fenster gewesen waren; ihm war, als sähen ihn tote Augen an. Aber die herrliche, alte Mauer hatte durch nichts gelitten, noch immer stand sie fest und stark da, als wäre sie bereit, noch manchem Sturm der Geschichte standzuhalten. Auf der Höhe angelangt, blieb Hans zögernd stehen. Nach links ging es in die eigentliche Hochstadt hinein, vor ihm lief ein Weg hinab, der zur Stadt und Vorstadt führte. Wer sein Gesicht in diesem Augenblick hätte sehen können, wäre wohl erstaunt gewesen: es spielte sich ein Kampf darauf ab, es bezog sich mit einer dunklen Röte, dann jedoch bekamen seine Augen einen weichen Glanz. Ein kurzer Ruck — und er bog nun den Weg ein, der zur Vorstadt hinabführte.

Wie schnell er dahineilte, nicht nach rechts noch links sehend! Schon war er bei der großen, estnischen Kirche. Von hier aus lief eine breite, dreifache Allee bis zum Petersplatz hin. Schon von weitem sah Hans den Zaren mit einer roten Fahne in der Hand dastehen, eine seltsame Groteske für diese Gewaltnatur, jedoch für dies schwächliche Abbild, das in der Tanzpose dastand, erschien es nicht etwas so Unfaßliches, auch einmal solch eine Fahne zu halten. Hans ging durch die Allee, bis er vor dem braunen Holzeckhaus

stand. Sein Herz schlug fast unbändig. Wie seltsam das ist, dachte er, bin ich denn so sehr erregt? Er tat es aus einem unabweislichen Muß heraus. Vor der Türe zögerte er dennoch: wenn sie nun vor seinem Anblick erschrak? Wie es auch war, er mußte heraus aus der Unklarheit, wer aus solch einer Tiefe kam, wie er soeben, dessen Augen und dessen Seele brauchten viel Licht. Er schellte — einmal, zweimal, keiner öffnete ihm. Sollte denn wirklich niemand zu Hause sein? Nochmals lang und ungeduldig drückte er auf den Knopf der Glocke. Da hörte er jemand hinter der Tür. Eine Kette wurde vorgelegt, das Schloß gedreht, durch den Spalt sah er eine schmale Mädchengestalt mit seitwärts gescheiteltem Blondhaar und einem, wie es schien, etwas zu bleichen, mageren Gesichtchen. Eine Stimme fragte: „Wer ist da?" — „Ich bin es", sagte Hans laut. Die Kette klirrte, die Tür sprang auf — sie standen einander gegenüber. Er sah, wie ein paar Augen aufstrahlten, und mit einem Satz war er bei ihr und schloß sie in die Arme. Sie hielten einander fest umklammert, beide konnten nicht sprechen. Das haarige, hellgraue Zeug seines Mantels ward feucht von Mädchentränen. „Gott sei gedankt," sagte Irene, als er sie nach einem langen Kusse freigab, „was haben wir gezittert um dich!" — „Ihr?" — „Ja, deine Eltern und ich." — „Du warst bei ihnen?" Da verbarg sie ihr Gesicht und erzählte, wie sie gerade da gewesen sei, als das Telegramm gekommen war. Hans jubelte auf: „So war sie noch früher zu ihm gekommen, als er zu ihr! Nun aber komm hinauf zu ihnen, nun gehörst du ganz zu uns, Irene!"

*

Sie gingen eilend, Hand in Hand, dahin, unbekümmert, ob fremde Blicke sie streiften. Auf ihren Gesichtern lag ein Glück, das durch Schmerz gegangen war, das Glück des Sichgefundenhabens. Aus einer Seitengasse der Hochstadt kommend, sah Magnus die beiden dahingehen, in gleichem Rhythmus mit langen, festen Schritten. Er blieb stehen und starrte ihnen fassungslos nach. Dieses unmittelbare Vorbeigleiten des großen Glückes wirkte gewaltig auf ihn. Er, der die Schwester doch so liebte und sich über das Glück freute, fühlte es dennoch eben wie einen jähen Schmerz an seinem Herzen: Irene hatte es wieder gewonnen, was sie verloren, für ihn aber stand kein solches Glück mehr wartend bereit!

In dem Augenblicke mußte Magnus kämpfen, alles Bittere herunterzuwürgen. Er erkannte, wie Gefühle tief in uns schlafen, so daß wir sie tot wähnen, bis ein Erinnern sie wieder weckt, und sie

uns mit alter Kraft durchdringen. Was war es, das in uns unter dem dichten Vorhang so lebte? Wir wissen nicht darum, unser Gehirn verarbeitet unsere Erlebnisse, wir reihen sie ein und glauben uns fast befreit; aber ein Zugwind des Lebens lüftet den Vorhang, und wir spüren wieder alles Verborgene. Nichts, nichts habe ich vergessen, sagte sich Magnus, alles lebt noch in mir! Er lernte die unheimliche Gewalt des Blutes kennen, alle Phantasiekräfte arbeiteten wieder in ihm. Wo war Barbara, was ging in ihr vor? Sie lebte wohl weiter als die, die sie war, und er wußte nichts von ihr! Vielleicht war auch sie wieder hier in der Stadt? Wenn sie aber die Barbara war, die er gekannt, und wenn sie das immer bleiben würde, was er an ihr geliebt hatte, wie sollte dann seine Liebe je sterben?

So dachte Magnus, als er immerzu auf jene Hausmauer hinsah, hinter der die Glücklichen verschwunden waren. Er begann langsam weiterzugehen, die Füße waren ihm schwer, die hellen Steine des Bürgersteigs blendeten seine Augen. Von weitem her hörte er das Stimmengewirr, das Hurrarufen, die Musik. Ja, das Leben ging weiter, und das Leben war groß. Sollte man jetzt nicht lebendiger und stärker sein, als je zuvor? Wenn man aber etwas in einem, das kostbar und schön ist, sterben lassen will, wie kann man da lebendig bleiben? Liebte man nur, wenn man etwas zu gewinnen suchte für sich? Hätte Barbara ihm je jenen Brief geschrieben, wenn sie ihn für einen gehalten hätte, der nur selbstsüchtig wäre? Nein, er durfte, er konnte ein Gefühl nicht töten, das so stark in ihm lebte! Ich muß ja weiter lieben, sagte er sich. Ich will sie nicht gewaltsam herausdrängen, ich muß nur noch auf einer höheren Stufe Verzicht leisten können. So nur tue ich mir kein Leid an, sondern gewinne.

Es war, als hätte sich ein Krampf in ihm gelöst. Er atmete freier, er fühlte wieder das große und starke Leben, seit er sein Gefühl, sein Herz nicht gewaltsam abschloß, sondern hinüberfluten ließ.

Vierzehntes Kapitel

Das neue, alte Leben

Barbara fand in ihrem Hause alles so vor, wie sie es verlassen hatte. Über Mattweis Gesicht flossen Tränen der Freude, als er seine Herrin begrüßte. Sie umarmte und küßte ihn, neigte darauf das Haupt und fühlte die Kraft des Segens von seiner liebevollen,

ehrwürdigen Hand auf sich ausströmen. Die altbekannten Möbel empfingen sie, die rosenroten, türkisblauen und orangefarbenen Seidenkissen grüßten sie aufleuchtend, und dennoch sah sie auf alles das Altbekannte wie auf ein Fremdes hin. Es erschien ihr, als wäre sie unendlich weit fort gewesen, und als habe ihre Reise unendlich lange gedauert. Sie ging durch die Zimmer, langsam wie benommen, bis sie in ihr Schlafzimmer kam. Hier bleibt sie überrascht stehen: an Stelle ihres Bettes war ein anderes ins Zimmer hereingerückt, und daneben stand ein zweites von gleicher Form und Farbe. Wie sie diese Anordnung sah und die Betten ihrer Eltern in allen Einzelheiten wiedererkannte, überlief sie ein Schauer. Ja, es war fast ein Gefühl von Furcht, während ihr zugleich die Glut in die Wangen stieg. Sie nahm ihren Hut ab, stand vor der alten Mahagonitoilette und sah ihr Spiegelbild an — ja, es war eine neue Barbara, die ihr da entgegenschaute.

Hier, im altgewohnten Rahmen, sah sie es erst ganz, wie sehr sie eine andere geworden war. Die Barbara, die da stand, hatte dunkler glänzende Augen und war eine schönere als die frühere, und dennoch, warum sah sie auf sie hin mit einem leise grausigen Staunen . . .? Sie wandte sich ab, es war wie ein Spuk um sie, ihr war, sie müsse immer nach der alten Barbara suchen. Was Leonid zu diesen großen, steifen Betten sagen würde? Da hörte sie schon seine Stimme. Er kam schnell daher, umarmte sie und küßte sie in den Nacken. „Hier war dein Schlafzimmer", sagte er leise. Sie dachte daran, ihm zu sagen, daß es die Betten der Eltern wären, aber es war ihr nicht möglich.

Rjasin warf sich in einen Sessel und streckte die Beine lang von sich. „Es ist unglaublich," sagte er, „daß ich jetzt wirklich in diesem Hause wohnen soll. Es ist so fabelhaft solide, so bourgeoishaft. Es weht einen eine Solidität an, die fast atemberaubend ist." — „Und ich erst," sagte Barbara, „bin ich nicht die Verdichtung von alledem?" — „Unsinn! Komm und setze dich zu mir." — „Nein, ich muß jetzt gehen und mein Haus inspizieren." Sie lachte ihm zu und ging hinaus.

Als Rjasin, erfrischt und elastisch, ins Speisezimmer trat, fand er Barbara am Frühstückstisch stehen, auf dem sie einige Schalen zurechtrückte. Wieder schüttelte er den Kopf wie in namenloser Verwunderung. Er sah seine Frau mit sichtlicher Neugierde an, jede ihrer Bewegungen verfolgend. Als Mattwei Eier, Schinken und Gemüse anbot, ein in der Eile hergerichtetes Mal, verbeugte er sich dankend vor ihm. Über Barbaras Gesicht glitt ein leichtes

Lächeln, und Mattwei, gegen seine sonstige Gewohnheit, verließ das Zimmer. Sogleich knüllte Rjasin seine Serviette zusammen und warf sie in die Luft. „Die ganze Anordnung", sagte er, „ist superbe. Dies Service, alles — eigentlich kann man in so einem Hause nur zum Besuch sein." — „Aber Leonid, du liebst doch alles so sehr, was hübsch und ästhetisch ist?" — „Gewiß — ich finde sogar, daß die Menschen, mit denen ich verkehre, es sein müssen." Dann lachte er. Barbara sah ihn erstaunt an, aber er lachte nur um so mehr, indem er sich mit seinem Stuhl hin- und herschaukelte.

Am Nachmittag erschienen einige Offiziere aus Rjasins Regiment, die er von seiner Ankunft benachrichtigt hatte; auch die beiden Trauzeugen waren darunter. Die Herren saßen im Gobelinzimmer, die Unterhaltung war laut und erregt. Barbara blieb zuerst bei ihnen, denn auch ihr war es darum zu tun, zu erfahren, was im Regiment vor sich gegangen war. Sie hörte zu ihrer Beruhigung, daß die Soldaten hier in der Stadt nur wenige Greueltaten verübt hatten. Das Leben der Offiziere wäre im Augenblick nicht gefährdet, aber die Disziplin wäre vollkommen aufgehoben. Vorgesetzte und Soldaten redeten sich jetzt als Kameraden an, die Soldaten liefen in offenen Mänteln mit der Mütze im Nacken umher, grüßten niemanden und drängten sich überall vor. Viele von ihnen erklärten den Krieg für beendet und zögen nach Hause, und die Aussicht, daß die neue Regierung den Krieg weiter führen wolle, erfüllte sie mit Empörung. Mehr als die Soldaten wären die Matrosen zu fürchten, die mit unglaublicher Energie und Ausdauer überall eingedrungen seien, die Stadt terrorisierten und sich mit dem Revolver in der Hand als die Herren aufspielten. Die Seeoffiziere hielten sich zum Teil versteckt, einige säßen gefangen. Die Offiziere klagten lebhaft über ihre Kommandeure, überhaupt über die älteren Vorgesetzten, die hätten zu allem Ja und Amen gesagt, viel Feigheit entwickelt und nur für ihr Leben und ihre Pensionen gezittert. Im großen und ganzen wäre das Leben eben kaum zu ertragen. Burschen gäbe es nicht mehr, es sei denn, sie stellten sich selbst freiwillig, und die wären von empörender Frechheit und täten nur, was ihnen beliebte. Rjasin werde wohl auch schon an seinem Mitka noch manches erleben. „Mitka hat heute nicht geruht zu erscheinen," sagte Rjasin, „ich bin gespannt, wie er morgen auftritt." Das Gespräch wandte sich persönlichen Angelegenheiten zu, Barbara verließ das Zimmer.

Die Offiziere hatten die ganze Zeit über Tee getrunken, nun schickte Barbara ihnen einige Flaschen Rotwein herein. Es waren

auch hier im Hause Haussuchungen vorgekommen, jedoch Mattwei hatte den Keller so geschickt verteidigt und verleugnet, daß er den Weinvorrat der Besitzerin wieder übergeben konnte. Aus dem Gobelinzimmer schallten die lauten, erregten Stimmen herüber, die ganze Wohnung war von blauem Rauch durchzogen. Obwohl Barbara zuweilen gelegentlich selbst rauchte, war ihr der Rauch heute so unangenehm, daß sie ein leichtes Schwindelgefühl empfand. Sie ging in ihrem Hause herum, dies und jenes zurechtstellend, sprach mit ihren Leuten, gab Anordnungen, aber etwas Sonderbares ging dabei in ihr vor, es stellte sich etwas in ihr um. Ihr kam das Haus jetzt altbekannt, lieb und heimatlich vor wie noch nie, aber das Leben, das *sie* hereingebracht hatte, stand so fremd darin, daß sie es selbst nicht zu kennen glaubte. Ja, es stand so sonderbar fremd in diesem schönen, alten Hause. . . .

*

Ich will mein Leben aufbauen, wie ich es doch in all diesen Jahren auch getan habe, dachte Barbara, aber schon die ersten Tage zeigten ihr, daß sie dieses nicht mehr konnte. Denn nicht mehr sie allein war es, die fortan das Leben bestimmte. Sie erfuhr es, daß es das Schicksal der Frau ist, vom Manne aus das Bestimmende zu empfangen, nicht nur weil das Leben des Mannes die äußeren Richtlinien angibt, sondern weil das Leben der Frau, wenn es mit dem des Mannes verknüpft wird, den sie liebt, auf eine seltsame Art sich zu neigen beginnt, bis es schwankend wird und oft erlischt. Zum erstenmal war Barbara jetzt durch einen anderen Menschen auch in den äußeren Faktoren bestimmt. Sie mußte damit beginnen, die Mahlzeiten nach ihrem Manne einzurichten, mußte oft stundenlang vergeblich warten, und zwar in Angst und Sorge, daß ihm am Ende etwas geschehen wäre. Obwohl es keinen eigentlichen Dienst gab, verlangten die Soldaten, daß auch die Offiziere, die nie in den Kasernen gelebt hatten, sich alle Tage dort einfinden sollten. Es wurde auch ein wenig zum Schein exerziert, es wurden Sitzungen abgehalten, stundenlang geredet, die Offiziere mußten häufig dejourieren, und dieser ganze neue Dienstapparat funktionierte so unregelmäßig, daß keiner etwas für den nächsten Tag vorausbestimmen konnte. Barbara sah ihren Mann jetzt nur wenig, doch sie sah es mit Sorge, wie er sich von Tag zu Tag verfinsterte. Obwohl sie seine Stimmung vollkommen verstand, begann ihr Herz doch schon mancherlei zu vermissen. Sie suchte ihn zu zerstreuen,

bat ihn, mit ihr zu lesen; er lehnte es ab; als sie ihm aber vorschlug, ihr etwas vorzusingen, lachte er nur ärgerlich auf.

So blieb um sie immer die gleiche Disharmonie bestehen: das alte, vornehme Haus, die gut geschulten Dienstboten darin und in diese stille Welt hereinstürmend ihr schöner, finsterer und ungeduldiger Mann. Sie suchte ihm auf jede Art das Leben leicht zu machen, aber er sah die Aufmerksamkeiten nicht, die sie ihm erwies.

In dieser Zeit war es, daß Barbara dort ein Trost erwuchs, wo sie es nicht erwartet hatte — es war Mitka, der sie in dieser ganzen Zeit durch seine kindliche Art erfreute und oft beruhigte. Zwar, er war auch von der Zeit erfaßt, sprach mit einem gewissen Stolz von der Freiheit, die „auch" die Soldaten jetzt hatten. „Denn, Barbara Antonowna, der Soldat ist jetzt auch ein Mensch. Es war falsch, ihn nur du zu nennnen. S i e sollen mich weiter so nennen, weil wir uns kennen und gern haben, aber nicht ein jeder Fremde darf mich jetzt so nennen. Es war falsch, die Soldaten wie Tiere zu behandeln und sie zum Dienst zwingen zu wollen. Nun gehen wir in den Dienst, wenn wir wollen, und wenn wir nicht wollen, bleiben wir zu Hause, trinken Tee und essen Weißbrot dazu. Ich bin nicht so gesinnt, die Herren jetzt zu Dienern zu machen, ich diene gern meinem Herrn weiter, aber wenn ich ihm jetzt die Stiefel putze, so denke ich: früher m u ß t e s t du das tun, jetzt aber w i l l s t du es tun. Und dann fällt es mir ein: siehe da, tu ich es eines Tages vielleicht auch nicht mehr?" Und solches geschah in der Tat auch an einigen Tagen. An einem Morgen begegnete Barbara ihm im Speisezimmer, wo er sich ungeniert Wasser in eines der schönen, alten Kristallgläser eingoß und austrank. Er grüßte sie freundlich, als sie eintrat, ließ sich aber nicht stören. „Ich ruhe mich heute aus," sagte er, die Hände in den Hosentaschen haltend. „Mattwei hat das Zimmer des Herrn geräumt, ich muß auch einen freien Tag haben." — „Nun gut," sagte Barbara, „dann soll es aber auch wirklich ein Feiertag für dich werden, ich werde dir Kuchen und Wein auf dein Zimmer schicken, oder willst du es lieber hier verzehren?" Da lachte er und schüttelte den Kopf. „Schicken Sie es zu mir." — „Siehst du, du bist froh," sagte Barbara, „aber ich, ich bin traurig." — „Warum sind Sie traurig, Barbara Antonowna?" fragte Mitka, seine Haltung verändernd. „Ich bin immer in Sorge um meinen Mann, ich fürchte immer, daß er Feinde hat im Regiment." Mitka nickte vor sich hin. „Es ist wahr, er hat da einen Feind, ich weiß es, noch gestern hat er mir gesagt, er werde es Leonid Alexandrowitsch noch einmal einträken,

daß er ihn früher angeschrien hat." – „Wer ist das," rief Barbara erschreckt, „was will er tun?" – „Er ist Schreiber. Es ist da ein Konflikt wegen dem Geld. Er behauptet, Leonid Alexandrowitsch hätte früher einmal Geld, das der Kasse gehörte, für sich verbraucht." – „Um Gottes willen!" – „Ja, daraus könnte etwas werden, vielleicht schon heute", sagte Mitka, bedächtig den Kopf wiegend. Dann sah er, daß Barbaras Gesicht ganz verstört war: „Aber was ist Ihnen?" – „Heute, sagst du? Was soll ich tun?" – „Nichts können wir tun, aber wenn Sie sich Sorge machen, werde ich gleich hingehen und sehen, was Ihr Mann dort macht! Ich geh nicht, ich fliege hin. Aber den Kuchen und den Wein, den schicken Sie mir doch auf mein Zimmer?" Und fort war er.

Barbara sah ihm nach, sie fühlte sich so erregt durch seine Mitteilungen, daß ihr Tränen kamen. Ja, es war ihr jetzt auch sonst bisweilen geschehen, daß es aus der Tiefe heraus übergeströmt war und sie geweint hatte. Nie war das früher so gewesen, und sie wußte selbst, daß sie es auf ihre Nerven zu schieben hatte. An solchen Tagen war sie auch unstät und erschrak vor jedem Geräusch. Sie sah dann wie in eine Leere, in eine Aufgelöstheit. Wo hinaus soll das gehen? fragte sie sich dann bang und schwer.

Aber nicht nur das Leben ihres Bewußtseins, auch jenes zweite Leben, das erst begann, wenn die große, schwarze Nacht ihre dunklen Schwingen entfaltete, war erschüttert worden. Es hatte sich etwas in Barbara auch hier gewandelt, als wäre ein Neues dazu getreten. Zwar konnte sie noch jetzt die Minuten ausgedehnt empfinden zu tiefster Ewigkeit, konnte in Todesschauern erbeben und mit ganzer Glut sich dem Zauber hingeben, der so restlos aus zweien eines zu machen vermochte. Aber dennoch war das tiefe Mysterium der Erfüllung, das sie geglaubt hatte zu halten, in etwas Neues aufgelöst. Etwas Dämonisches, ja Ungöttliches schien ihr in ihre Liebe gekommen. Sie suchte nicht zu ergründen, was es war, und dennoch war es etwas, das hinüberging in ihren Tag, und das wieder aus dem Tag herüberragte in die Nacht und das zerstörte, was früher nur Einigung gewesen.

*

Nach solch einer Nacht erhitzter Steigerung und Gefahr war es, daß Barabara zum erstenmal die Augen ihres Mannes in einer Art auf sich ruhen fühlte, die sie früher noch nie an ihm wahrgenommen hatte. Er fixierte sie prüfend in kalter Neugier. „Was ist?" fragte sie mit einem Lächeln, das seinen Blick entwaffnen

sollte. „Nichts," sagte er, „ich finde nur, das lila Kleid steht dir nicht." Der kleine Satz gab Barbara einen Stich ins Herz: wie hatte er früher gerade die Zusammenstellung der lila Farbe und ihres Haares bewundert! Sie konnte seine Worte nicht vergessen, obwohl sie sich darum bemühte. Das Gefühl von Enttäuschung, einer körperlich quälenden Empfindung gleich, das sie bisweilen jetzt überkam, fiel sie heftig an. Noch den ganzen nächsten Tag über fühlte sie etwas wie Ablehnung gegen ihn. An diesem Tage war es, daß sie ihren ersten Streit hatten.

Er kam verspätet zum Mittagessen, sah finster vor sich hin und setzte sich ohne ein Wort der Entschuldigung hin. Barbara fragte ihn, ob er Unannehmlichkeiten gehabt habe? Er zuckte die Achsel und meinte, das wäre eine Frage, die sie sich selbst beantworten könne, woraus sie wohl meine, daß das Leben jetzt bestände? Er spielte mit dem Fischmesser. Obwohl sie das irritierte, sagte sie doch ruhig: „Ich denke, die Unannehmlichkeiten sind doch wohl graduell verschieden?" — „Nun also," rief er, das Messer hinwerfend, „wenn es dir paßt — graduell. Also, deiner alles ergründenwollenden Pedanterie zuliebe, es sind unerträgliche." Ihr Herz ward wach, und sie fragte impulsiv: „Ist es irgend etwas mit dem Schreiber?" Er sah sie an, wurde blutrot, die Adern traten an seiner Stirn hervor: „Was weißt du denn davon?" Sie streckte ihm die Hand entgegen und bat demütig: „Liebster, ich weiß davon, ich will so gern alles mit dir teilen. Mitka hat mir davon erzählt." Er sprang auf, warf die Serviette hin: „Also so weit ist es schon gekommen, daß meine Frau meinen Burschen aushorcht über mich? Also jetzt schon dieses Mißtrauen?" Barbara verwehrte sich kraftvoll gegen diese Auffassung. „Warum überhaupt Mißtrauen," sagte sie, „es ist doch nur natürlich, daß die Frau wissen will, was den Mann angeht?" — „Und was hast du nun gewonnen," fragte er, sie finster ansehend, „triumphierst du nun in deiner deutschen Genauigkeit und denkst: siehe da, er gibt also Geld aus, das er nicht hat? Ich aber sage dir, ich hätte es, wenn ich wirklich gewollt hätte, in einigen Tagen ersetzen können." Er zog heftig den Stuhl heran, setzte sich wieder, aß schnell seine Suppe auf und trank dann ein Glas Wein herunter.

Barbara starrte vor sich hin, bis die eingewebten Blumen im Damasttischtuch vor ihr tanzten. Ein heftig stechender Schmerz fuhr ihr wie ein spitzer Dolch durch den Kopf. Was sie als den schmutzigen Verdacht eines Elenden fortgeschoben hatte, gestand ihr Mann als eine Selbstverständlichkeit ein! Ja, fehlten ihm denn

die natürlichsten Begriffe von Ehrgefühl auf diesem Gebiete? Sie war noch so fassungslos, daß sie kein Wort zu sagen vermochte, und spürte dabei zugleich, wie sehr sie ihn damit aufbrachte gegen sich. Mattwei brachte den Braten; ohne die Herrschaften anzusehen, bot er ihn an, doch Barbara wußte, daß er alles bemerkt hatte. Als er fortgegangen war, fragte sie und erstaunte selbst, wie kalt ihre Stimme dabei klang: „Was willst du nun tun?" – „Tun, was denn wieder tun? Sie sollen mich vor ein Gericht stellen." – „Leonid! wie furchtbar." – „Nun ja, also wieder ein Unglück! Natürlich ist diese ganze Geschichte eine Unverschämtheit. Der Schreiber hat selbst damals darum gewußt, so etwas machen alle, und da ist kein einziger, der wirklich glaubt, daß daran etwas Unrechtes wäre. Die ganze Sache ist nur Rache und außerdem eine Erpressung." – „So gib ihnen, gib ihnen, so viel sie wollen!" – Er sah sie von der Seite an. „Ja, ich weiß, daß du Geld hast." – „O!" Ihre Lippen zitterten. Unendlich lang währte der Mittag heute. Nun werden wir aufstehen, dachte sie, werden den Kaffee trinken, er geht in den Dienst wie alle Tage, und doch ist alles anders geworden. Als sie ins Gobelinzimmer gingen, schwand ihr der Boden unter den Füßen. Sie sank in einen Sessel und atmete tief auf. Es faßte etwas an ihr Herz und drückte es: „Ich bitte dich, Leonid," sagte sie mühsam, „wollen wir aufrichtig miteinander sein, wollen wir keine Geheimnisse voreinander haben?" Sie sagte dies mit so leiser Stimme und fühlte sich so erschöpft dabei, daß sie dachte: was ist es mit mir, werde ich krank? „Gegen diese Bitte", sagte Rjasin auf und nieder schreitend und dann kurz vor Barbara stehen bleibend, indem er die Augen zusammenkniff, „setze ich einen Wunsch: ich will in allem und jedem meine Freiheit bewahren. Nicht darum habe ich geheiratet, um meine Freiheit zu verlieren. Es mußte soweit kommen, daß wir die Dinge verschieden auffassen. Du hältst diese Geldgeschichte für eine Schlechtigkeit, ich für eine ungeschickte Nachlässigkeit. Ich hatte einmal gerade das Geld in der Tasche und vergaß, es zurückzulegen. Wenn sie mich wirklich vor ein Gericht stellen, so werde ich ihnen sagen, daß sie sich schämen sollen, aber es wird wie gesagt nicht dazu kommen." Barbara blieb ruhig sitzen, es war ihr alles mit einem Male gleichgültig geworden. Er redete weiter: „Glaubst du denn, daß du mich in die Regeln der Gesellschaft einzwingen kannst? Du weißt es, daß ich die Gesellschaft verachte." „Rede nicht mehr," sagte sie, „du verdirbst etwas." – „Hast du nichts verdorben mit deiner Spionage?" Er sah sie erwartungsvoll an, da sie sich aber abwandte und schwieg,

ging er hinaus. Barbara blieb allein. Alles das, was im Augenblick entstanden war, dieses Böse, aus dem Nichts emporgehoben, war mit solcher Wucht auf sie gefallen, daß es sie ganz schwach gemacht hatte. Noch nie in ihrem Leben hatte sie es erfahren, daß jemand in solch einer Stimmung, so aufgebracht gegen sie, von ihr gegangen war! Hatte sie ihm ein Unrecht getan? Sie hatte doch mit seinem Leichtsinn gerechnet, ihn trotz allem lieb gewonnen, und nun, da einer seiner Fehler zum erstenmal vor sie hintrat, stellte sie sich feindlich zu ihm? Ach, sie wußte, es war wohl nicht sein Vergehen, das sie so zerstört hatte, es war das, daß er häßlich gegen sie hatte sein können, daß er lieblos gewesen war.

Doch nicht lange überließ sich Barbara dieser schmerzvollen Stimmung. Sie erhob sich und ging auf ihr Zimmer. Hier badete sie ihr Gesicht, ordnete ihr Haar und zog sich an, um hinauszugehen. Die frische, dünne Frühlingsluft strömte ihr entgegen. Bald würden helle, grüne Schleier über die Welt gebreitet werden. Sie hatte es vor, einen weiten Gang zu machen, denn sie wußte es aus früherer Erfahrung, wie sehr ein rasches Schreiten wohltätig auf ihre Stimmung wirkte, und sie sehnte sich danach, das zu überwinden, was so gewaltsam in ihr Gemütsleben eingegriffen hatte. Aber schon nach wenigen Minuten fühlte sie voll Erstaunen, wie schwer ihr heute das Gehen wurde. Es war, als neige der Boden sich unter ihr, als schwankten die Häuser ihr entgegen, dazu kam ein unerklärlicher Druck auf der Brust. Ein Schwindel erfaßte sie, und zwar so stark, daß sie in einen Laden eintrat. Hier konnte sie kaum etwas unterscheiden, ging gerade bis zur Lette vor, blieb ratlos stehen und starrte auf die rote Bluse des Fräuleins, das sich vorbeugte und nach ihren Wünschen fragte. Sie wollte sprechen, aber vor ihrem Blick flimmerte es, sie sah bloß ein Stückchen zitternde Welt, kalter Schweiß trat ihr auf die Stirn, sie griff ins Leere.

Barbara hatte nicht gesehen, daß ein paar große, helle Augen sie umfaßt hielten. Magnus aber hatte Barbara in sich aufgenommen, so wie sie den Laden betrat. Er sah sie daherkommen, mit einem weichen und leisen Schritt, mit einem so süßen und bleichen Gesicht, daß er erschauerte. Wie die Vision jener zweiten, bisher unsichtbaren Barbara glitt sie dahin, oder war es die in die zweite verwandelte erste Barbara . . .? Nie noch war sie ihm so schön erschienen, so weich und zart . . . Seine Augen brannten auf ihr, blieben an ihrem Munde haften, der so weh aussah und doch so voller Zärtlichkeit. Sie ging an ihm vorüber, ohne ihn zu gewahren. Da – er sah, daß sie sich ungeschickt nach vorn beugte, daß sie

wankte. Er sprang vor und faßte sie. Das Fräulein brachte einen Stuhl, er ließ sie niedergleiten, sie saß da, an ihn angelehnt. Es wurde Wasser gebracht. Sie regte sich wieder, er beugte sich zu ihr hinunter und wartete, daß ihre Augen zurückkommen würden. Sie öffneten sich und sahen ihn nicht gleich, aber als sie in die Wirklichkeit zurückkamen, jene Augen, die so abgrundtief aussahen, als kämen sie aus einer Unendlichkeit, da leuchteten sie auf und grüßten ihn. Er sah ein Lächeln auf dem bleichen Gesichte erstehen. „Ist es nicht möglich, die gnädige Frau hinzulegen?" fragte er, „ich will in ihr Haus gehen und dort jemanden herrufen." Sie faßten Barbara und trugen sie mehr, denn daß sie ging, in ein Zimmer hinter dem Laden, wo sie auf ein Sofa gebettet wurde. Magnus eilte fort. Sein einziger Gedanke war, daß er Mattwei rufen wollte. Nur an ihn dachte er, nicht an jenen Menschen, der jetzt Rechte über Barbara hatte. Mattwei öffnete die Tür, schon wollte er seiner Freude Ausdruck geben, Magnus zu sehen, da sah er in ein so ernstes Gesicht, daß er erschrak. Als er erfahren, um was es sich handelte, eilte er mit der Jungfer in den Laden, während Magnus einen Wagen holen ging. Als Magnus zum Laden angefahren kam, sah er bereits Barbara, zwar noch bleich, doch lächelnd, vor der Ladentür stehen. Sie streckte ihm die Hand entgegen: „O! Dank! Daß ich mich auch so dumm aufführen mußte! Es wird nicht mehr geschehen." Sie suchte dies wie im Scherz zu sagen, aber es zuckte um ihren Mund. Sie fuhr fort. Die Vision war entschwunden. Soeben noch war sie ihm nahe gewesen und war nun wieder entrückt für alle Zeiten ... Was aber war es mit ihr gewesen, war sie krank? Und war es nicht wie ein zurückgehaltenes Weh in ihrem Wesen? Nein, sie konnte nicht krank sein, es war ihr auch wohl nichts geschehen, es war wohl nur die tiefe Erschöpfung des großen Glückes ...? Sein Herz krampfte sich zusammen: sie war es gewesen, die er noch soeben in seinen Armen gefühlt, sie, eines anderen Weib!

*

Der Arzt war dagewesen, er hatte Barbara sorgfältig untersucht, einen leichten Herzanfall, der aber nichts zu bedeuten habe, der nur mit dem Zustand der gnädigen Frau zusammenhänge, feststellend. Er hatte Ruhe verordnet, leichte Kost. Keine Gemütsbewegungen durften sein. Im ganzen hoffte er, daß der junge und starke Körper ohne Gefährdung die Schwangerschaft durchleben werde. Nun lag Barbara in ihrem Schlafzimmer. Es brannte

nur die kleine Nachtlampe im großen Raum. Eine friedvolle Stimmung umgab sie, der leichte Duft des weißen Flieders strömte fein und kühl zu ihr ... Sie lag regungslos da und blickte vor sich hin. Die Nachtlampe, ein altes Stück aus byzantinischer Zeit, aus Silber mit eingelegten Steinen, faszinierte sie mit ihrem leisen Funkeln ...

Das also war es, was mit ihr geschehen war, warum sie sich jetzt oft so fremd und unsicher gefühlt hatte! Um ihrer Liebe willen hatte sie gelebt, aber die Natur hatte etwas anderes mit ihr im Sinne gehabt als nur Genuß. Sie hatte sie in ihren Dienst genommen. Und dies Gewaltige, das den Frauen geschieht, die sich der Liebe hingeben, erfaßte sie mit Schauern.

Das, was sie erwartete, war groß und heilig, sie selbst aber kam sich so unheilig vor. Sie konnte sich auch noch nicht freuen. Sie dachte an ihn, der sie in dieses neue Reich geführt, gedachte seiner unsicher und ohne rechtes Vertrauen. Hatten sie nicht noch heute miteinander gekämpft und gestritten, war sein Blick nicht feindlich gewesen? Ja, so durchdringend war sein Blick oft in der letzten Zeit gewesen. War es vielleicht, daß er es schon gewußt, was in ihr noch unbewußt war? Ja, unbewußt war es gewesen, und doch, das fühlte sie jetzt, es hatte sie schon lange durchdrungen. Das war es wohl auch, das sie ihm gegenüber gewandelt hatte, daß sie nicht mehr das gleiche Glück hatte empfinden können wie in den ersten Wochen ihrer Liebe?

Alles das wogte in Barbara, sie war ergriffen und doch noch zu erschöpft, um es ganz zu erfassen. Rjasin war nicht zum Abendessen gekommen. Es war schon spät, als er heimkam. Matwei erwartete ihn und teilte ihm ernst und zurückhaltend mit, was mit Barbara geschehen war. Rjasin eilte zu ihr, sah sie bleich und still im Bett liegen, das herrliche tizianische Haar lag schwer über der Schulter. Er beugte sich über sie, küßte sie und rief verzweifelt: „Du bist krank! Du sollst leben!" Sie sah sein Gesicht in qualvollster Spannung zucken. Er hat alles vergessen, dachte sie, er ist nicht kleinlich und nachtragend, es war ein Gewitter, das vorüber ging. „Du Lieber," sagte sie leise, „ich wußte es bisher nicht ... Du hast mir ein Kind geschenkt ..." Rjasin sank vor ihrem Bett auf die Knie, verbarg sein Gesicht an ihrem Arm, drückte sie gegen sich. Es vergingen Minuten. Ihr erschienen sie unendlich lang, denn sie wartete auf seine Stimme, auf seine Anteilnahme an ihrem Schicksal, das doch auch seines war. Er hob den Kopf, sah auf ihr weißes Hemd, sah ihre hohe, schöne Brust durch die Spitzen

schimmern. Er drückte seine Lippen auf ihre Brust, zärtlich, behutsam, dann sagte er: „Dieser arme, schöne Körper, dieser arme, arme Körper, wozu muß ihm dieses geschehen, er ist doch so schön!" Nein, dachte sie, er wird kein Vater sein, das Kind wird sich nicht in der Liebe und Sorgfalt eines Vaters sonnen! „Leonid," fragte sie flehend, „wirst du das Kind lieben?" Er machte eine sonderbare Bewegung, in der etwas Hilfloses lag. „Dann laß es schon ein hübsches, kleines Mädchen sein", sagte er unbeholfen an ihrer Decke zupfend. Barbara mußte lächeln. Da sagte er ihr, daß er ganz früh in den Dienst müsse morgen, und daß er die Nacht unten schlafen wolle. Er beugte sich und küßte sie. Sie spürte sein Parfüm, den leichten Tabakshauch, und etwas in ihr zog sich davor zurück. Sie sah ihm mit großen Augen nach, als er leise hinausging.

Er würde sich nun in seinem waffengeschmückten Zimmer unten, das so geblieben war, wie er es früher bewohnt hatte, ausstrecken, würde in seinen tiefen Schlaf verfallen. Sie aber blieb hier allein mit ihrem großen Erleben. Was war es denn für ihn? Der arme, arme Körper, hatte er bloß gesagt! Und doch, es hatte sie kaum in Erstaunen gesetzt. Er mußte so denken, er hatte es ihr vorausgesagt, wie er die Liebe empfand, und daß auch die Ehe für ihn im höchsten Sinne ein Liebeserlebnis sein sollte. Sie hatte das gewußt und es dennoch gewollt. Und es war schön gewesen, unsagbar schön, nur jetzt war alles so verändert. Jetzt mußte die Welt sich umstellen für das kleine Wesen, das da kommen sollte. Aber sie würde dem Kinde keinen rechten Vater geben können! Sie fühlte ein schmerzlich auftauchendes Entbehren. Ihr und sein Zusammenleben, war das schon Ehe? Hatte ihr Gatte ihr nicht noch heute seine vollkommene Freiheit erklärt?

Sie mußte schwach sein durch die viele ausgestandene Erregung, denn wie wäre es sonst möglich gewesen, daß ihr schon wieder die Tränen kamen? Zwar sie weinte nicht im Sturm, aber dennoch weinte sie in tiefem Weh. Sie hielt die Hand leicht gegen den Leib gedrückt, ihr war, sie müsse etwas schützen.

Wie sie so dalag und schon fast am Entschlummern war, da entstand ihr mit einem Male ein wunderbares Trostbild: sie sah ein Menschenangesicht, das sich in tiefer Anteilnahme über sie beugte, sah einen edlen Mund zucken, sah ein Weh in tiefen, klaren Augen. Das hatte sie heute erlebt, und nun stand dieses Bild vor ihr wie ein schützender Engel. Ich erwarte ein Kind, sprach es leise in ihr zu diesem Bilde, und es war ihr, als empfange sie einen Segen.

Da geschah es, daß Barbaras Seele in dieser Stunde, da sie die Wendung ihres Lebens erfahren hatte, zu ihrem Freunde pilgerte und sein Bild mitnahm in ihren Traum.

Fünfzehntes Kapitel

Die Welt muß anders werden

Seit jenem Wiedersehen mit Barbara, das ihn so schmerzlich erregt hatte, fühlte Magnus sich stärker leben. Ja, er befand sich in einer beständigen Spannung. Aber an Barbara selbst, die doch noch solch eine Gewalt über ihn hatte, suchte er bewußt nur wenig zu denken. Doch war alles gewandelt, seit er sie wieder in der Stadt wußte. Alle Erscheinungsformen des Lebens waren wieder deutlicher geworden.

Es war wie ein Flügelrauschen durch die Welt gegangen. Jene neue Idee, die zuerst von einem Sichtbaren mit pomphafter Gebärde ausgesprochen worden war, die die Freiheit der Völker und ihr nationales Selbstbestimmungsrecht verlangte, hatte auch das Bewußtsein der russischen Randvölker geweckt. Auch hier im Lande hatten sich lebhafte Stimmen erhoben, die eine Loslösung vom Reiche verlangten. Die Chauvinisten im estnischen Volk schlossen sich in glühendem Ehrgeiz zusammen; es sollte ein selbständiger kleiner estnischer Staat erstehen.

Auch die Deutschen sprachen sich für eine Loslösung vom Reiche aus. Es tauchte die Hoffnung auf, einen baltischen Staat mit einer Angliederung ans Deutsche Reich zu bilden. Zu keiner Zeit hatte der deutsche Glaube heller geleuchtet. Die deutschen Waffen schienen die Welt zu bezwingen. Mußte es nicht schließlich auch den anderen Völkern der Provinzen einleuchten, daß ein Anschluß an Deutschland dem Lande Kraft und Wohlstand und erhöhte Kultur bringen mußte? Nach all den dumpfen Kriegsjahren schien dieser Frühling neues Leben zu bringen.

Magnus war voller Hoffnung. Schon sah er die Völker versöhnt in gemeinsamer Arbeit, sah sie in gemeinem Wohlergehen aufblühen. Die Zurückhaltung und Ablehnung von der anderen Seite suchte er nicht ernst zu nehmen. Schien es nicht, als ob der langgehegte Wunsch der Deutschen sich jetzt mit der Natürlichkeit einer historischen Forderung erfüllte? Die Vorstellung, daß fortan nationale Minderheiten, wie kleine Völker, alle zu ihrem Recht kommen sollten, ward seinem Idealismus schon zur Gewißheit. Er

fühlte, daß Geschichte erlebt wurde, und er fühlte es als etwas Persönliches, zu dem Geist und Seele Stellung nehmen mußten.

Herr von Manstaff und Magnus führten jetzt lange Gespräche über die Gestaltung der baltischen Zukunft. Waren sie doch beide Glaubende und Hoffende. Sie wurden daher bisweilen ungeduldig, wenn Asserin nicht von ihrem Empfinden so mit fortgerissen wurde, sondern seine Kritik und Zurückhaltung auch hier nicht verlor. Wenn Magnus auf den feinen Zügen des älteren Freundes ein Lächeln erstehen sah, das leicht schmerzlich war und doch auch zugleich skeptisch, erschien ihm Asserin kraftlos. Ja, er dachte, daß er schon lieber bisweilen irren wolle, als immer ein Zweifelnder sein. Asserin warnte davor, sich durch das Selbstbestimmungsrecht der Völker blenden zu lassen. Er hielt dies für die Maskierung eines Zerfallprozesses. Solange es politisch starke Völker gäbe, meinte er, hätte das auch keine Realität, denn die würden dies Recht doch nicht bestehen lassen. Es sei auch nicht gesagt, daß die Betonung der Nationalität noch lange Zeit auf der Fahne geschrieben bleiben würde. Jede Bewegung nähme sich einen neuen Deckmantel, einmal wären es Religionen gewesen, einmal wirtschaftliche Interessen, die in Kriegen ausgetragen worden waren. Und nach welchem Gesetz sollten sich wohl die Völker gruppieren, wenn das Selbstbestimmungsrecht sich als nicht realisierbar erweise? Es würde wohl in Zukunft eine so neue Auffassung vom Staat erstehen, daß das alles dahinfallen könnte. Jetzt stünden sie noch viel zu sehr in der Entwicklung drin, um klar zu erkennen, denn die Revolutionen begönnen doch erst jetzt. Eine würde die andere noch hervorrufen. Nichts, was jetzt geschähe, wäre definitiv. Magnus fühlte, daß viel Wahrheit in solchen Worten lag, doch war in ihm etwas, das Partei nehmen wollte. Kritisches Abwarten und ein bloßes Zuschauen erschienen ihm leblos. Er war daher sehr erfreut, als Irene ihm eines Tages mitteilte, daß sie zu den Bergs eingeladen wären. Er war gespannt darauf, wie sich die neuen Fragen in Bergs Phantasie spiegeln würden.

*

Schnell schritten die beiden Geschwister im kühlen, hellen Frühlingsabend dahin. „Sieh doch, wie die Knospen prall sind, und wie lackiert sie aussehen," sagte Irene, „da guckt auch schon ein krauses grünes Blattendchen heraus. Ein warmer Regen, und alles ist grün." Magnus sah sie an. Ihre Augen leuchteten jetzt immer, ihr Gesicht war magerer geworden, aber es war sehr schön.

So sehr er sich über ihr Glück freute, so war ihm doch die Irene, die er heroisch leiden geglaubt hatte, näher gewesen. Nun hatte das Leben ihr allen Kampf wie von selbst gelöst. — Sie mußten, vordem sie über die Schienen gingen, einen Zug abwarten, der laut an ihnen vorüber hastete. Es waren Soldaten darin, die laut singend dahinfuhren. Die neue Regierung hatte nicht die Hoffnung des Volkes erfüllt und Frieden geschlossen. Nach der Zeit der Verbrüderung der deutschen und russischen Soldaten in den Laufgräben war der Krieg wieder schärfer aufgenommen worden. Es schien Magnus, als sähe Irene zu gleichgültig dem Zuge nach, als wären Krieg und Weltenschicksal zu sehr aus ihrem Bewußtsein gefallen. Sie gingen weiter. Hinter den Schienen breitete sich das flache Land aus. Es dehnte sich dem Abend entgegen. Ein blasser, grüner Schimmer lag schon über den braunen Wiesen. Der Himmel war klar. Einige Vögel riefen. Es duftete nach dem Frühling.

Die Bergschen Kinder umjubelten Irene und schenkten ihr Blumen. Dann wurden sie zu Bett geschickt, und man setzte sich zum Abendessen. „Wie ich dies Zimmer liebe", sagte Irene, und sah sich wie Abschied nehmend um. — „Und wie ich es liebe, wenn es Sie umschließt", sagte Berg. „Und Sie wollen also wirklich schon heiraten?" Irene errötete leicht: „Ja." Berg schenkte ihr Wein ein und goß auch sich welchen ein. Dann erhob er das Glas: „Alles, alles Glück. Möge Ihr Mann stets Ihr Freund, Sie stets seine Freundin bleiben." — „Aber das ist ja gar nicht programmäßig," rief seine Frau, „das sollte doch erst nach dem Fleisch kommen, dann wolltest du doch eine kleine Rede halten?" — Magnus lachte fröhlich auf. „Ach," meinte Berg, „lassen wir es nur ganz natürlich kommen."

Frau Berg fragte nun Irene eifrig nach ihren Fortschritten in der Kochkunst aus. Irene erzählte mit gutem Humor von viel Irrtümern und von den langen Belehrungen, die ihr ihre Schwiegermutter auf allen Gebieten erteile. Sie wisse nun schon, wie man Geflügel mäste, wie ein Gutsgarten zu behandeln wäre, und wie man solche mächtige Wäscheschränke ordne, wie sie in Neu-Allen wären. „Ich stehe so dumm da," meinte sie, „aber gerade das macht seltsamerweise meiner Schwiegermutter Freude. Ich glaube, wenn ich schon sehr viel wüßte, würde sie eifersüchtig werden. So erfahre ich alles von ihr. Ich soll ja auf Hans' Wunsch hin gleich die ganze Hauswirtschaft leiten." Während Irene erzählte, begann Magnus lebhaft Berg seine Ansichten über die Fragen der

Zeit auseinanderzusetzen. Berg hörte ihm aufmerksam zu, verhielt sich aber selbst abwartend, was sonst nicht in seiner Art lag. Es geschah dies, weil er immer wieder darauf hinhören mußte, was Irene sprach. Ab und zu ließ er wohl auch eine Bemerkung in das Gespräch der Frauen fallen, während wiederum Frau Bergs Blick sich dazwischen verdunkelte und sie Magnus beistimmend zunickte, ihm ein Wort zurief. So gingen die beiden Gespräche nebeneinander her und doch bisweilen ineinander über. „Aber Erhard, wir haben doch noch Wein und sitzen im Trocknen", rief Frau Berg schließlich. Ihr Mann sprang auf und goß allen wieder ein. In der Tür stand die alte Dienerin und hielt ungeschickt den Kuchen so schief auf einem Teller, daß er abzurutschen drohte. „O, Trina, das ist ja mein Lieblingskuchen," rief Irene fröhlich auf estnisch, „bringen Sie ihn schnell." – „Jetzt müßte ich aber wirklich eine Rede halten", sagte Berg. „Ich will über die Ehe sprechen. Also, Fräulein Irene, eine gute Ehe kommt nicht von selbst. Sie muß geführt werden." – „Wer führt sie," fragte seine Frau, „die Frau oder der Mann?" – „Beide. Und doch mehr noch die Frau. Denn es ist hier viel Selbstvergessen nötig. Liebes Fräulein Irene, wenn Sie nun heiraten, glauben Sie nicht, daß Ihre Ehe nun immer auf der gleichen jubelnden Höhe bestehen bleibt. Es werden Tiefstände kommen, wo die Kraft von Mensch zu Mensch zu sinken droht, wo es scheint, als könne keine Brücke mehr geschlagen werden. Ist es nicht so?" – „Weiter", sagte die Frau und sah ihn mit großen Augen an. „Da erst zeigt sich das Talent der Frau, leise die Fäden wieder aufzunehmen, immer währendes Taktgefühl. Ja, es gehört Talent zur Ehe und auch zum Lieben. Wir Männer pendeln ja oft viel zu viel hin und her, kurzum –." Er sah fast hilflos zu seiner Frau hinüber. „Liebe Irene," sagte Frau Berg, „und wenn auch die Männer uns zuweilen überraschen sollten, wir dürfen nicht zweifeln an ihnen. Sie werden es erfahren, welche Macht der hat, der nicht am anderen zweifelt." – „Ja, so ist es", sagte Magnus lebhaft. „Kurzum," nahm Berg wieder auf, „wenn das Schifflein nur einen guten Steuermann hat, so geht es schon an den Klippen vorüber. Prost, mein kleiner Steuermann da, der auch in der größten Dunkelheit immer das Licht sah, und der keine Mißerfolge gelten ließ. Du sollst leben!!" Irene erhob sich und küßte Frau Berg herzlich. „Ja, Sie beide sind glücklich," sagte sie leise, „denn sie sind ja beide so gute Menschen." Als sie sich aufrichtete, sah sie die kleine Eleonore im langen weißen Nachthemd in der Tür stehen. „Ich kann nicht schlafen, du mußt mich im Bett

küssen", sagte das Kind, „und Mami auch." Beide Frauen erhoben sich und gingen hinaus.

„Sie sprachen von den Maximalisten, Herr von Ostenhausen. Ja, gewiß ist alles, was sie wollen, sehr stark Schema, Idee. Aber vieles von dem, was sich jetzt erfüllen soll, nach der Vorstellung dieser Leute, ist ja schon von den russischen Dichtern und Propheten immerfort verlangt worden. Glauben Sie, alle diese politischen Märtyrer, Seher und Philosophen hätten sich nur nach dem Chaos gesehnt? Nein, es hat immer die Hoffnung dahinter gestanden auf den neuen Menschen, der die neugestaltete Erde beherrschen soll. Vielleicht findet das Volk erst jetzt seine eigentliche Wesensform?"

„Nein, nein, nur diesen Kuß gibt dir Tante Irene, du mußt jetzt schlafen", sagte Frau Berg bestimmt. — „Kommen Sie, Irene. Wie froh bin ich, Sie heute noch hier zu haben. Sind Sie sehr glücklich, liebes Kind?" — „Ich denke, so muß wohl das Glück sein, wie ich es fühle", sagte Irene ernst. „Aber es ist doch auch so viel Verantwortung darin. Man darf doch nicht heiraten und nur daran denken, daß man sich liebt? Ich fühle, daß der Grund doch noch ein anderer sein muß. Man muß sich in der Liebe zu Gott oder den hohen Dingen treffen. Ich denke, man darf sein Leben nicht nur für sich allein aufbauen?" Sie blieben vor der Speisezimmertür stehen. Das Zimmer war ganz blau vom Rauch. Der Samowar sang. Berg hatte Tee gemacht und Magnus und sich eingeschenkt. „Wollen wir uns ein wenig hierher setzen", bat Frau Berg, Irene auf ein Sofa herabziehend, das nahe bei der Tür stand.

„Ja, was glauben Sie denn, daß die Welt so hätte bestehen können, wie sie vor dem Kriege war?" hörten sie Berg fragen. „Die ganze menschliche Gesellschaft muß um und um gemodelt werden. Wir waren zu weit ab vom Geiste. Die Menschheit schüttelt jetzt ein Kleid ab, das ihr zu eng geworden war. Es kommen immer wieder Zeiten in der Geschichte, da die äußere Gestaltung des Lebens der Gesellschaft zur Unwahrheit geworden ist. Erinnern Sie sich der Schlußworte des Idioten von Dostojewsky? Da sagt die Generalin Jepantschin, ein Naturmensch, etwa folgendes: ‚Und ich sage euch, euer ganzes Ausland und euer ganzes Europa, das alles ist nichts weiter als eine Zwangsvorstellung!' So ist es fast geworden. Aber einer erwacht und noch ein anderer, und schließlich fühlen alle, daß die Welt anders werden muß!" — „Aber Erhard, werden denn die Menschen wirklich anders werden?" —

„Was spricht denn da für eine Stimme aus der Dunkelheit?" – „Die alte Stimme, die nicht so recht an die neuen Menschen auf der neuen Erde zu glauben vermag!" – „Was ist das nur mit mir," fragte Irene leise und nachdenklich, „das alles sind doch große Worte, und Sie sagen sie einander doch nicht zum Scherz? Aber es geht alles an mir vorüber. Bin ich denn so klein geworden?" Sie hörten Berg lebhaft weitersprechen über die Entwicklung des Geistes. „Sie sind gewiß nicht klein geworden, liebe Irene," sagte Frau Berg, „aber Sie sind eben von einem anderen Lebensinhalt erfüllt." – „Aber glauben Sie, daß eine solche Zeit die Menschen weiter macht?" – „Mir ist schon lange der Verdacht gekommen, daß die Menschen einer großen Zeit nicht größer sind als die einer stillen Zeit. In außerordentlichen Lebensmomenten können wir uns ja alle steigern, aber das ist auch alles. Ich glaube im Gegenteil, wir werden jetzt gezwungen, viel zu sehr nach außen zu leben."

„Glauben Sie mir, Herr von Ostenhausen, die große Umwandlung kommt. Vielleicht wird die Menschheit vorher noch durch viel Dunkel gehen, dann aber wird es ihr wieder ins Bewußtsein treten, wofür sie lebt. Der Geist hat die Vernichtung zugelassen, weil die Welt ihn zu verleugnen suchte. Die Menschen verdunkelten sich so, daß er sie nicht mehr sah. Da kam die Wirrnis. Aber wenn die Menschenkräfte ausgetobt sind, dann werden wir den Menschenlärm hassen und wieder auf des Geistes Stimme hören. Da wird es wie ein glühendes Schwert durch die Herzen gehen, da wird die kommende Morgenröte uns die Wiedergeburt der Seele geben." – „Erhard ist ein so wundervoller Mensch," sagte Frau Berg, „aber er hat so merkwürdig wenig – ja, wie soll ich sagen – politischen und sozialen Ortssinn. Er läuft immer am Ziel vorbei." Sie erhob sich, ging ins Speisezimmer und öffnete das Fenster, um die blaue Rauchluft herauszulassen. Berg deutete mit seiner langen, blutlosen Hand in eine verschleierte, doch wie es schien hoffnungsreiche Ferne. Er hielt die Gebärde noch fest, obwohl er schon schwieg. Es lag etwas Überspanntes in ihm, aber war er nicht vielleicht wirklich das, als was er sich fühlte, eine Menschensaite, in die der Geist hineingriff? Wenigstens erschien er Magnus so, der ihn sinnend und voll Teilnahme ansah. Irene setzte sich neben Berg hin. Frau Berg schenkte allen ein, der Tee in den Gläsern der Herren war schon lange kalt geworden. Durch die Gegenwart der Frauen war ein Stück lieblicher Wirklichkeit hereingekommen. Berg strich sich über die feuchte Stirne. „Nun,

was glauben Sie denn, Fräulein Irene, von allen diesen großen Dingen, oder haben Sie die Scheuklappen des Glückes?" – „Ich fürchte, ich habe sie," sagte Irene lächelnd, „aber Hans sagt immer: ‚wenn jeder Mensch in seinem kleinen Kreise nur versuchen wollte, das zu meiden, was ihn schlechter macht'." Berg hatte den Kopf in die Hand gestützt und sah Irene mit Augen an, in denen noch Traum und Erregung nachzitterten: „Die Menschheit sollte glücklicher werden, das ist es. Alle, die darin arbeiten, sowohl die, welche die äußeren Verhältnisse verbessern wollen, wie die, die der Seele freiere Wege zu schaffen suchen, alle haben sie recht. Wären wir erst besser, das große soziale Problem wäre schon halb gelöst."

Sechzehntes Kapitel

Irenens Hochzeit

Blandina war schließlich von ihren beiden Kindern überredet worden, Irenens Hochzeit nach dem Wunsche von Hans' Eltern bestimmen zu lassen. Ihr wäre es, in Anbetracht des Ernstes der Zeit, als das beste erschienen, eine kleine Haustrauung zu machen und nur die Allernächsten zum nachfolgenden Essen einzuladen, aber aus der Haustrauung wurde bald eine große Kirchentrauung, oben in der Hochstadt, und aus dem kleinen Essen ein Diner von gegen hundert Personen, das nachher bei Manstaffs stattfinden sollte. Das letztere war Blandina zuerst nicht angenehm gewesen, aber die Rücksicht auf Herrn von Manstaff hatte sie doch bewogen, sich schließlich in alles zu fügen. „Mama," hatte Magnus außerdem gesagt, „das sind doch nur Äußerlichkeiten. Für uns ist eben schon ein kleiner Mittag eine unerhörte Ausgabe, die selbstverständlich gern gemacht würde, aber es wäre doch so; dagegen ist auch das größte Diner für die Vorratskammern, den Wein und das Geld des Manstafffschen Hauses nichts, und den alten Herrschaften wird es Zeit ihres Lebens das größte Ereignis bleiben, daß sie die Hochzeit des einzigen Sohnes ausrichten konnten." Es erwies sich auch beim Herumschicken der Karten, daß von der Ostenhausenschen Seite sich nur ein kleiner Packen sammelte, während die Manstafffschen Einladungen sich nur so auftürmten. So hieß die Hochzeit in der Gesellschaft demnach auch nur die Manstafffsche Hochzeit. Es wurden in der zahlreichen Verwandtschaft Vorbereitungen getroffen, und eine Woche vor der Feier wurde Frau von Manstaff damit überrascht, daß ihr ein ganzer Polterabend angesagt wurde. So mußte vor der Hochzeit noch ein Abend zur Feier hinzuge-

nommen werden. Herr von Manstaff hatte zwar gegen Mummenscherze in solcher Zeit gesprochen, aber er konnte gegen die strahlende Freude und Bereitwilligkeit seiner Frau, die Hochzeit zu einem wahren Feste zu gestalten, doch keinen ernstlichen Widerstand setzen. Als Asserin von all dem kommenden Genuß hörte, schüttelte er den Kopf und sagte: „Nimm dich nur in acht, Cousine, daß nicht ein Komitee Matrosen kommt, das dir alles zerstört und die eßbaren Herrlichkeiten requiriert!" – „Mir?" rief Frau von Manstaff, und ihre hellblauen Augen wurden derart rund und starr, daß Asserin laut auflachend sagte: „Ja, sieh sie nur so an, dann kann dir unmöglich jemand zu nahe treten." Als er das Gespräch nachher Blandina erzählte, meinte die: „Auch ich wollte zuerst widerstehen, sehe aber nun ein, daß die alten Sitten und Gebräuche und die Art unserer Menschen doch eine so starke ist, daß sie sich selbst gegenüber den größten Weltgeschicken durchzusetzen vermag." – „Ja, es ist seltsam," sagte er nachdenklich, „es ist davon die Rede, den Adel abzuschaffen, Parteigruppen verlangen die Aufhebung des Großgrundbesitzes, aber solche Leute, wie unsere lieben Verwandten da oben, fühlen sich im Kosmos doch derart eingegliedert, als ständen sie und ihre Gesellschaft wie unter himmlischem Schutz, und als wären sie eigens dazu geschaffen, wie ein Gesetz fortzubestehen. Darum hat für mich auch jetzt oft die Konvention, über die viele kleine Geister zu lachen pflegen, etwas Großes, das ihr zugrunde liegt – man spürt das Gesetz. Unsere Gesellschaft umstoßen, hieße, mit diesen Lebensgebilden auch Lebensgesetze vernichten."

„Ich habe mich oft gefragt," sagte Blandina, „was eigentlich im Leben als das Gewöhnliche und was als das Ungewöhnliche zu bezeichnen wäre? Unsere Lebensformen, die uns gewöhnlich erscheinen, sind doch schließlich das, was uns trägt. Vor uns liegt ein bereits ausgearbeitetes Schema, das ist es, was uns die Gesellschaft gibt. Ich glaube, ich habe irgendwo gelesen, daß der Alltag wie ein großer, guter Riese ist, der uns doch schließlich zu Gott trägt." – „Sie haben recht: das Tiefe ist das Gewöhnliche. Auch der Tod ist es, und doch ist er kosmisch." – „Und darum bewundere ich so ungemein meinen Schwiegersohn: er ist im besten Sinne des Wortes gewöhnlich. Er hätte also auch etwas Kosmisches. Irene heiratet mit ihm nicht nur eine Eigenart von Mensch, sondern eine Wesenheit. Er schafft sich nicht sein Gesetz, er steht leicht und frei unter dem Gesetz. Verstehen Sie, wie ich es meine?" – „Nur zu gut", sagte Asserin und lächelte wehmütig. – – –

*

Kirchenglocken, langsam, feierlich ... Sie rufen. Kommt, rufen sie, so oft riefen wir euch zu stillen Totenfeiern, heute aber läuten wir die helle Freude ein.

Tritt man aus dem leuchtenden Frühjahrstage in die große Kirche, erscheint sie zuerst, trotz den vielen Lichten, die entzündet sind, dunkel. Die Luft ist kühl, seltsam feierlich. Von den Türen an laufen breite, weiche Läufer. Überall stehen immergrüne Bäume, um den Altar herum ist eine große, grüne Laube gestellt. Kränze winden sich um die Säulen. Der Teppich vor dem Altar ist mit Rosen bestreut. Es leuchtet, duftet, glänzt.

Aus den hohen, schmalen Kirchenfenstern fallen goldene Sonnenstrahlen, siegreiche Kräfte, die das Dunkel überwinden wollen. Ganz vorn in einem Lehnsessel sitzt Herr von Manstaff. Er wollte hier sein, vordem die Feier beginnt und die Kirchenbänke sich füllen. Er hat alles genau angesehen. Nun sitzt er da, wartet und öffnet sein Herz der großen Stunde.

Die langsamen, altbekannten Glockenschläge ... Ja, klingt nur, ruft nur meinem Sohne, unseren Kindern, Glück herbei und Segen!

Vor der Kirche ist eine Menschenmenge versammelt. Wagen um Wagen rollt vor. Frau von Manstaff steigt aus, Blandina, die vielen Brautjungfern und Marschälle, alle die Geladenen, dann endlich das Brautpaar selbst. Der Zug ordnet sich im Vorraum der Kirche. Die Ehrenkavaliere, mit weißen Schleifen, führen die Gäste zu den Plätzen. Es tut sich auf eine Flut von Farben. Leben und Bewegung erfüllt das mittlere Kirchenschiff, den Altarraum. Große Toiletten rauschen auf. Im Hintergrund der Kirche flüstern die Zuschauer.

Unter den Gästen befinden sich auch Barbara und ihr Mann. Sie hat zuerst nicht herkommen wollen als geladener Gast. Sie sagte, sie ginge zu Irenens Trauung nur als Zuschauer, denn ihr widerstrebe es, unter all den Leuten zu sitzen, zu denen sie doch nicht mehr gehöre. Aber ihr Mann hatte ihr widersprochen, er müsse glauben, sie schäme sich seiner, er ginge auch nicht wegen den Ostenhausens hin, sondern wegen Hans von Manstaff, den er achte, und der ihm die Einladung geschickt habe. So war Barbara denn gekommen. Sie hatte eine hellgraue, schwere Moireetoilette mit orangefarbenen Schleifen und vielen Spitzen an, durch die Haare waren Perlen geschlungen. Njasin bemerkte es wohl, wie sich alle Köpfe ihnen neugierig zuwandten, als sie die Kirche betraten. Sein Gesicht ward dadurch hochmütig. Er fand Barbara schön in diesem Kleide. Er hielt sich gerade und sah niemanden an. Er kannte

nicht diesen baltischen Adel und hatte vorurteilsvoll über ihn geurteilt. Aber wie er nun alle die vielen hohen Gestalten, das reserviert herzliche Benehmen sah, empfand er etwas wie Respekt. Barbara kannte nur wenige von den Gästen; ihre ganze Spannung ging dahin, Irene im Brautkleide zu sehen. Ihr Herz klopfte laut — jetzt mußte sie kommen.

Der Hochzeitszug nahte sich. Allen voran Kinder, die Rosen streuten, dann ein Ehrenmarschall, einen großen, silbernen Leuchter tragend, darauf mehrere Paare der Marschälle und Brautjungfern. Als erstes Paar erkannte Barbara Magnus, neben einem hohen, blonden Mädchen. Da erzitterte ihr Herz ganz seltsam. Sechs Paare waren schon vorübergezogen, langsam und feierlich, den Schritt der rauschenden Orgelmusik anpassend, dann folgte wieder ein Ehrenmarschall mit weißer Schleife und brennendem Leuchter. Nach diesen brennenden Kerzen sah Barbara das Brautpaar daherkommen. Dann folgten wieder sechs Paar Marschälle und Brautjungfern. Langsam, feierlich ging das junge Paar dahin, begleitet von all der Jugend, die es hinführte zur heiligen Schwelle der Ehe.

Irene war schon vorübergegangen, als es Barbara erst klar ward, wie sie ausgesehen hatte. Ihr Gesicht war schön gewesen, aber ganz weiß, als wäre es aus Marmor geschnitten. Aber nicht nur durch seine Schönheit, sondern durch den Ausdruck war es hinausgehoben über alle anderen jungen Gesichter. Hans' Gesicht war dunkel gebrannt, kräftig und gut... Wie weit fiel Irenens Schleppe herunter, eine wundervolle Schleppe, ein altes Erbstück aus Blandinas Familie. Ja, nun war Irene zum Altar gegangen.

Es sang ein eingeübter Chor, dann trat der Prediger vor. Frau von Manstaff, ihr Gatte und Blandina saßen in erster Reihe. Als das junge Paar dicht vor ihnen Aufstellung nahm, sahen sich die beiden, sonst so fernen Frauen in die Augen und nickten einander zu. Zwischen den beiden Frauen sitzt Herr von Manstaff, und seine hellblauen Augen sind mit Tränen erfüllt, doch er kämpft mannhaft die Rührung nieder. Seine Frau ist in türkisblauer Seide gekleidet, Blandina in hellem Gelb erscheint ihm seltsam fremdartig...

Auch Asserin sitzt ganz vorn, auch er ist erfaßt. Ja, diese alten, auskristallisierten Formen, Zeremonien, Festlichkeiten scheinen ihm Kultur auszusprechen. Viele unter den Gästen hier kannte er als nicht nur ihrem Blute nach vornehm. Die Wappen an den Wänden sehen auf die Nachlebenden hinab. Ein Sonnenstrahl vergoldete gerade das Manstaffsche Wappen. In diesen alten Kirchen, in

der Stille dieser alten Straßen sollte man nur mit einer gewissen Feierlichkeit gehen, ein schönes und ruhiges Leben sollte man hier leben. Würde wirklich alles das im Sturme der Zeit untergehen, würde die neue Welt dieses schöne Alte nicht mehr bedürfen? Sein Herz zog sich zusammen.

„So bekräftigt dieses mit einem Ja." Hans und Irene, sie haben beide ihr Ja gesprochen, mit lauter und klarer Stimme. Vor Herrn von Manstaffs Blick erscheint die kleine Landkirche, wo er als junger Mann vor dem Altare stand, neben seiner schönen, blonden, ach so wundervoll weißhäutigen Braut. Hatte er sein Ja gehalten? Er wollte es sie nachher fragen, ob sie ihm wegen kleiner Abwege zürne? Er hatte ihr doch so viel zu tragen gegeben durch seine Krankheit. Eine große Dankbarkeit für sie erfüllte sein Herz. Die Trauung war vorüber. Die Begrüßung des neuen Paares hatte stattgehabt, der Zug verließ die Kirche, die Gäste strömten hinaus. Vor der Kirchentüre stand noch immer eine dichtgedrängte Menschenmenge. Ganz nach vorn hatten sich Soldaten und Matrosen, die etwas im Sinne zu haben schienen, aufgestellt. Sie riefen dem ersten Paare etwas zu, traten noch mehr nach vorn. Dann kamen Hans und Irene, Arm in Arm, das Haupt erhoben. Stark, sicher und glücklich traten sie in die Sonne und den Frühlingstag, als käme das alles ihnen zu, aber nicht, weil sie vollkommen waren, sondern weil Gott vollkommen war. Alle starrten sie an und wichen staunend und ehrfurchtsvoll zurück. Vor der Klarheit dieses jungen Glückes verneigte sich unwillkürlich alles, vor der Heiligkeit des gegebenen Wortes, das noch wie ein Glorienschein über ihnen ruhte.

Barbara und ihr Mann fuhren nach Hause. Sie gedachte einer anderen Hochzeit in einer kleinen Kirche, an einem dunklen, stürmischen Abend. Welch ein Gegensatz war das nicht! „Es war doch sehr schön", sagte er ernst, und sie freute sich seiner Worte. „Es war wie ein heiliges Paar", fügte er hinzu. „Sie ist aber auch wunderbar schön. Sonderbar erschienen mir alle diese Menschen dort. Sie sahen so aus, als wären sie aus alten Bildern herausgetreten und agierten uns nun etwas vor."

Irene und Hans waren abgefahren. Von Ostenhausens aus, im eigenen Wagen, nach Neu-Allen. Blandina und Magnus standen vor der Haustür, auf der Treppe, und schauten dem Wagen nach. Ein schönes und doch so wehmutreiches Gefühl erfüllte Blandina: „Es tut mir leid, jetzt fort von dir zu müssen," sagte Magnus,

„aber ich versprach es, noch zu Manstaffs zu gehen, die Marschälle und Brautdamen sollten noch dableiben zum Abendessen."

Blandina trat ins Haus, sie sah vom Fenster aus Magnus im Frack, den Mantel leicht über die Schulter geworfen, den Zylinder auf dem Kopf, über den Petersplatz eilen. Wie lange, dachte sie, und auch er ist fort! — Sie ging in Irenens Zimmer. Nie mehr würde ihr Kind als Mädchen hierher zurückkehren! Alles lag recht wirr umher. Sie begann das Zimmer zu ordnen. Bin ich ihr auch eine wirkliche Mutter gewesen? Sie liebt mich und kann mich doch entbehren, und auch Magnus, der mich liebt, kann mich entbehren, was habe ich nun in meinem Leben, da ich die Kinder hergab? Als sie zurückkehrte in ihr Zimmer, erhob sich jemand und trat ihr entgegen — es war Asserin. Er war noch im Frack, sah vornehm und vorteilhaft aus in diesem Anzuge, mit der weißen Blume im Knopfloch. „Störe ich Sie, oder darf ich bleiben?" fragte er. „Ich habe Ihnen nur zu danken, daß Sie gerade jetzt zu mir kommen", rief sie, ihm die Hände entgegenstreckend. Dann bestellte sie den Tee. Sie saßen in den tiefen, bequemen Lehnsesseln. Es war noch immer hell draußen, zitternde junge Frühlingshelle erfüllte den Abend. Die Fenster standen offen, der Windhauch spielte in den Gardinen und brachte, von den Bäumen der Promenade und der Bastei, lieblichen Duft zu ihnen.

„Das Sternbild ist jetzt auseinandergefallen", sagte Blandina. Um ihre zarten Schultern spannte sich die gelbe Seide. Sie hatte im Gürtel und im tiefdunklen Haar gelbe Rosen stecken. Ihr Haupt mit dem dichtgewellten Haar war gesenkt, ihr schmales Gesicht, mit den feinen und doch so ausgesprochenen Zügen, sah versonnen aus. „Und doch muß für Sie, gnädige Frau, Trennung etwas ganz anderes bedeuten als für andere. Ich bin dessen gewiß, Sie werden Ihre Kinder mit Ihrem ganzen Lebenskreis weiter empfinden, es wird nicht so sein, als wären sie fort. Frau Blandina ist ja zeit- und raumlos." Sie sah ihn voll an, ihr Blick war ernst. „Ja, es ist wahr, Vergangenes, Bestehendes, Kommendes, es klingt bei mir zusammen. Aber so vielen Menschen ist das unverständlich, und wenn ich unter anderen Leuten gewesen bin, fühle ich mich immer sehr einsam." — „Verzeihen Sie, wenn ich es wage, zu sagen, daß es mir bisweilen erschienen ist, als wäre bei Ihnen, den Menschen gegenüber, etwas wie Ablehnung", sagte er. „Ich liebe alles, was irgendwie arm ist und leidet", antwortete sie. „Auch den großen Schmerz wie die große Freude bin ich immer bereit nachzufühlen. Aber das Treiben der Welt und ihrer Eitel-

keit bleibt mir verschlossen. Ich sah schon soviel Selbstbewußtsein und Weltbewußtsein, das auf tönernen Füßen stand. Nie machten die Träger von Gold und Würden, alle diese Rollenträger und Figuren der Gesellschaft, einen Eindruck auf mich. Alle diese Jäger auf der Jagd nach dem irdisch eitelen Glück, alle, die jetzt im Pomp daherschreiten, als die Weltbeladenen, die habe ich nie so recht ernst nehmen können." – „Und wer ist Ihnen ernst?" – „Der einfachste Mensch, wenn er nur aufrichtig ist, wenn er es erkennt, daß er relativ so klein ist vor allem Großen. Was sind die Menschen denn? Symbole sind wir, Buchstaben, Zeichen einer großen Sprache. Wir alle können sehr anders gedeutet werden von oben aus, als wir uns von unten aus deuten."

„Schopenhauer hat einmal ein seltsames Wort gesagt: ‚Die Masken und die Stücke wechseln, aber die Schauspieler bleiben dieselben'."

„Die Schauspieler bleiben, die geistige Potenz, aber es ist auch ein Höherwachsen da. Das große Geistesreich und Geisterreich ist wie ein Meer: immer und immer wieder erstehen die neuen Wellen." – „Aber Leben kann doch nur durch Leben entstehen?" – „Und im Geisterreich, meinen Sie, wäre keine Geburt? Da ist so unendlich viel mehr noch an Befruchtung und Geburt." – „Sie haben recht, selbst in einem Gespräch wird etwas gezeugt und geboren." – „Kennen Sie den wundervollen Ausspruch von Jean Paul: ‚Das Leben besteht nicht aus siebzig Jahren, sondern die Jahre bestehen aus einem verwehenden Leben, und man hat allemal genug gelebt, man sterbe, wann man will'." – „Allemal genug gelebt? Und die Lebensgier?" fragte er.

Blandina schwieg. Ihm schien es wieder, als wäre sie fortgerückt, als wäre eine Luftschicht zwischen ihr und ihm. Immer wieder war es ihm, als strahlte von ihr etwas aus, das er sonst nicht gefühlt. Aber je deutlicher er es empfand, desto mehr entstand in ihm ein Kampf dagegen, denn es hatte ihm schon früher geschienen, als wäre es etwas Unmenschliches, das Blandina in eine andere Sphäre rückte. Er sah auf ihre Hände, die ausdrucksvollsten Frauenhände, die er kannte, sah auf ihren runden, dunklen Kopf und das fließende Gold ihres Kleides, und seine verfeinerten, künstlerischen Nerven empfanden dies alles als eine Liebkosung. Ja, sie erschien ihm wie ein vollendetes Kunstwerk, dessen Deutung aber schwer war. Sie war wohl noch nie so recht verstanden worden, hatte nie den Rahmen gehabt, der ihr gebührte? Sie war vom Leben ausgenutzt worden, als wäre sie ein gewöhnlicher Mensch wie

andere, und doch war und blieb sie eine Fremde unter ihnen allen. Er gedachte jenes Silvesterabends, da er ihr gegenüber ein Unbehagen empfunden hatte. Nun erschien sie ihm bloß sehr zart und einsam und fast bemitleidenswert. Wie sie etwas Zeitloses hatte in ihrer Lebensauffassung, so war auch die Zeit an ihr vorübergegangen und hatte sie nicht berührt: sie war noch schön, Blandina von Ostenhausen.

Siebzehntes Kapitel

Der Flieger

Barbaras Befinden hatte sich noch nicht wiederhergestellt. Die leichten Schwindelanfälle kehrten wieder, ihr Schlaf war unruhig, von quälenden Träumen gestört, der Appetit hatte nachgelassen. Die Jahreszeit war vorgeschritten, warme Sommertage leuchteten über der Stadt. Da hatte der Arzt Landluft verordnet, womöglich Tannenluft, und eines Tages überraschte Rjasin seine Frau damit, daß er ein Haus in einem Villenort, unweit der Stadt, gemietet hatte, das im Tannenwalde lag. Sie sollten es sogleich beziehen. Es war ein hübsches, rotgestrichenes Haus, mit weißen Galerien, die chaletartig um das ganze Haus liefen, und die sich nach zwei Seiten hin zu Terrassen erweiterten. Hier sollte nun Barbara in der Sonne liegen, Waldluft einatmen und so dahinvegetieren, wie ihr Zustand es offenbar verlangte. Rjasin sagte, daß auch er, da die Kasernen nicht weit von jenem Orte lägen, hinziehen wolle, denn er könne von da aus jeden Tag in den Dienst reiten.

Mattwei leitete den Umzug. Als Barbara die weiße, breite Treppe zum neuen Sommerhaus hinaufstieg, fand sie auf der Terrasse den Teetisch gedeckt. Immergrüne Bäume standen in grünen Kübeln, Sträuße dufteten auf den Tischen, und eine volle, wunderbare Waldluft empfing sie. Barbara atmete tief auf, sie ging durchs ganze Haus und setzte sich dann zum fröhlich dampfenden Samowar. „Ich danke dir, Mattwei," sagte sie, „das hast du alles so eingerichtet, als wärest du meine Mutter." Mattwei strahlte vor Freude, er erklärte Barbara, wo sie am Morgen liegen solle und wo am Abend; er wolle auch immer große Schirme zum Windschutz hinstellen, dann würden auch keine Neugierigen, die unten auf der Straße vorübergingen, sie sehen können. Nochmals dankte sie für alles. Sie aß mit wirklicher Freude von den zarten, mürben Watruschkis, die sie früher immer so geliebt und

in letzter Zeit nur fortgeschoben hatte, und sagte, daß sie jetzt erst merke, wie sehr die Steine der Stadt und die Baumlosigkeit der Straßen und des Hofes auf ihrem Empfinden gelastet hätten. Auch Rjasin war zufrieden. Er hatte eine weiße Dienstjacke an, ging leicht pfeifend, die Hände in den Hosentaschen, auf und ab. Die Sporen an seinen hohen Lackstiefeln klirrten. Er begann zu rauchen, sich absichtlich dabei von seiner Frau fernhaltend, denn der Rauch war ihr jetzt unangenehm. „Nun also," sagte er, „das Idyll mag beginnen."

Barbara streckte sich auf das Ruhelager aus, das von der Abendsonne beschienen war, und schloß die Augen. Die Fahrt, die neuen Eindrücke hatten sie ermüdet. Sie schlief ein. Als sie wieder erwachte, wußte sie nicht sogleich, wo sie war. Ihr war, sie schwämme in lauter Luft und Duft, rote Strahlen grüßten sie, ein dunkler Wald rauschte, der Kuckuck rief. Sie öffnete die Augen und sah, daß alles so schön war um sie her; da empfand sie nach langer Zeit wieder Freude an der Welt. Sie war erlöst vom Beengenden des Raumes, fühlte das Unbegrenzte wie ein neues Glück.

Die ganze letzte Zeit über hatte sie damit verbracht, sich körperlich zu überwinden. Sie hatte sich nicht in weiche Schlafröcke gekleidet, sondern stets die ausgesuchteste Toilette gemacht. Zwar fand sie selbst, daß ihr jetzt nichts mehr so recht stand. Um sich aufrechtzuerhalten, gebrauchte sie viel Brom; davon war ihre Gesichtshaut unrein geworden, rote Punkte verunstalteten sie, die Nase war wie größer geworden, die Augen lagen tief. Barbara verzieh sich gern dieses Aussehen, es war ja für das Kind, es mochte sich nehmen, was es wollte, aber um ihres Mannes willen tat es ihr leid. Sie kannte jetzt nur zu gut seinen kühl prüfenden Blick, ihr Herz klopfte jetzt nicht mehr höher auf dabei, es ging im Gegenteil dann langsamer, als hätte es Lust, im Lebenstempo nachzulassen. Zwar war ihr Mann in dieser ganzen Zeit rücksichtsvoll gegen sie gewesen, er suchte auch in seiner Art für sie zu sorgen, aber das, womit er ihr wirklich hätte helfen können, das strömte nicht von ihm zu ihr: immer noch freute er sich nicht auf das Kommende. Ja, es schien ihr, als grolle er dem Schicksal um dieses neuen Lebens willen.

Durch die große Anspannung der Zeit, durch die beständige Sorge um ihren Mann, denn immer wieder befürchtete sie, es könnten ernstliche Konflikte mit den Soldaten erwachsen, hatte Barbara nicht die innere Ruhe gehabt, so in sich hineinzulauschen, wie sie es gewollt hätte, um sich dem großen Vorgang in ihr ganz

hinzugeben. Wie oft hatte sie sich nicht danach gesehnt, bloß passiv mitzuwachsen, sich dahintreiben zu lassen auf der Flut des unsichtbaren Lebens, an dem sie teil hatte. Sie hatte sich nach ruhigen Stunden gesehnt, und nun, hier in der Stille, sollten sie ihr gegeben werden, hier sollte für sie ein Leben beginnen, wie es ihr natürlich war.

Schon vom ersten Tage ihres Aufenthalts in der Waldvilla an suchte sie das, was von außen störend eindringen konnte, abzuhalten. Jetzt trug sie die weichen, hängenden Kleider und lag so viel, als ihr Körper es nur irgend verlangte. Ihr Mann war zuerst häufig fort, dann aber sagte er, daß sein Stab übergesiedelt wäre und er nun hier beschäftigt sein würde. Sie freute sich, daß seine Zeit ausgefüllt war, denn sie hatte Langeweile für ihn gefürchtet. Am Abend empfing er häufig Offiziere, auch einige ältere Vorgesetzte. Barbara zog sich dann zurück, aber sie lag wach im Bett, und die Stimmen von der Terrasse klangen bis zu ihr. Es wurde viel geredet, Karten gespielt, Wein getrunken; hier war so ein stiller guter Winkel, wo keine beobachtenden Soldatenaugen einen aufstörten. Mattwei überließ an diesen Abenden Mitka die Bedienung und das reichliche Trinkgeld. Mitka aber brachte, breit über das ganze Gesicht grinsend, die vielen Flaschen zu den Herren auf die Terrasse und sagte ihnen, daß sie es sich wohl sein lassen könnten, er würde ihnen schon nichts anhaben.

So kam es, daß Barbara und ihr Mann, wohl unter einem Dache lebend, versuchend sich gegenseitig zu schonen, doch unabänderlich auseinanderglitten, da jeder sein Leben für sich lebte, an dem der andere nicht teilnehmen konnte.

Sie war in eine höhere Stufe des Lebens eingetreten, wo Tod und Geburt als große Wächter vor der Pforte standen. Es erschien ihr ein Wunder, ein Mysterium, daß es in ihr wurde, ohne daß sie etwas dazu tat. Sie war wie ein Medium in höherer Hand. Dabei erholte sich ihr Körper wieder, und sie fühlte sich glücklich. An einem Tage war dies Gefühl so stark in ihr, daß sie es ihm sagen wollte. Sie war, auf der Terrasse liegend, mit diesem Wunsche entschlummert. Als sie die Augen öffnete, sah sie ihren Gatten vor sich in einem Korblehnsessel sitzend, in ein illustriertes Blatt vertieft. Hinter ihm war der abendliche Himmel, ein Fernblick in die Welt: „Ach, Lieber," sagte sie, „ich will dir etwas sagen." — „Ja?" fragte er, ohne das Blatt sinken zu lassen. „Was hast du denn da für Bilder?" — „Eine Nummer des Balletts. Es ist doch reizend? Ja?" Er zeigte ihr das Bild.

„Sieh doch diese wundervolle Leichtigkeit der Frau. Eigentlich müßte die echte Frau schweben, leicht, leicht wie ein Hauch." Er ließ das Blatt aus der Hand gleiten und seufzte auf. Seine Brauen waren zusammengezogen, er sah melancholisch auf Barbara hin. Sie lachte: „Du denkst, schweben kann die da nicht?" Sein Gesicht wurde dunkel: „Was hat es für einen Sinn, das zu sagen?" — „Mein lieber Freund," sie streckte ihm die Hand entgegen, „mein Armer, Lieber, was hast du jetzt von mir?" Er drückte ihre Hand und ließ sie gleich fallen. „Ach du, du bist doch jetzt etwas ganz anderes." Dies Wort gab ihr einen Stich ins Herz, ihre Glückeswelle, die sich für ihn zu ihm emporgehoben hatte, sank wieder zusammen. Sie sah ihn immer noch auf die Bilder hinsehend, und ihre Stimme klang kühl, als sie sagte: „Liebst du so sehr den Tanz?" Er lebte auf: „Der Tanz ist ein Geheimnis. Rhythmus und Gebärde drücken so viel mehr aus als Worte." — „Ist nicht gerade das Wort das höchste Ausdrucksmittel, das uns Menschen gegeben ist?" Er schüttelte den Kopf: „Ein Mensch steht vor mir und redet. Ich höre seine Worte, aber ich sehe seine ganze Art, seine Gebärden. Viel mehr als ein Wort sagt mir die Linie des Körpers, ja, sie ist eine Geste, die das Leben diktiert hat." — „Hast du immer so gedacht?" — „Denkt man ein für allemal etwas aus, um daran festzuhalten? Sind denn Gedanken ein eisernes Inventar und sollen festfrieren?" — „Erst das Wort verstehen wir ganz mit unserer Seele", sagte sie wieder. „Nun ja, weil wir eben verdorben sind und die Natursprache nicht verstehen, die viel tiefer ist. Im Tanz drückt sich etwas vom Naturmythos aus." Er erhob sich. „Wie rot die Abendsonne ist, es wird Hitze geben. Die Atmosphäre ist so dumpf hier unten. Dieser Wald ist so entsetzlich monoton, ein Baum wie der andere, schwarz, schwarz." — Barbara setzte sich auf: „Leonid, hast du Heimweh?" — „Wo bin ich denn zu Hause? Als ich zwölf Jahre alt war, kam ich in die Kadettenanstalt, später wurde ich im ganzen Reich hin- und hergeworfen." — „Aber im Süden, wo deine Eltern wohnen, da ist doch deine Heimat?" — „Auch sie haben den Wohnort gewechselt. Nur dort, wo ich als Kind war, könnte meine Heimat sein." — „Lebten wir jetzt in einer anderen Zeit, würde ich dir sagen, nicht auf mich zu achten, sondern in die Steppe zu reisen. Ich wollte, du fäheſt deine Kindheit wieder." — „Ich weiß, daß du gut bist," sagte er und seufzte eigentümlich schwer auf dabei, „aber auch das kann mir nicht helfen." Er hatte das so finster gesagt, daß sie erschrak. Mit verschränkten Armen stand er da und schaute in die

rote Sonne. Sein weißer Rock leuchtete, rötlich beschienen, die Augen waren starr und ausdruckslos, als sähen sie nichts. „Leonid!" rief sie angstvoll. Er wandte sich und sah ihren Blick, in dem nichts von Frauenwerben zu lesen stand, sondern nur von Erbarmen. Sie streckte ihm die Hände entgegen: es war die Gebärde einer Mutter, die ihr Kind zu sich ruft. Er sank vor ihr nieder und drückte seinen Kopf an ihren Körper. Sie legte ihre Hand auf sein blauglänzendes, gelocktes Haar. „Die Unruhe," sagte er dumpf, „sie ist wieder da." Er erhob sein Gesicht und sah sie mit Augen an, in denen Angst zitterte: „Wie eine Heilige bist du jetzt, die ihr Martyrium erwartet . . . Du hast mir so viel gegeben, nie werd' ich das vergessen." – „Leonid, wie sprichst du –?" Seine Schultern bebten, er preßte die Lippen aufeinander. In eigentümlich starrer Haltung blieb er auf den Knien vor ihr. Sie redete gütig zu ihm, sagte ihm, daß die ganze schwere Zeit und Unsicherheit Schuld daran hätte, daß er nicht zur Ruhe kommen könne. Er aber schüttelte nur den Kopf und sagte, daß es ihm im Grunde gleich sei, ob es Monarchien gäbe oder Republiken, darauf käme es nicht so an. „Aber dein Volk, Leonid, du liebst es doch, glaubst du, daß es jetzt den Weg finden wird zu einer neuen Lebensform?" – „Ich glaube nichts", sagte er und stand auf. „Du weißt es wohl gar nicht, daß ich jetzt fliege?" Er fügte diese letzten Worte schnell und leise hinzu, mit einer so anderen Stimme, daß Barbara nicht nur von der Tatsache überrascht war, sondern darüber erschrak. In seinem Blick, in seiner Haltung war etwas Lauerndes. „Du fliegst – wo denn?" – „Hier doch! Ich habe ja keinen Dienst mehr, ich bin Flieger geworden und lernte es hier." – „Aber warum denn so heimlich?" Er lachte kurz auf. Dann wurde sein Blick dunkel: „Möchtest du mich vielleicht mit einem Faden anbinden und daran festhalten?" Etwas Kaltes glitt über sie hin. Sie fragte ruhig und sachlich: „Was gedenkst du denn zu tun, wenn du das gelernt hast?" Er sagte wie erleichtert: „Ja, nicht wahr, ich kann doch nicht immer so bei euch bleiben? Die Truppen sind vereidigt, der Krieg soll weitergehen. Mit der Kavallerie ist es nichts mehr, da lernte ich fliegen." Er sah gen Himmel. „Dort, dort hoch oben bin ich." – „Ist es sehr schön?" fragte sie. „Es ist neu, so ganz anders als alles andere." Da kam Mattwei und meldete, daß einige Offiziere ihn sprechen wollten.

Barbara fiel zurück in die Kissen. Ihr war so dumpf zu Sinn: wozu nur hatte er es verheimlicht? Ich hätte ihn ja doch nicht

daran hindern können, aber wo Heimlichkeit in die Ehe einzieht, ist sie wie aufgehoben. Da hörte sie wieder seinen Schritt. Er kam wohl, ihr noch ein gutes Wort zu sagen? Ihr Herz klopfte auf. „Erwarte mich nicht heute abend, Barbara, ich fahre in die Stadt." Er küßte sie flüchtig auf Hand und Haar und ging. Sie sah ihm nach, hörte mehrere Schritte, laute, fröhliche Stimmen. Es zuckte schmerzlich in ihr, aber sie beherrschte sich, sie mußte ja ruhig bleiben. Aber in ihr wogte es hin und her, als wäre ihr Herz im Sturm auf die hohe See geworfen.

Am nächsten Morgen, als Barbara nach einer unruhig verbrachten Nacht — sie hatte es wohl gehört, daß ihr Mann erst gegen Morgen nach Hause gekommen war — wieder auf der Terrasse lag, hörte sie ein eigentümliches Surren, das näher und näher kam. Sie sah einen großen Vogel am Himmel kreisen; da erfaßte ihr Herz es schneller als ihr Verstand: er war es, dort oben, er segelte hoch in den Lüften, frei und ungehindert, unbelastet von der Welt. Es ward ihr seltsam zumute: so aus der Distanz gesehen, erschien ihr alles anders als gestern. Er, in der Atmosphäre schwebend, sie, auf der Erde ruhend. Hatte er nicht recht gehandelt und das Rechte für sich erwählt? Hatte sie ihn nicht früher oft ihren wilden, freien Vogel genannt? Nun war der schöne Vogel wirklich zum Himmel entflogen, nun suchte der arme Mensch, der von der Unruhe der Erde dahingepeitscht war, dort oben am Firmament den Frieden. Es lag etwas Mythisches für sie in diesem Vorgang: er grüßte sie vielleicht aus seiner Ferne und war ihr näher dort oben, als säße er neben ihr. Ein warmes, starkes Gefühl durchflutete sie; ihr Herz war glücklich, daß es wieder geben konnte. Der Flieger war tiefer herabgesunken, streifte fast die Bäume. Er grüßte wohl sein Haus und seine Frau? So wollte sie ihn fortan nehmen: als einen ganz Freien. Der Flieger hob sich höher, immer höher, ward zu einem Pünktchen. Da erfaßte die Sehnsucht nach ihrem Manne Barbara so stark, daß sie in sein Zimmer ging.

Hier herrschte die größte Unordnung, denn Leonid warf seine Sachen stets ungeduldig durcheinander, und Mitka hielt jetzt sehr wenig vom Aufräumen. Liebreich lächelnd begann Barbara zu ordnen. Mitka kam und sah sie mit erstaunten Augen an. Er sagte, daß er sich verschlafen habe, weil sein Herr erst am Morgen nach Hause gekommen wäre. Barbara hielt ein Stück Papier in der Hand; zerstreut blickte sie darauf hin. Es war das Programm einer Vorstellung vom gestrigen Abend in einem Gartenvarieté. Groß und fett war ein Name gedruckt: die berühmte Tänzerin

Ljubowskaja. Ihr Blick blieb haften an diesem Namen. „Ja, das ist sie," sagte Mitka, indem er sich am Waschtisch zu tun machte, „alle kennen sie, nennen sie den weißen Dämon. Sie tanzt so — so." Mitka hob das eine Bein und streckte die Hand aus, wobei er einen Aschenbecher herabwarf, der in tausend Stücke zerschlug. „O, Verzeihung, Barbara Antonowna, das ist wohl eine von Ihren schönen Schalen?" — „Hast du sie tanzen sehen?" fragte sie. — „Ja, auch ich habe sie tanzen sehen, sie ist ganz schmal, ganz leicht, so leicht —" er blies in die Luft. „Sie ist wie eine weiße Flamme, alle schreien vor Entzücken über sie." — „Und Mitka auch?" fragte Barbara. Aber sie lächelte nicht dabei. „Ach, was kann der dumme Mitka, für mich ist das doch nichts." Er seufzte drollig. „Aber wenn Sie sie sehen wollen, Barbara Antonowna, ich habe mir auch ihr Bild gekauft." Er holte aus der Tiefe der Tasche ein großes, rotes Tuch hervor, in dem eine halbe Semmel eingewickelt war, einiges Silbergeld und eine Photographie. Er hielt sie ihr hin. Sie blieb steif stehen, sie faßte das Bild nicht an, sie sah es auch schon so gut genug. Es war ein Brustbild, tief entblößte Schultern, zarte, schmale Brüste, eine ätherisch schwebende Gestalt. Es war ein schmales, kleines Gesicht mit krausem, hellem Haar und großen, großen, dunklen Augen. In Barbaras Gedächtnis blieben zarte Schultern und seltsame Augen . . . Als sie wieder hinaustrat auf die Terrasse, fröstelte es ihr, obwohl die helle Sonne schien.

Achtzehntes Kapitel

Begegnung

Den blaugoldenen Sommertagen war eine Regenperiode gefolgt. Barbara lag jetzt im Wohnraum, durch dessen hohe Fenster der nahe Wald dunkel und von Regenschleiern verhängt hereinsah. Das große Zimmer mit den vielen Fenstern, mit den Glastüren zur Terrasse wirkte wie ein Gartensaal. Rosenrot geblümte Vorhänge, leichte Korbsessel, viele Blumen gaben ihm ein sommerlich angenehmes Aussehen. Aber die schier unendlichen Reihen der kahlen, rötlichen Fichtenstämme, die wie in den Raum eindrangen, verbanden ihn mit der Melancholie der Welt. Der Kuckuck war schon verstummt.

Über Barbara war eine äußere Apathie gekommen, die lähmend wirkte, und die doch die innerlich versteckte Unruhe nur

bannte, aber nicht beschwichtigte. Wenn nur die Sonne wieder geschienen, der Wald nur wieder so überschwänglich aromatisch geduftet hätte! So zog sie nichts von außen ab.

Das Problem, um das sich Barbaras Gedanken fast ausschließlich drehten, blieb das, was wohl jetzt in ihrem Manne vorgehen mochte? Sie wußte nicht, ob er etwas vor ihr verbarg. Würde er ihr gegenüber ein Gewissen empfinden, oder würde er nur das Gesetz seines Lebens gelten lassen? Sie begann, ihn zu beobachten, ob er verändert wäre in seinem Wesen, konnte aber nur entdecken, daß er noch gereizter war. Aber hatte das nicht seinen wohlberechtigten Grund in den gespannten, unerquicklichen Verhältnissen? Und doch sagte etwas ihr, daß das, was in ihm vorging, sein ganz eigenes Erleben war, und das sich unabhängig von den äußeren Verhältnissen abspielte. Ab und zu merkte sie, daß er sie, wenn er glaubte, sie fühle es nicht, scheu von der Seite ansah, aber sowie sie seinen Blick auffing, wandte er sich verstimmt ab. Es konnte geschehen, daß er jetzt wieder ab und zu sang. Aber auch durch seine Lieder ging jene Unruhe, mitten im Gesang konnte er aufstehen, schwer aufseufzen, sich vor ein Fenster stellen und in das Dunkel des Waldes hineinstarren. Wenn Barbara ihren Mann so dastehen sah, kam es ihr vor, als habe sie ein Unrecht ihm gegenüber. Was hatte er, der Freie, Ungebundene, dessen Sinn auf Abwechslung, auf gelegentliche romantische Abenteuer ging, mit diesem stillen Familienleben, das doch nie ein wirkliches Familienleben wurde, zu schaffen? War es nicht natürlich, daß er sich jetzt erkaltend von ihr zurückgezogen hatte? Hatte er es ihr nicht einst gesagt, die Liebe erlösche mit dem Wunsche? Stünde sie wieder schön und stark vor ihm als eine verlangende Geliebte, würde sie nicht wieder in ihm ihren schönen, verschwenderischen Geliebten haben?

Was sollte die Zukunft bringen, wie sollten sie weiter leben, wenn er fortfuhr, die Liebe nur so zu verstehen, wie sie ihm erschien? Sie wollte Neues aus seinem Wesen lösen, er sollte ihr auch in einer anderen, höheren Form angehören. Eine neue Geburt mußte sie in ihm erwecken, dann würde er ihr freudig und entzückt das Opfer bringen, das seine Sinne nicht mehr dichten sollten, es sei denn, sie dichteten nur für sie. Aber Barbara wußte es wohl, daß er der Eindrücke der Liebe zum Aufbau seines ganzen Seins bedurfte. Die Unruhe, von der er gesprochen, das war das Tiefste und Eigentlichste seiner Natur; immer hatte ihr gebangt davor,

denn das Spiel der Liebe war ihm nur ein stetes Betäubungsmittel, das fühlte sie nun. Während der Wunsch in ihr wuchs, ihm zu helfen, erfüllte sie zugleich Hoffnungslosigkeit, sah sie, daß ihr Mann ihr bereits entglitten war. Es geschah jetzt häufig, daß Rjasin vom Abend an fortblieb. Barbara wachte lange in solchen Nächten und erzwang sich schließlich einige Stunden Schlaf, weil sie ja nicht mehr sie allein war, sondern verantwortlich für das andere Wesen. Eines Morgens war sein Gesicht kreideweiß, mit tiefen, bläulichen Schatten. Sie wußte, daß er die Nacht nicht zu Hause gewesen war. Er fing ihren Blick auf, lachte und wandte sich ab. „Graut dir vor mir?" – „O, Leonid, wenn du mir doch vertrauen wolltest", sagte sie traurig. Da ging er einige Male durch das Zimmer, blieb vor ihr stehen und sagte kalt: „Ich habe ungeheuer viel Geld verspielt." Barbaras Augen leuchteten auf, wie in neuer Hoffnung: „Liebster, so geh und nimm, was du brauchst, gib her, ich will alles unterschreiben." Seine Brauen waren finster zusammengezogen. Sie stand auf, wollte zu ihrem Schreibtisch, glitt aus und wäre beinahe gefallen, wenn er sie nicht aufgefangen hätte: „Furchtbar," sagte er und stöhnte auf, „wozu hat das sein müssen, daß ich in dein Leben kam?" – „Glaubst du, das Leben wüßte nicht, was es will?" – „Dein Unglück will es!" rief er heftig. „Kein Unglück," sagte sie, aber ihr Lächeln sah traurig und arm aus auf ihrem bleichen Gesicht, „nur ungewöhnlich ist es." Er preßte die Faust an die Stirn, dann ließ er die Hand sinken, starrte sie an, bewegte die Lippen, als wolle er etwas sagen, und schloß sie wieder. „Leonid?" Er fuhr zusammen. „Ich bin stärker, als du glaubst." – „Das bist du auch," rief er, „tausendmal stärker bist du als ich." – „Wenn ich dir doch helfen könnte!" sagte sie inbrünstig. – „Dann – ich muß auf einige Tage fort", stieß er schnell hervor und sah sie mit großen Augen an. Was will er, wohin will er? dachte sie, und zugleich überkam sie ein Grauen. „Fährst du schon heute?" fragte sie tonlos. Er sah sie durchdringend an: „Vielleicht fahre ich auch gar nicht." Er ging hinaus.

Am Abend sah Barbara Mitka mit der gelben Ledertasche seines Herrn über die Galerie eilen. „Wohin denn?" fragte sie. Er erschrak. Sie sagte: „Schon gut, geh nur." Als sie allein zu Tisch ging, überreichte ihr Mattwei einen Brief, den ein Soldat soeben abgegeben hatte. Rjasin schrieb: „Ich habe doch fortmüssen – auf kurze Zeit; suche möglichst so zu leben, als wäre der nicht da, der es gewagt hat, dein schönes Leben zu stören. L." Das Blatt flatterte zu Boden. Mattwei sah voller Kummer, daß Barbara

die Speisen nicht anrührte. Er sah die schwarzen Schatten unter ihren Augen und konnte seinen tiefen Groll kaum verbergen.

*

Magnus war mit dem Zuge hinausgefahren und hatte einen weiten Spaziergang gemacht. Nun ließ er den Wald zur Seite liegen und schritt am Rande des Bergrückens zurück. Er sah von hier aus die Stadt vor sich. Es war der erste klare Tag seit Wochen, doch die Wolken, die sich am Horizont aufballten, die Färbung, die die untergehende Sonne den Wolkengebilden zu geben versprach, ließen wieder auf kommendes ungastliches Wetter schließen. Er war noch ganz erfüllt vom Rhythmus des freien Schreitens, sein Sinn war ihm klarer geworden durch den Gang. Er lebte jetzt dahin als einer, der nicht weiß, was der nächste Tag bringt und wozu er nütze ist. Alles, was er in den letzten Wochen erlebt hatte, war bedrückend gewesen. Er sah voraus, wie unproduktiv die neue radikale Herrschaft des anderen Volkes sich gestalten würde, wie alle gemäßigteren Elemente, die gegen Feindschaft und Gewalt waren, beiseite geschoben wurden. Er hatte es mit Freuden erfaßt, daß die Heimat fort vom russischen Reiche strebte; aber der Kurs, der jetzt eingeschlagen wurde, barg nur zu viel Gefahr. Er sah auch, daß das andere Volk, so sehr die Führer auch das Gegenteil behaupteten, bereits in Parteien zerfallen war. Alle Voraussehenden, Deutsche wie Undeutsche, wußten, welche Gefahr drohte, und dennoch geschah nichts und konnte nichts geschehen, um zu verhindern, daß alles seinem Schicksal entgegentrieb.

Ja, das Schicksal der Heimat schien dunkel verhangen, aber die Hoffnung senkte nicht ihr Haupt. Erwartete die Stadt Riga nicht täglich, von den Deutschen genommen zu werden? Und wenn Riga erobert war, konnte dann nicht auch die nördlichste Provinz besetzt werden, damit das baltische Land wieder zu einer Einheit werde? Das war das Große, der leuchtende Hoffnungsstern aller Deutschen im Lande.

Obwohl Magnus nicht mehr viel Zeit hatte und der letzte Zug, den er erreichen wollte, in einer halben Stunde abging, machte er doch einen Umweg, um vom Felsplateau aus sich den schönen Blick auf die Stadt noch einmal einzuprägen. Schon begannen die Wolken sich aufzuhellen, wie von innerem Licht entzündet. Die See schimmerte matt blau, der Horizont war von einem gelben Streifen wie von einem göttlichen Stirnband umschlossen. Die weiten Sandflächen bis zur See breiteten sich aus, als wären sie

eitel Gold. Schnell betrat Magnus den Felsvorsprung. Da sah er am Abhang eine Gestalt dasitzen. Er sah sie im dunklen Kleide gegen den Abendhimmel und die lilagraue Silhouette der Stadt, sah, daß ihre Haltung so verlassen aussah, als sänne sie etwas Trostlosem nach. Er blieb stehen. Ein Gesicht wandte sich ihm zu, vor dem er in tiefster Seele erschrak – es war Barbaras Gesicht. Er wollte sich wenden, doch sie hatte ihn schon erkannt. Sie sahen sich in die Augen. Wenn sein Gesicht Schreck, Bewegung ausdrückte, so blieb die trübe Apathie auf dem ihren liegen, sie sah ihn und schien ihn dennoch nicht zu sehen. Ist das Barbara, ist das wirklich Barbara, dachte er klopfenden Herzens?

Er trat grüßend näher. Sie fand zuerst kein Wort, dann sagte sie: „Es ist der erste klare Abend." – „Ja, der erste klare Abend", wiederholte er. Er sah sie an, suchend, ein schmerzlicher Zug legte sich um seinen Mund, eine tiefe Falte grub sich zwischen die Brauen. Ja, ihm war weh ums Herz, daß er sie so sah. Sie schien nicht mehr schön, ein Hauch wie von Unglück lag über ihr. Es erschütterte ihn. Er setzte sich zu ihr, alles andere auf der Welt vergessend, außer daß er Barbara krank und traurig wiedergefunden hatte.

Sie sah ihm ihrerseits mit Neugier ins Gesicht. Seltsam, dachte sie, während die Mutter und Irene mich vermeiden, doch wohl meist seinetwegen, ist er es gerade, den ich jetzt wiedersehe. Auch sie fand ihn verändert, doch sie hätte nicht sagen können, worin es bestand. Sie suchte seinen Gesichtsausdruck zu enträtseln. „Lieben Sie die Stadt mehr von dieser oder von der anderen Seite aus?" hörte sie ihn fragen. „Sieht es nicht aus, als wäre es eine Riesenburg? Dazu die dunkellila Wolken, sehen sie nicht aus wie fliegende Riesengestalten einer alten Vorzeit, die die Burg umkreisen?" Sie nickte, aber sie hatte die Empfindung, als habe er gar nicht von der Stadt gesprochen, sondern ihr etwas Gutes und Liebes sagen wollen. In ihrem verschütteten Herzen regte es sich. Voll warmem Gefühl fragte sie: „Wie leben Sie, Magnus, was tun Sie?"

Da begann er zu sprechen. Er erzählte von der Lage des Landes, von den Gefahren, von den Hoffnungen, und endete damit, daß er es aussprach, daß er fortstrebe nach Deutschland, denn solange Deutschland in Waffen stände, brauche es noch Männer.

Sie sah ihn unausgesetzt an, während er sprach. Alles an ihm erschien ihr klar und edel. „Sie wollen kämpfen?" fragte sie. „Ja, das will ich", sagte er fest. Sie schüttelte leicht den Kopf

und sagte: „Ich verstehe Sie ja darin, aber wann wird die Welt aus diesem Furchtbaren erwachen?" Sie merkte, daß Magnus aufhorchte. Ein Pfeifen ertönte, ein nahes Rasseln. „Das ist wohl der letzte Zug?" fragte sie. Er machte eine Handbewegung, die bedeutete, daß das geringfügig wäre. O, warum kann ich ihn nicht zu mir bitten, dachte sie, aber er würde ja nicht kommen, und Leonid würde es nicht wünschen. Ein bitteres Gefühl stieg in ihr auf, als sie dachte, wieviel sie ihrem Mann schon geopfert hatte.

Magnus sprach weiter. Er erzählte von einigen Büchern, die er gelesen. Eine geistige Welt entrollte sich ihr, ein weites Panorama, aus dem alte, bekannte Höhen sie grüßten. Sie hatte ein dumpfes Gefühl von Wiedererkennen, aber doch war ihr alles so weit. Es mußte sich etwas davon in ihren Augen ausdrücken, denn Magnus unterbrach sich und schwieg, mit gerunzelter Stirn vor sich hinsehend. Sie dachte daran, daß er ihr wie ein Schutzengel erschienen war, damals, als sie einen Ohnmachtsanfall gehabt hatte, und ein tiefes Rot breitete sich über ihr Gesicht. Ein Gefühl von Qual und Scham kam über sie. Sie versuchte aufzustehen. Er sah, wie schwer es ihr wurde, faßte sie am Ellbogen und half ihr. Als sie vor ihm stand, sah er die Veränderung ihres Körpers noch deutlicher. Sie atmete schwer, ihr Leib hob sich. Sie merkte seinen Blick. „Freuen Sie sich?" fragte er sehr leise. „Ja – ich freue mich." Da erschien sie ihm trotz der Entstellung unsagbar schön in dem Lächeln, das auf ihrem Gesicht erblühte. Sie erglühte ein zweites Mal. Er sah sie noch immer an: „Ich habe über das Wort nachgedacht", sagte er, „erwarten. Es muß sehr, sehr seltsam sein." Ihr Gesicht leuchtete auf, und zugleich sah er, daß die ganze Welt aufleuchtete, daß sich strahlende, goldene und rosenrote Farben hinter der blauen Burg ausgebreitet hatten. Er sah das alles mit jener Frau im Vordergrund, die sagte: „Es ist ein Großes, nicht mehr allein zu sein, sondern im Dienste eines höheren Werdens zu stehen."

In dem Augenblick jagten einige Reiter am Wege vorüber. Er zog sie zurück. „Vorsicht, ich bin gestern beinah überritten worden. Es war im Stadtpark, übrigens war Ihr –" Er brach ab. „Wer?" fragte Barbara, indem etwas Dunkeldrohendes in ihrem Blick aufglühte. Er dachte, sie wolle ihn zwingen, „Ihr Mann" zu sagen, und er sagte es gehorsam: „Ihr Mann, Barbara, war auch darunter." Da veränderte sich ihr Gesicht so jäh, ward so bleich, daß die Sommersprossen um Augen und Nase grell hervortraten und die blauen Schatten unter ihren Augen fast gespenstisch

wirkten. Sie ging rasch weiter, ihr langes Kleid ungeschickt aufraffend. Auf der Straße stand der Wagen. Mattwei trat herzu, begrüßte Magnus freudig. Barbara reichte ihm abschiednehmend die Hand. Sie war so verändert, daß er nicht verstand, was es mit ihr war. Mattwei, Barbara hineinhebend, sagte: „Sie sehen auf Omar, Magnus Romanowitsch? Ja, wir dürfen ihn nur so lange brauchen, als der Herr verreist ist, sonst bekommen wir ihn nicht mehr." Da durchzuckte es Magnus. Er sah mit flehendem Blick auf Barbara, sie aber starrte mit einem dunklen Blick vor sich hin. „Ich danke Ihnen", sagte sie mit zuckenden Lippen, ohne ihn anzusehen. Er blieb stehen und sah dem Wagen nach: ein zweites Mal war es, daß sie vor ihm davonfuhr . . . Er begann, auf der Straße, die zur Stadt führte, dahinzugehen, wie geistesabwesend. Er wußte um etwas Ungeheures, um alles in der Welt hätte er es nicht wissen mögen. Er wußte, daß Barbara von ihrem Manne betrogen wurde. Jene schmale Reiterin mit dem hellen, kleinen Gesicht und den wunderbaren großen Augen, die war es wohl? Sein Herz krampfte sich zusammen, es erschien ihm als eine nicht zu fassende Taktlosigkeit des Lebens, daß gerade er es hatte sein müssen, durch den sie es erfahren, er, der ihr so viel Warnendes vorausgesagt hatte! In dieser Stunde hätte Magnus tausendmal lieber unrecht haben wollen: ihm schien, er könne sie nie wiedersehen, er müsse für ewig verschwinden vor ihr.

Neunzehntes Kapitel

Ernstes Liebesspiel

Blandina war trotz vieler Bitten von Hans und Irene noch nicht in Neu-Allen gewesen. Sie wollte, Irene sollte sich ganz allein mit Hans und dessen Familie, die zum Sommer auch hingezogen war, einleben. Doch hielt sie noch ein anderer Umstand in der Stadt zurück: es waren vielfach Wohnungen, die leerstanden, vom neuen Militär beschlagnahmt worden, auch mehrten sich die Diebstähle und Überfälle von Tag zu Tag. So kam es, daß viele Städter, die sonst zum Sommer aufs Land zogen, in der Stadt geblieben waren. Es waren auch die Häuser ganzer Villenorte, in denen sonst die deutsche Gesellschaft lebte, von abziehenden russischen Soldaten zerstört und geplündert worden. Viele Gutshöfe waren von den neuen Truppenteilen besetzt. Die in der Stadt verbleibende deutsche Gesellschaft suchte sich den Sommer, so gut es

eben ging, dennoch angenehm zu gestalten. Es fanden gesellige Zusammenkünfte in großen Privatgärten statt, Musik wurde gemacht, deklamiert und gelesen, kurzum, der ganzen Lage sollten die möglichst guten Seiten abgewonnen werden.

Auch Asserin war geblieben. Er bewohnte, wie er sich ausdrückte, als Schutzengel, das Manstaffsche Haus in der Hochstadt. Er hätte auch nicht gewußt, wohin zu verreisen, im ganzen Reiche herrschten ungebändigte Massen, waren die hergebrachten Zustände aufgehoben. Aber er hätte wohl auch schon aus einem anderen Grunde die Stadt nicht verlassen mögen. Er war hier gebunden, nicht durch das Gesetz oder ein Muß, sondern durch leichte, zarte Bande, die aber wohl um so festere waren.

Seit Irenens Hochzeit war eine neue Note in seinen Verkehr mit Blandina gekommen. Zwar war sie ihm ja vom ersten Augenblick an auch als Frau anziehend gewesen, aber dies Moment war doch bisher hinter allem anderen mehr zurückgetreten, was von ihr ausging. Ihr feiner Geist, der so eigenartige Wege ging, die starke seelische Kultur, ja auch das Mystische an ihr hatten ihn viel beschäftigt. Doch erst seit jenem Abend zu Irenens Hochzeit, damals, als er sie unter so vielen Menschen gesehen, hatte er den Reiz ihrer Gestalt, ihre Einsamkeit, die sie wie ein Duft umfing, mit der ganzen Kraft starker Poesie empfunden. Seitdem hatte jene neue Spannung ihr gegenüber eingesetzt, eine träumerisch glückliche Erregung, ja, ein Erwarten. Es erschien ihm jetzt so, als habe diese stille und schöne Frau noch unendlich viel zu vergeben, und als wäre er der einzig Berechtigte, diese Gaben von ihr zu empfangen. Sie waren alle Tage mehrmals zusammen, und man hatte sich in der Gesellschaft daran gewöhnt, daß die beiden sich absonderten. Trotzdem beschäftigte man sich viel mit ihnen. Blandina hatte bisher unbemerkt unter den Menschen gelebt, nun, durch den Verkehr mit dem für alle so interessanten Asserin, ward sie zu jemandem, an dem man deutete und um dessen Leben sich bald Legenden rankten.

Blandina und ihr Freund machten lange Spaziergänge und Ausfahrten. Sie lasen zusammen auf der Ostenhausenschen Veranda, die wie in lauter Blätter gebettet dalag, in ihrer frischen, grünen Kühle. Wenn sie zusammen durch die Straßen der alten Stadt schritten, gingen sie im gleichen Schritt, einer den Bewegungen des andern nachgebend. Man konnte die beiden hohen Gestalten vielfach in der gleichen Farbe gekleidet sehen. Oft war es Blandina, als habe sie nun einen Bruder gefunden, ihr gleich und doch ungleich, der jetzt endlich nach langen Irrfahrten oder

einem Verschollensein zu ihr zurückgekehrt wäre. Sie sagte es ihm, daß sie etwas Verwandtes zwischen sich und ihm empfände. „Verwandte in der großen Menschheitsfamilie," sagte er lächelnd, „geistige Geschwister vielleicht." Er sagte dies wohl, aber er empfand sie nicht als eine, die ihm nahe oder gar verwandt war, sondern wie eine, die auf einer höheren Ebene wandelte, die er noch nicht erreicht hatte. Auch war ihre Art, auf das Leben zu sehen, seiner Art doch sehr fremd. Er kannte die Welt, die Gesellschaft, die großen Bezüge, sie nur die einzelnen Menschen, in ihrem innerlichen Verhalten zueinander; da mußte sich ihr das Bild der äußeren Welt sehr anders darstellen.

An einem heißen Nachmittage waren die beiden hellgrauen Gestalten, deren Schläfen an gleicher Stelle ergraut waren, hinausgefahren an die See. Sie hatten den Park durchkreuzt, ließen nun den Wagen auf der Straße warten und stiegen zum Strande hinab. Hier hatten sie die Silhouette der Stadt vor sich und die ewige, himmelblaue Fläche der See. Ein kaum merklicher Seewind umwehte sie. „Welche Wege wandert mein Herz über endlose Wasser", sagte Blandina. – „Steht das auf dem Wasser geschrieben?" – „Ich weiß nicht, wo es steht, es ist eines von den Wortgebilden, das irgendwie in mein Gedächtnis hereingeweht ward." – „Wie dieser glatte, helle Spiegel beruhigt", sagte Asserin. Sie hielt geblendet die Augen halb geschlossen. „Alles Häßliche, das sich jetzt in der Stadt ausbreitet, bleibt hier fern", meinte sie. „Die arme, alte Stadt, was sie jetzt erdulden muß", sagte er. „Haben Sie schon vom „Garten der Freiheit" gehört? Alle Abend spielt da ein brausendes Orchester, Menschenmassen drängen sich auf und nieder. Hier wird getrunken und getanzt bis zum Morgen. Ich habe da neulich spät am Abend lange Zeit am Zaun gestanden und hineingesehen. Es war phantastisch. Mehrere junge russische Mädchen aus guter Familie tanzten da mit Matrosen, die die Festarrangeure sind. Das Bild wurde schließlich wild und bacchantisch, es kam zu Prügeleien, die Miliz mischte sich ein. Je später es wurde, um so groteskere Frauenzimmer hüpften da herum. Es war mir ganz interessant, zu beobachten, wie der Mensch, der alles tun darf, was ihm gefällt, schließlich überhaupt allen bestimmten Willen verliert." – „Ja, die arme Stadt muß Geduld lernen und die Vornehmheit jetzt beiseite stellen," sagte sie, „aber einmal wird sie doch wieder entschädigt werden. Und wenn sie auch Jahrzehnt um Jahrzehnt gewartet hat, es kommt doch einmal die Stunde, daß die deutsche Seele wieder einzieht." – „Die poli-

tischen Konstellationen haben sich hier allerdings in der letzten Zeit verschoben", meinte er vorsichtig. „Unsere deutschen Kirchen streben nicht umsonst so himmelhoch zu Gott empor", sagte sie mit hindeutender Gebärde. Er schüttelte den Kopf: „Sie sind sonst so weise, hier aber wird Ihre Weisheit durch den Wunsch getrübt. Was ist Geschichte? Wenn Sie genauer zusehen, ist Geschichte Tragödie. Eines Volkes Glück ist immer des anderen Volkes Niedergang. Noch hat sich das große Drama der Völker nicht anders abgespielt. Doch ich will Sie nicht betrüben." – „Sie betrüben mich nicht so leicht, mein lieber Freund: noch beten, glauben und hoffen wir. Sollte Gott uns keine Erfüllung geben, so werden wir umlernen müssen."

Er hatte den Kopf in die Hände gestützt, sah eine Weile schweigend zu ihr hin, dann sagte er: „Ich war wurzellos, als ich im Winter herkam. Sie traten mir entgegen, damals im Mondschein, und führten mich durch die Stadt, da fühlte ich, daß diese Stadt mir wieder zur Heimat werden könnte. Wir, die wir kein Vaterland haben, bedürfen so sehr der Heimat. Das ganz Innige, ganz Tiefe erwächst uns doch nur aus dem Geiste der Heimat. In wessen Leben keine schützende Heimat war, um den weht es kalt, wie scharfe Winde um ein Leben wehen, in dem der Segen einer Mutter fehlte." – „Ich liebe diese alte Stadt, in der ich so viele Jahre verlebte, und in die mich das Leben immer wieder zurückgeführt hatte," sagte Blandina, „und dennoch erscheine auch ich mir bisweilen heimatlos. Wir brauchen mehr als eine physische Heimat. Ja, außer dem Verankertsein in der großen ewigen Gesetzmäßigkeit brauchen wir die Empfindung, auf einem Platz des Lebens zu stehen, den nur wir ausfüllen können. Nur das ist ein wirklicher Anschluß an das Leben." – „Ich finde das sehr hoch gegriffen, dieses, daß nur w i r ihn ausfüllen können. Und Sie sagen das so, als fehle Ihnen dieser Platz? Und Ihre Kinder?" – „Magnus und Irene wuchsen nicht durch mich, sondern durch das Leben. Sie beide haben ein ausgesprochenes Lebensgesetz. Das einzige, was ich getan habe, ist, meine Kinder auf ihr Lebensgesetz, wenn ich es früher erkannte als sie, hinzuweisen." – „Sie halten also gewissermaßen Ihre Lebensaufgabe Ihren Kindern gegenüber schon für erfüllt?" – „Oft glaube ich, nicht ich habe an meinen Kindern eine Aufgabe erfüllt, sondern sie an mir. Kinder, das ist so etwas Eigenes, durch sie erschließt sich uns zum zweitenmal das Leben. Wir leben das Leben mit allzu subjektiver Beziehung auf uns selbst. Im Leben unserer Kinder aber erkennen wir schon objektiver das Leben selbst,

seine Gesetze, seine Technik. Nicht nur rein Formales, auch innerlichst Gegebenes." Blandina hatte den Hut abgenommen, ein unmerklicher Wind spielte in ihrem Haar, die Sonne stach siegreich auf ihren Scheitel herab. Asserin warf einen Stein in das helle, kaum atmende Wasser. Kreise um Kreise bildeten sich, immer weiter werdende, umfassendere. „Wie manches Wort von Ihnen," sagte er, „das in mich fiel, zog so Kreis um Kreis in meinem Innern. Wie unendlich viel verdanke ich Ihnen, und wie absolut einzig sind Sie." — „Machen Sie nicht mehr aus mir, als ich bin", sagte sie einfach und erhob sich.

Sie fuhren zur Stadt zurück. Zuerst führte sie ihr Weg durch den alten, herrlichen Park. Noch standen die Baumriesen, in Alleen oder schönen Gruppen geordnet, unangetastet da; aber an die kleinen Bäume und Sträucher hatte die Rauheit der Zeit schon gerührt, sie zeigten geknickte und abgebrochene Zweige, sahen verunstaltet und verstaubt aus. Auch die Rasenplätze waren beschädigt, Spuren von rücksichtslosen Menschenschritten waren überall bemerkbar. Am meisten aber hatten die stillen, weißen Bänke leiden müssen, sie waren verunstaltet und vielfach schon unbrauchbar geworden. Man sah es dem Park an, daß Ordnungs- und Schönheitssinn nicht mehr segnend über ihm walteten. Im Schloß, das vom Gouverneur bewohnt gewesen war in den Sommermonaten, herrschte nun ein Soldaten- und Arbeiterrat, der immer mehr und mehr zu einer Nebenregierung auszuwachsen drohte.

Nachdem sie den Park durchquert hatten, fuhren sie durch eine breite Straße, in der sich Menschenmassen zur See hinschoben. Laute, überaus geputzte Menschen waren darunter, Damen mit kurzen Kleidern und den unvermeidlichen hohen Stiefeln, die weit bis zur Wade hinaufragten und meistens helle Schäfte zeigten. Es war ein Geflatter und Gelächter, ein ungeniertes Gebaren. „Die Masse hat etwas so Erdrückendes", seufzte sie. „Ich lobe mir den schönen Einzelnen." — „Das haben Sie gut gesagt: der schöne Einzelne."

Sie schwiegen. Im Staube der Straße waren sie umgeben von vielen unedlen und sogar rohen Gesichtern. Ihre schmalen, rassigen Gesichter stachen wie aus einer anderen Welt ab. Auf ihnen ruhte die Klarheit der See und des Himmels, die sie soeben genossen, und die sich mit der Klarheit und Veredelung ihres Empfindens vermischt hatte. An ihnen war nichts zu spüren von der Hast, der Gier und der Furcht, die sich auf so vielen Gesichtern abspielte. Unendlich fern erschienen sie vom Treiben des Pöbels.

„Ich kann es nicht so erklären," sagte sie nachdenklich, „aber dazwischen scheint es mir, als wären solche Menschen, wie Sie und ich, irgendwie schuldig. Ja, als wären wir überflüssig geworden." – „Wenn Menschen wie Sie überflüssig werden sollten, so mag mir die Welt zugrunde gehen. Eine Welt, die keine Kostbarkeit mehr duldet, hat ihr Kulturbedürfnis erschöpft. Vielleicht ist die Menschheit an solch kritischem Zeitpunkt angelangt." – „Und dennoch schuldig," sprach sie leise, „es haben so viele leiden und darben müssen, ehe das, was sie Kostbarkeit nannten, sich bilden konnte." – „Vielleicht ist die ganze Menschheit nur dazu da, einige solche Exemplare herauszubilden, wunderbare Menschen, große Künstler – mit einem Wort, das Genie der Menschheit, die ganze Masse wäre dann nur Stoff?" – Sie schüttelte leicht den Kopf.

*

Sie waren oben im Manstaffschen Hause. Die Seidenmöbel waren mit gestreiften Bezügen bedeckt, die Nippsachen fortgestellt, die Vorhänge abgenommen. Alles war weiß und luftig in den hohen, staubfreien und kühlen Räumen. Nur in den beiden für Asserin hergerichteten Zimmern waren noch Farben und Teppiche. „Ich denke, wir wollen den Tee im hängenden Garten trinken", sagte er. Ihre Schritte verhallten auf dem schön eingelegten Parkett. Asserin öffnete im Speisesaal eine kleine, in die dicke Mauer eingelassene Tür, und da war es, als geschehe ein Wunder: es war, als würde das Haus sich auftun und ihnen die Herrlichkeit der Welt darbieten.

Der Blick ging über das Grün des hängenden Gartens, von der einen Seite durch die wuchtige Gesamtfassade der alten, festen Häuser abgegrenzt, auf die Stadt und in die Ferne. Es lag da eine schöne, alte Stadt, eine blauschimmernde See, sich ausdehnende Flächen. Es war eine solche Weite und eine solche Schönheit zugleich, durch die goldene Abendsonne beschienen, ein solch heiliger Frieden, daß Blandina tief aufatmend die Hände verschränkte, oben auf der Treppe stehen blieb und mit glücklichen Augen schaute und schaute. Auf der festen Mauer war der kleine Garten gepflanzt, von leichtem Erzgitter umfriedet. Es war ein verschwiegener grüner Platz, idyllisch und doch nicht begrenzt, weil unter ihm die Welt sich so weit und mannigfaltig ausbreitete. In zwei tiefen, bequemen Korbsesseln saßen die Freunde vor dem gedeckten Teetisch. Sie löschten ihren Durst und leichten Hunger, und schauten aus ihrem gesicherten, privilegierten Plätzchen ruhig und befriedigt in

die Ferne. „Man könnte wunschlos werden", sagte sie. „Wunschlos?" sagte er mit Betonung, „vielleicht ist es im Gegenteil eine Basis, auf der Wünsche aufzusteigen wagen, die in der Tiefe unten, durch die Kraft des entsagenden Willens, gefesselt blieben?"

Sie forschte in seinem Gesicht, als er also sprach, und da entdeckte sie einen Ausdruck, der sie erregte. Es war mit einem Male, als stände die schöne, weite Welt unter ihnen nicht mehr so unumstößlich fest da. Er trank langsam seinen Tee aus. Ihr schien, als seien sie beide durch seine Worte leise bis zur verschlossenen Tür herangezogen worden. Dies Gefühl machte sie unsicher und befangen. Der neben ihr saß, war ihr so unendlich wert, sie hatte sich durch seinen Verkehr so beglückt gefühlt, er hatte ihre Einsamkeit durchbrochen, aber nie hatte sie daran gedacht, daß sich vielleicht noch etwas Weiteres entwickeln könnte. Nun, da sich das ihr vorstellte, erfaßte es sie.

„Jede wirkliche Beziehung von Mensch zu Mensch", begann er wieder, und, obwohl er sich bemühte, ruhig zu sprechen, klang doch in seinem Ton etwas so Warmes, daß es sich ihr mitteilte, „ist wie etwas Lebendiges, hat auch seine Gestalt. Es entsteht, breitet sich aus, erblüht und welkt dann, oder trägt dauernde Frucht. Wir wissen es nicht gleich, was das Ziel einer jeden menschlichen Beziehung ist." — „Uns reicher zu machen, sich tiefer leben zu fühlen," sagte sie mit einem gleichen Ton von Wärme, „es kann nichts Schöneres geben als ein klares, hohes Sicheinandernähern." — „Ja, was könnte es Höheres geben?" wiederholte er, sie scharf ansehend, wandte aber dann den Blick und faßte einen Punkt in der weiten Ferne ins Auge, war es nun der ferne Schornstein eines Dampfers, war es sonst ein anderes? „Aber wenn nun jemand ein Leben lang gesucht hat, und mit einem Male findet er den Menschen, von dem er unbewußt geträumt, den, für den ihm alle vorhergehenden bloß wie Fingerübungen sind zum eigentlichen Stück, was geschieht dann? Will sich nach der Finderfreude nicht noch eine andere Freude einstellen?" Er wandte sich ihr wieder zu.

Über Blandinas Gesicht war ein rosa Schimmer gebreitet, oder war es die Abendröte, die sich leise und liebreich über die Welt zu senken begann? Ja, es war Abendröte, die ihre schlanke Gestalt im hellgrauen Kleide umspielte, die sich aufglühend in den langen Perlen der Ohrgehänge spiegelte, die die Augen mit den etwas schweren Augenliedern grüßte, die die schlanken weißen Hände, die stets ringelos waren, und die jetzt still und doch so sprechend im Schoße ruhten, beschien. Asserin, dessen Augen über die Frau

neben ihm hinglitten, faßte ihre Hand, hob sie empor und küßte sie. „Die Besitzerfreude", sagte er leise, sah sie aber nicht an, erhob sich und trat ans Geländer.

Sie sah auf ihn hin, dankbar, daß er sich abgewandt hatte, als wolle er ihr Zeit lassen. Aus ihrem Gesicht war die Farbe gewichen, ein Beben hatte sie erfaßt. Was ist das, was ist das nur, warum ergreift es mich so stark? fragte sie sich. Als er sich wandte, sah er Tränen in ihren Augen. „Blandina!" rief er erschreckt. Sie sah zu ihm auf, stumm, doch unaussprechlich beredt. „Zürnen Sie mir nicht, es mußte doch einmal ausgesprochen werden," sagte er, „wünschen Sie es nicht, wünschen wir das nicht, was wir doch wissen? Darf und soll ich es Ihnen nicht sagen, daß meine Liebe auf Stufen emporstieg zu Ihnen, bis sie es wagt, vor Ihnen zu stehen? Schwester und Freundin, und doch endlich viel mehr, darf es das nicht sein?"

Blandinas Lippen zuckten. „Wissen Sie denn um mich?" stieß sie eigentümlich dumpf und gequält hervor. Er setzte sich neben sie und faßte wieder nach ihrer Hand. „Ich weiß um Sie, niemand auf der Welt wußte je mehr um Sie. Ist es nicht so?" Sie nickte. „Sehen Sie, meine Freundin, ich bin sehr einsam, lange schon, und auch Sie sind einsam. Ich kann und darf Sie zu nichts überreden, aber bitten darf ich es doch: wollen wir unser Leben zusammentun?"

Sie rührte sich nicht, ihre Hand blieb ruhig in seinen heißen, umklammernden Fingern. „Ich bringe kein Glück", sagte sie leise, wie hingehaucht. Er erschrak über die Art, in der diese Worte gesagt wurden, denn sie klangen so schmerzerfüllt. Doch, als sie verklungen waren, blieb ihm nichts zurück, als ein schwerer, weicher Ton einer dunkellila verdämmernden Melancholie ... Sehnsucht erfaßte ihn, sie zu umfangen und an sich zu ziehen, aber er hielt an sich. Etwas Fremdes, ja Warnendes strömte von ihr aus. Da durchzuckte es ihn gleich einem Schmerz: habe ich gegen den Sinn gehandelt? Nein, es kann nicht sein, sollten denn nur für sie die Gesetze der Menschlichkeit nicht gelten? „Sie bringen mehr als Glück", sagte er erregt, aber ernst.

Sie hatte ihre Hand gelöst und sich erhoben, er hörte auf das leise, seidige Rascheln ihres Kleides. Sie standen einander gegenüber. Er machte eine Bewegung auf sie zu, sah aber das Rot in ihr Gesicht steigen und einen Ausdruck von Angst auf ihren Zügen erstehen. „Vergeben Sie mir", sagte er zurückweichend. Mit der einen Hand bedeckte sie die Augen, mit der anderen stützte sie sich auf

den Tisch, so sagte sie leise und zögernd: „Wie ist das möglich?" Es war etwas Aufgelöstes, Hilfloses über ihr, sie ließ die Hand sinken, ihre Augen sahen ihn groß und flehend an. Er zog sie an sich und bat: „Lieben Sie mich?" Er fühlte sie zittern, fühlte sie so unberührt und zart in seinen Armen, daß sein Gefühl ihn überwältigte. Er küßte sie.

Sie saßen nebeneinander. Sie strich ihm liebreich über das dunkle Haar, über die Schultern und Hände, aber immer noch bebte sie und war sehr bleich. Sie sprach nicht in Worten zu ihm, aber ihre Hände, die sich ihm immerfort in Liebe mitteilten, sprachen. Er war wie erlöst, alle verschütteten Brunnen öffneten sich und quollen über, er redete von der Enttäuschung, der Qual eines Lebens, von allem, das er still in sich geborgen hatte bisher. Ihr Blick war milde und voll tiefen Leuchtens, wie er ihn noch nicht kannte. Die Stunden verrannen, sie merkten es nicht. Der Abendröte war die Dämmerung gefolgt, und nun stand der große, goldene Mond über dem Hafen. Blandina erhob sich: „Ich bringe dich nach Hause", sagte er. Sie schüttelte den Kopf. „Laß mich allein gehen, mein Freund, nur begleitet von dieser Stunde." Er umfaßte sie heftig und küßte ihren kühlen Mund. Er drückte die Lippen eines Mannes darauf, der suchte.

Mit diesem Druck auf den Lippen, der sie immerfort durchrieselte, ging Blandina langsam und vorsichtig, wie mit beladenem Schritte, in der Frühmondnacht ihrem Heime zu.

*

Sie war wie somnambul dahinschreitend bis in ihr Schlafzimmer gelangt. Es war hier dunkel, denn die Läden waren geschlossen. Nie verlor sie das Gefühl, das sie immer überkam, wenn sie in ein Zimmer trat, in dem die Läden geschlossen waren, es war ihr dann, als träte sie unter die Erde, in ein verschlossenes Reich. Sie entzündete die kleine japanische Nachtlampe und die Silberleuchter auf der Toilette. Dann sank sie schwer in den großen Sessel nieder. Sie lehnte das Haupt zurück und schloß die Augen.

Da war es ihr, als erhöbe sich um sie ein Rauschen. Die ganze Welt rauschte und erklang. Sie ward erfaßt wie von einem Sturm und dahingetrieben. Jetzt, da sie allein mit sich war, da sie das Erlebte als ihr Erlebnis empfand, jetzt erst verstand sie, wohindurch sie gegangen war und was sie erfaßt hielt. Und da wußte sie auch, daß das Rauschen, das sie fühlte, in ihr war und von ihr aus in die Welt überging. Sie fühlte in einem Erschauern, daß der tote

Punkt in ihr zu leben und zu glühen begonnen hatte, daß es sie in heftiger Schwingung der großen Ekstase entgegentrieb. . . .

Diesem Geschehen und Erkennen war Blandina fassungslos ausgeliefert. Sie öffnete die Augen, sie beugte sich vor, etwas Wildes, Starkes trat in ihren Blick.

Immer wieder überliefen sie Schauer. Sie verstand jetzt nicht, daß sich ihre Hände ihm mitgeteilt hatten, daß sie das hatte wagen können, ihr schien, es hätten Feuerströme von ihr auf ihn ausgehen müssen. Sie fühlte seinen Kuß, fühlte jetzt erst ihre ganze Erwiderung. Fühlte es so gewaltig und durchdringend, daß sie stöhnte in einem zuckenden Schmerz. Sie war wie ein Baum, der vom Sturmwind hin- und hergeschüttelt wurde. Das gab es für sie, konnte es für sie geben, und – jetzt erst . . .!

Sie suchte sich mit aller Kraft das, was an ihrer Freundschaft mit Asserin geistig und seelisch war, ins Bewußtsein zu rufen. Sie sah es vor sich, so, daß sie die Hände danach ausstreckte, zugleich aber fühlte sie das andere, fühlte es hinüberfluten von ihr zu ihm. Das war unabweisbar, war lebendurchglüht, so daß sie daran zu Feuer wurde.

Sie war ratlos. Preisgegeben war sie. Die Nacht sank tiefer herab. Sie erhob sich schwer und begann sich zu entkleiden. Es trat ihr nicht ins Bewußtsein, was der Verstand hier an Gründen hätte anführen können. Nicht an ihre Kinder dachte sie, nicht an die äußere Zukunft. Nur das fühlte sie, daß da etwas in ihr aufgestanden war, das Gewalt ausüben wollte über sie, das fremd war und grauenvoll und doch zugleich alle Wonne in sich barg. Diesem einen sich hinzugeben oder ihm zu entfliehen, dahin ging der Kampf dieser Nacht.

Sie nahm die Schildpattnadeln aus dem schweren, dunklen Haar und trat an den Toilettentisch heran, sie darauf zu legen. Sie sah ein bleiches Gesicht mit starken Augen, sah weißaufleuchtende Schultern, die sich in klarer, ruhiger Linie senkten. Dunkel und weich fiel die schwere Flechte drüber hin. Sie erkannte, als sie das Bild wahrnahm, daß sie es war, sah es staunend an, prüfte es, bewertete es, sah die edle Form der schlanken, bleichen Arme, die feingemeißelten Züge . . ., sah, daß dies alles noch schön war, sehr schön sein konnte, dem Blick, der es suchte, einem Blick, wie sie ihn heute empfangen. Sie fühlte, daß es auch in ihr war, dies Suchen, dies Findenwollen. Da schlug sie in jäh aufspringender Scham die Hände vors Gesicht.

Sie saß wieder da, in den Sessel gelehnt, und in einer Flut von Tränen suchte sich das zu lösen, was die Qual der letzten Stunde ausgemacht hatte. Der frühe Morgen drang durch die geschlossenen Läden, irgendwo krähte ein Hahn, die Uhr vom Kirchturm schlug volle, langsame Schläge. Nein, nein, nie, sagte etwas in Blandina. Sie ließ die Hände sinken, sie sah auf. Sie kam wie aus einem Labyrinth zum Sinn ihres Daseins zurück. Wohl zuckte es noch weh um ihren Mund, aber es begann das langsame Zurückgleiten in die Kreise des Gewordenen.

Als sie vor den Spiegel trat, die herabgebrannten Kerzen zu löschen, sah ihr ein stilles Gesicht mit eigentümlich abwesendem Blick entgegen, es war das Gesicht einer Frau, an der die Jahre nicht vorübergegangen waren. Sie sah ergraute Schläfen und einen leichten Zug von Erschlaffung. Langsam band sie sich die baumwollene Binde um die Stirn, die sie des Nachts umzutun pflegte, und begab sich zur Ruh. Die Funken des Lebens sprangen nicht um ihr Lager, bleich und still lag sie da, wie eine schön gemeißelte, edle Statue.

Am andern Tage erhielt Asserin diesen Brief:

Mein Freund,

Sie haben mir einmal gesagt, ich bliebe immer fern. Das ist mein Schicksal, ich kann nicht nahe sein, über jedes Leben und Sein ist ein Geheimnis gesetzt, und dieses ist wohl das meine.

Vielleicht bin ich nur als ein halber Mensch durch die Welt gegangen, und wie ein Nebel könnte ich mich auflösen? Was wollten Sie an mir halten von meinem Wesen? Das Beste wäre verflüchtet, wenn ich ganz nah und ganz mitgeteilt wäre. Ich kann nicht hoffen, daß Sie mich verstehen, wohl aber, daß Sie mich nicht hart und schroff zurückweisen werden, weil ich nicht in die Form eingehen kann, die Sie für mich bestimmen. O! glauben Sie es mir, daß Sie in mein Gefühl eingeschlossen sind, wie nichts auf dieser Erde. Vergeben Sie mir, wenn ich Ihnen Schmerz bereite. Trauern Sie nicht um das Vergängliche; was uns vereint, ist unsterblich. Und dennoch: Dank, mein Freund, ich habe durch Sie erst ganz mein Irdisches verstanden. Ich habe durch Sie erst dem Leben tief in die Augen gesehen. Immer werde ich für Sie das bleiben, was ich Ihnen war. Immer werde ich Sie erwarten, werden Sie der Glanz meines Lebens sein.

Ihre Freundin
Blandina von Ostenhausen.

Zwanzigstes Kapitel

In Neu-Allen

Der Reigen der hellen Nächte war vorübergeglitten, dunkle Schwestern hatten die leichtbeschwingten abgelöst. Der Hochsommer war gekommen, hatte in kurzer Farbenpracht aufgeleuchtet und die weiten Felder mit goldener Sonnenglut geküßt, bis sie in Sonnenfarbe und Reife sich neigten und Frucht brachten. Eine reiche, gesegnete Ernte war bereits eingeführt worden, und nun warteten schon die Feldfrüchte der Aufnahme. Ja, es war ein fruchtbringender Sommer gewesen in diesem ersten Jahr, da der junge Herr von Neu-Allen hier zum erstenmal allein wirtschaftete.

Die junge Ehe von Hans und Irene hatte sogleich im Zeichen der Arbeit gestanden. Irene heiratete auf ein reiches, schönes Gut. Aber nicht das hatte ihr Gatte mit ihr im Sinn, sie in Luxus und Bequemlichkeit wie ein Kätzchen in der Sonne spielen zu lassen. Auch sie hätte das nicht gewollt. Sie wollte das Leben mit ihm teilen, und arbeitete er, so wollte auch sie freudig schaffen. Sie übernahm die ganze Hauswirtschaft, die Aufsicht über Garten und Federvieh, und wenn ihr auch gutbewährte Leute zur Seite standen, so erforderte doch diese Tätigkeit ihre Zeit und ihre Gedanken. In ihr junges Glück war der Ernst der Pflicht eingezogen, während wiederum das tägliche Muß wunderbar durchleuchtet ward von der inneren Freudigkeit und Dankbarkeit, die sie erfüllte.

Während Irene in dem Kreise ihrer Tätigkeit wenig davon wußte, daß im Lande jetzt so ganz andere Verhältnisse herrschten — denn die guten Hausleute hatten in nichts ihr Verhalten zur Herrschaft geändert —, so hatte Hans doch mit ernsteren Schwierigkeiten zu kämpfen. Zwar war Neu-Allen verschont worden von Einquartierungen, auch waren nicht wirklich schlechte Elemente unter den Knechten und Arbeitern; aber doch bedurfte es einer festen Hand, die Wirtschaft auf der Höhe zu halten. Die letzten Jahre über hatte die Autorität des alten Verwalters bedenklich nachgelassen, und der Geist, der sich unter der jungen Bevölkerung regte, ging nicht auf stramme Pflichterfüllung hin, sondern im Gegenteil auf Pflichtverletzung und Auflehnung. Die Bevölkerung war auf vielen Gütern eine so aufsässige, daß unbeliebte Herren besser daran taten, diesen Sommer ihren Gütern fernzubleiben. Als nun vollends die Landesverwaltung ganz in die Hände des anderen Volkes übergegangen war, schwoll der Jugend und den radikalen Elementen der Kamm gar gewaltig, während die Älteren

und Verständigeren, vor allem aber die Besitzenden im Volk bedenklich und mißtrauisch die Köpfe schüttelten. Hans war den Leuten von Neu-Allen gegenüber kein Fremder, sie kannten ihn von Kindheit an, doch war er ihnen noch nie als Herr gegenübergetreten. Daß diese seine Stellung eine gute und gefestigte werde, darauf ging nun sein ganzes Streben. Er bemühte sich, allen seinen Untergebenen fest, doch ruhig, gerecht und gütig gegenüberzutreten. Schon hatten sich einige Gerüchte über ihn verbreitet: daß er keine Wucherpreise nehme, daß er es mit dem Gesetz halte, daß er den Bedürftigen helfe, aber es fehlte doch noch eine gewisse persönlichere Erfahrung mit ihm, ehe die Einsichtigeren ihn hierin ganz verstanden, denn sie hatten das zuerst als eine jugendliche Unerfahrenheit, wenn nicht gar als Torheit ausgelegt. Doch die gemessene, klare Art, die von ihm ausstrahlte, ließ ihn bald in anderem Lichte erscheinen. Er gewann das Vertrauen. Es geschah, daß sein Zimmer überfüllt war von Leuten, die ihn um Rat fragten, und der Verwalter blieb eines Tages ganz verdutzt in der Tür des Kontors stehen, als er sah, daß sein junger Herr einige ältere Leute aufgefordert hatte, sich zu ihm zu setzen, während er mit ihnen wie mit seinesgleichen sprach. Der alte Mann, obwohl selbst aus dem Volke stammend, empfand doch dieses Verhalten von Hans als fremd. Es sind eben wirklich andere Zeiten gekommen, sagte er sich.

Irene aber beobachtete vor allem das Verhalten ihres Mannes zum Volke. Sie suchte mit ihm Schritt zu halten, auch sie war freundlich, aber bestimmt, geduldig und doch fest in den Anforderungen und ging selbst mit dem Beispiel der Arbeit voran. So fanden Herr und Frau von Manstaff, als sie zum Sommer nach Neu-Allen kamen, ihre Kinder bereits in allem eingelebt vor, sahen frische, braun gebrannte Gesichter, aus deren klaren Zügen Ernst, Heiterkeit, Geduld und Glück ihnen entgegenstrahlten. Frau von Manstaff, die sich zuerst aus Gewohnheit um alles bekümmerte, ließ sehr bald die Zügel wieder ganz in Irenens Hand zurückgleiten und beschränkte sich darauf, das Gedeihen der Beeren und Früchte zu beobachten, sie abernten zu lassen und darauf sie nach allen Regeln der Kunst einzukochen. Doch etwas erregte, wenn nicht gar den Tadel, so doch das Erstaunen von Frau von Manstaff. Es waren im ganzen Lande Bestandsaufnahmen gemacht worden, und sie fand das Zugemessene schon außerordentlich knapp; trotzdem aber machten ihre Kinder es möglich, immer von allem noch an bedürftige Städter zu schicken. Irene hatte auch, wie viele andere Gutsfrauen, eine Ferienkolonie von Stadtkindern, für die sie sorgte. Würden sie da

auf die Art mit ihren Vorräten auch auskommen? Aber es war dies Jahr ein Segen über den Erträgen in Garten und Feld, alles fiel so reichlich und gut aus, daß Frau von Manstaff sich schließlich über alles beruhigte und nicht aufhörte, ihrem Gatten gegenüber Hans' glänzende Bewirtschaftung zu loben. Eines freilich schien jetzt in Neu-Allen unabänderlich: es wurde viel einfacher gelebt wie bisher. Irene hatte zwar anfangs versucht, kleine Extragerichte für ihre Schwiegereltern einzuschieben, aber Herr von Manstaff hatte dagegen protestiert, daß er als ein „Arbeitsloser" so bevorzugt werde, und Frau von Manstaff hatte beim Einkochen der Früchte stets so viel kosten müssen, daß ihr Appetit bedenklich nachgelassen hatte.

In dieses sich so kräftig entwickelnde, in ruhigem Umkreis gesetzte Leben war nun Magnus, zur ganz besonderen Freude von Herrn von Manstaff, eingetreten. Nun hatte er wieder jemanden zum Politisieren und Schachspielen, einen, der nicht den ganzen Tag umherlief und arbeitete. Nicht unweit vom Gutshofe, in ein kleines, leerstehendes Häuschen, hatte Irene ihre Freunde Bergs für den Sommer untergebracht. Seitdem Magnus da war, wurde Herr Berg häufiger nach oben gebeten, es wurde Karten gespielt, diskutiert, kurzum es bildete sich eine Gruppe um den an den Rollstuhl Gefesselten.

Magnus, das war allen aufgefallen, schien nervös abgespannt. Sein mageres Gesicht war nicht von der Sonne verbrannt, seine Bewegungen waren hastig. Irene hatte es Hans gesagt, daß sie fürchte, irgend etwas zehre an ihrem Bruder. Obwohl Hans viel von Magnus hielt und Magnus eine hohe Meinung von seinem Schwager hatte, war doch kein so recht inniges Verständnis zwischen den beiden. So antwortete Hans Irene denn auf ihre Befürchtung, er fände, Magnus habe dem Leben gegenüber überhaupt zu wenig Festigkeit. Irene fühlte sich dadurch leicht gekränkt; als sie aber ein Gespräch mit Magnus gehabt hatte, in dem er sagte, er stände wieder einmal in einer Lebenskrisis, gab sie ihrem Manne recht. Der wußte immer, welchen Weg er einzuschlagen hatte, als habe er in seiner Konstellation etwas wie einen seelischen Kompaß.

Magnus strebte fort von hier, er wollte heraus aus den unerquicklichen Verhältnissen des Landes, er war des bloßen Abwartens müde. Mehr denn je hatte sich das Schicksal der baltischen Deutschen mit dem des großen Deutschen Reiches verknüpft. Das geschwächte Rußland hatte sich zurückgezogen, und aus eigener Kraft konnten die Provinzen nicht bestehen. Sie waren wiederum einmal,

wie schon so oft in früheren Jahrhunderten, in den Brennpunkt politischen Interesses für die anderen großen Staaten gestellt. Aber wenn Magnus auch lebhaft auf ein Zugreifen Deutschlands hoffte, so konnte das doch noch monatelang währen. Seine ganze Sehnsucht strebte aber danach, sich schnell mit Deutschland zu vereinigen, und seine leichte Mißstimmung, die er jetzt schwer verbergen konnte, hatte zum Teil auch darin ihren Grund, daß er es versäumt hatte, gleich nach dem Ausbruch der Revolution, als die russischen Soldaten sich mit den deutschen Soldaten verbrüderten, zu versuchen, ins deutsche Heer zu gelangen. Was damals vielleicht, unter gehöriger Maskerade, ein Spaziergang von einer Front zur anderen gewesen wäre, war nun, da der Krieg wieder aufflammte, ein Unternehmen mit Gefahr.

Und doch waren es nicht nur diese Dinge, die auf seiner Seele lasteten. Obwohl er es immer wieder in die am tiefsten liegende Schicht des Unbewußten zurückzudrängen suchte, strebte es doch mit zäher Kraft immer wieder empor. Das war ein gramvolles, bleiches Frauengesicht, das ihn mit wehen und erschrockenen Augen ansah. Machtlos stand er diesem Leiden gegenüber. Jenen Mann, der es hervorgerufen, zur Verantwortung zu ziehen, fehlte ihm die Berechtigung. Ihm waren die Hände gebunden.

Ja, er hatte es Barbara vorausgesagt, welches Leiden ihrer harren könnte. Er hatte gesehen, daß sie liebte, und sein Herz hatte sich zusammengezogen in Weh. Er hatte sie verloren und hatte es ja auch einmal versucht, sich innerlich ganz von ihr loszureißen. Nun aber schien ihm alles anders geworden, da er sie unglücklich gesehen. Sie war ihm dadurch wieder in schmerzlichste Nähe gerückt und ragte in aller Deutlichkeit wieder in sein Leben hinein. Er kam von jenem Ausdruck des Leidens nicht mehr frei. Er wollte nicht an sie denken, aber ihr Bild stand doch immer vor ihm, er mußte davor fliehen.

Eines nur hatte er für Barbara tun können, obwohl er wußte, daß es wenig genug war. Er war bei der Baronesse gewesen und hatte sie gebeten, ihr Interesse Barbara wieder zuzuwenden. Die alte Dame hatte ihn mit Freuden empfangen. Er fand sie um vieles weicher geworden. Sie hatte es ihm eingestanden, daß sie schon lange unter der Entfremdung von Barbara leide, denn diese sei doch immerhin die Tochter ihrer verstorbenen Freunde; auch wäre ja jetzt dieser Ehe, der Gesellschaft gegenüber, die Schärfe genommen, denn die Russen wären ja jetzt nicht mehr als unsere Peiniger anzusehen, da sie das Land verließen. Sie erklärte, sie wäre nur deshalb noch

nicht bei Barbara gewesen, weil sie befürchtete, diese habe es ihr dauernd übelgenommen, daß sie sie damals so plötzlich verlassen und zur Hochzeit sogar fortgefahren wäre. Aber auf Magnus' Andeutung hin, er fürchte, Barbara wäre krank und auch seelisch nicht im Gleichgewicht, versprach sie, sofort hinzufahren und zu versuchen, die Beziehungen wieder anzuknüpfen. Diese kleine Hoffnung lebte in Magnus, daß wenigstens ein wenig mehr Teilnahme und Wärme in Barbaras Leben kommen könne. Weder mit Irene noch seiner Mutter hatte er von seiner Begegnung mit Barbara ein Wort gesprochen.

*

Zu Irenens großer Freude kam eines Tages die Nachricht, daß der so lange erwartete Besuch ihrer Mutter nun endlich stattfinden sollte. Trotzdem es gerade eine heiße Arbeitsperiode war, fuhr Hans doch selbst den weiten Weg auf die Station, seiner Schwiegermutter entgegen. Obwohl Frau von Manstaff dies ganz in der Ordnung fand, konnte sie doch nicht verstehen, warum Hans sich so auf diesen Gast freue und sich zu Blandina so hingezogen fühlte? Herr von Manstaff, so gastfrei er auch war, konnte auch eine leichte Befürchtung nicht abweisen, daß mit dem Erscheinen des neuen Gastes der auf Gemütlichkeit gestimmte Ton des Hauses sich ändern würde, daß sie sich alle gewissermaßen jetzt seelisch und geistig in Toilette werfen müßten. Das Haus wurde mit Blumen geschmückt, Magnus wurde gebeten, einen Blick in die Bibliothek zu werfen. „Denn Ihre Frau Mutter", meinte Herr von Manstaff, „soll doch sehen, daß wir nicht vollkommen Barbaren sind." Magnus mußte lächeln, er verstand den Unterton und fühlte, daß sich hier etwas gegen seine Mutter wehrte. So sehr er selbst sich des Beisammenseins mit ihr freute, so fühlte er doch, daß in ihm jetzt etwas war, das ihn hinderte, frei zu ihr zu strömen. Er fürchtete sich vor den stillen Augen, die in der Seele lasen.

Sie standen alle auf der Terrasse, als Blandina ankam. Irene flog ihr entgegen. Zum erstenmal hielt die Mutter ihr Kind als Frau in den Armen. Irene erschien ihr gewachsen, aufrechter, ja, wie mit einem gewissen Stolz trug sie ihr Haupt. Sie führte sie die breite Treppe hinan zum ersten Stockwerk, sie durchschritten große, helle Räume. „Eigentlich wollten Hans und meine Schwiegereltern, Mama, du solltest unten in einem Paradegastzimmer leben, aber ich weiß, du liebst keine Läden und hast sie schon zu Hause genug, so habe ich dich denn oben einquartiert. Hier im

Mittelstock sind fast nur Wohnräume, die Schwiegereltern leben hier. Oben lebten Hans, die Gouvernanten und der Lehrer, da war das Schulzimmer und andere Gastzimmer. Hans hat nun das ehemalige Schulzimmer für dich neu malen lassen, ich hoffe, es wird dir gefallen."

Es war in der Tat ein wunderschön proportionierter Raum, der nach zwei Seiten hin Fenster hatte, in den sie eintraten. Blandina ging gerade hindurch und blieb an einem der hohen Fenster stehen. Sie sah über die Bäume des Parkes hinweg auf grüne Flächen und einen schwarzen Waldstreifen. Sie nahm den staubigen Hut ab, strich sich über die Stirn und blieb in Gedanken versunken da stehen. Da bemerkte Irene, wie ihre Mutter bleich und abgespannt aussah. „Mama," rief sie erschreckt, „bist du krank gewesen, oder ist es nur die Reise?" Blandina wandte sich ihr zu, die Augen noch voll Ferne. Sie schüttelte den Kopf: „Wie freue ich mich auf die Ruhe hier. Ich werde hier wunderschön leben." Irene war es, als vibriere etwas im Wesen der Mutter. Sie umarmte sie stürmisch: „Liebe, liebe Mama!" Nie noch hatte sich ihre Zärtlichkeit so spontan und schrankenlos geäußert. „Du bist glücklich, Irene?" – „Sehr, sehr glücklich. Wenn du wüßtest, was für ein Mensch Hans ist, wie gut er ist!" – „Ich weiß es, was er ist, Irene."

Der ersten Mahlzeit, die Blandina in Neu-Allen einnahm, war ein feierliches Gepräge gegeben worden. Die Speisen waren ausgesucht, und es gab mehrere Sorten Wein. Frau von Manstaff präsidierte zwar an der Tafel, und es hatte zuerst den Anschein, als dirigiere sie das ganze; aber Blandina entging es nicht, wie Irenens Augen und diejenigen ihrer Schwiegermutter Frage und Antwort austauschten, und sie fühlte es bald heraus, daß es die junge Frau war, die die Fäden in der Hand hielt. Herr von Manstaff hieß in einer Tischrede Blandina willkommen, kurzum, alles entwickelte sich in hübschen und fast feierlichen Formen.

Blandinas Gesicht war still und klar, und dennoch war es nicht nur Irene aufgefallen, daß die Mutter verändert aussah. „Diese Städter", sagte Frau von Manstaff nachher zu ihrem Gatten, „haben doch alle leicht so etwas Gequältes und Gehetztes, nicht wahr?" Auch sprach sie ihre Verwunderung darüber aus, daß Asserin nicht mitgekommen war, sondern nach Petersburg gefahren sei, denn sie habe gedacht, die Freundschaft zwischen den beiden sei so stark, daß sie jetzt unzertrennlich wären. Auch Herrn von Manstaff war etwas an Blandina aufgefallen. Er erkannte im

Lächeln, in der Art, mit der sie sich über die Schläfen strich, eine weiche, neue Wehmut, und diese Erkenntnis schlug ihm zum erstenmal eine Brücke zum Weib in ihr. Das, was ihm an ihr unverständlich gewesen war, war geschwunden. Das Leben mußte irgendwie an sie gerührt haben. So hatte sich im alten Frauenverehrer sogleich etwas zugunsten des neuen Gastes umgestellt, das ihn zart und abwartend ihr gegenüber stimmte.

Auch Magnus, der sich vor den stillen, klaren Augen seiner Mutter hatte verbergen wollen, erfuhr die Überraschung, daß diese Augen leicht getrübt waren, als blickten sie jetzt zu oft nach innen, ja, sie erschienen ihm traurig und matt. In sein Bewußtsein trat keinerlei Erkennen dessen, was solche Wirkung erzeugt haben könnte; aber sein dunkles Gefühl wies ihm die Richtung, von der aus sie sich vollzogen haben könnte. Dies zeigte sich der Mutter gegenüber nur so, daß er kein Wort über Asserin sagte und keinerlei Fragen nach ihm tat.

So gestaltete sich Blandinas Erscheinen für alle zu etwas anderem, als sie erwartet hatten. Sogar Frau von Manstaffs Gunst ward ihr jetzt endgültig zuteil, als sie ihr wirkliches Interesse für die Konfitüren entdeckte. Sie hatte instinktiv doch wohl stets die Überlegenheit dieser Frau empfunden, und es tat ihr wohl, daß sie sich ihr gegenüber doch jetzt in einem stark erweisen konnte. Sie nahm mit Freuden Blandinas ehrliche Bewunderung entgegen, und dadurch stellte sich ihr Verhältnis zu ihr ins rechte Gleichgewicht. Nur Hans zeigte sich Blandina als das, was sie immer gewesen war. Er besprach zur Verwunderung seiner Eltern viele seiner Pläne mit ihr und erwiderte auf die Frage seiner Mutter, ob er denn wirklich fände, daß sie ihm einen praktischen Rat geben könnte? „Nein, nicht einen Rat, aber mehr kann sie mir geben." – „Was heißt das denn, was gibt sie dir denn mehr?" – „Sie gibt mich mir selbst. Mir fällt Gutes ein, wenn ich mich ihr gegenüber aussprechen darf." – „Ah, so", sagte seine Mutter mit leerem Blick.

So geschah es, daß Blandina nicht nur das Leben in Neu-Allen nicht unterbrach oder störte, sondern es vielmehr auf eine neue Art belebte. Alle waren bald irgendwie, sorgend oder Teilnahme suchend, um sie beschäftigt. Obwohl sie sich viel auf ihr Zimmer zurückzog, bei offenem Fenster sitzend, mit dem weiten Blick vor sich, las oder schrieb, so war es doch, seit sie hier weilte, als wäre ein stärkerer Geist des Zusammengebundenseins in den kleinen Kreis

getreten. Auch die Bergs waren jetzt ganz hineinbezogen, und alles war wie auf eine höhere Stufe gehoben.

*

So vergingen reife und schöne Wochen, und der Herbst stand vor der Tür. Schon hatten die Bergs ihre Sachen gepackt, denn die drei Monate Schulferien waren nun zu Ende. Den letzten Abend speisten sie oben auf dem Gut. Das Abendbrot war eingenommen, und sie saßen alle auf der Terrasse, einem Platz, den Herr von Manstaff vorzog, weil er von hier aus den Wirtschaftshof übersehen konnte. Das Gespräch war lebhaft und angeregt gewesen und hatte sich meist um die Fragen der nächsten Zukunft gedreht, darum, was dem Lande an innerer und äußerer Politik bevorstehe. Die innere politische Gefahr trat von Tag zu Tag stärker hervor. Wenn auch die Deutschen, ob Gutsbesitzer, ob Städter, jetzt von allen öffentlichen Ämtern ausgeschlossen wurden, so waren sie doch an Leben und Besitz bisher nicht angetastet worden; nun aber gewann auch hier zu Lande jene Bewegung des äußersten Radikalismus immer mehr an Boden. Auch hier hatte sich jetzt eine große marimalistische Partei gegründet und befehdete offen die bestehende Regierung. Diese Partei sammelte alle unzufriedenen und alle dunklen Elemente, so daß der Deutsche jetzt nicht nur in nationaler, sondern auch in sozialer Hinsicht ein Objekt der Verfolgung geworden war. Ansichten waren ausgetauscht worden, und nun war die kleine Gesellschaft in Schweigen versunken. Tiefe Dämmerung war eingetreten, ein jeder hing seinen Gedanken nach. Berg war mit seiner Auffassung, daß auch in den marimalistischen Ideen etwas Großes auftauche, hart von Herrn von Manstaff abgewiesen worden, er solle nur abwarten, was die Praris mit diesen Ideen anfangen werde. Strenge Ideen ließen sich in der Mannigfaltigkeit der Wirklichkeit überhaupt nicht ausdrücken, das Leben verlange immer Anpassung und keine tote Konsequenzziehung. Magnus war heute abend stiller gewesen als sonst. Ihm konnte es jetzt oft geschehen, daß alles, was die Welt bewegte, ihm unverständlich wurde. Das Leben erschien ihm oft nichts anderes bezwecken zu wollen als ein Verzichten. Sein Herz war bedrückt.

„Kannst du sehen, Hans," sagte mit einem Male Herr von Manstaff, „wer da so eilig heranstolpert?" — „Ich denke, es ist Steinberg, es wird wohl etwas nötig sein." — „So spät kommt er doch nie, er schläft doch längst um diese Zeit", sagte Irene.

Es war aber doch in der Tat der Verwalter, der sich der Terrasse näherte. Und jetzt sahen sie es alle, daß er nicht nur sehr eilig daherkam, sondern daß er auch seine Mütze schwenkte. Magnus fuhr auf. Ein brennendes Gefühl durchströmte sein Herz. Er war der erste, der hinabrief: „Was ist es?"

Der Verwalter stand jetzt mitten unter ihnen. Der alte Mann atmete schwer: „Ich wollte den Herrschaften mitteilen — die Deutschen haben Riga genommen. Es sind Leute aus der Stadt hier, die erzählten es. Es ist ganz sicher." Alle erhoben sich und umdrängten ihn: „Was tausend," rief Herr von Manstaff, „also doch, endlich!?" — „Ja, und sie werden jetzt bestimmt vorrücken, und vielleicht sind sie schon in vierzehn Tagen hier bei uns", sagte der Verwalter erregt. Magnus stand neben Irene; sie umarmten sich, ohne ein Wort zu sagen. „Großer Gott," rief Frau von Manstaff, „in vierzehn Tagen, sagen Sie? Warn ist das denn?" — „Mamachen, Mamachen," sagte ihr Gatte, „fang morgen an, die Kuchen zu backen, du hast zu wenig Zeit!" — Nun erhob sich ein allgemeiner Jubel. Es wurden Windlichte gebracht, Champagner. Der Verwalter mußte immer und immer wieder dasselbe erzählen. Magnus und Berg hätten gar zu gern ein deutsches Lied gesungen, aber man mußte sich zurückhaltend zeigen wegen der Leute. „Ach, im Grunde will ja unser Volk selbst, daß die Deutschen kommen sollen," sagte der Verwalter, „sie erkennen es ja selbst, daß mit dieser Wirtschaft und auf diese Art nichts herauskommen kann. Hält sie nicht eine starke Faust von oben zusammen, so werden unsere Parteien sich bald zerreißen."

Es wurde angestoßen. Ernst und bewegt sahen sie einander an. „Willst du dein Herz mir schenken, so fang es heimlich an —" intonierte Herr von Manstaff leise. Dann sprachen sie von den Gefahren, die dem Lande drohen würden, wenn die deutschen Truppen anrückten. Es war klar, daß das letzte russische Militär sengen und plündern würde, vordem es abzöge. Es werde auf den großen Straßen abziehen, nach Petersburg hin. „Ach, Hans," rief Frau von Manstaff, „dann kommt ja alles an uns vorbei?" — „Ihr könnt auch dann nicht hierbleiben", erklärte Hans entschieden. „Aber, wir bleiben," sagte Irene, „wir laufen in den Morast, wenn die russischen Soldaten auf den Hof kommen, und verstecken uns da!" — „Wäre ich nur gesund", rief Herr von Manstaff, auf sein Bein schlagend. „Ach, du bist ja ganz gesund", sagte seine Frau. „Nichts als eine Last bin ich, das sieht man jetzt. Nicht einmal ein Schutz kann ich dir sein." — „Du — kein Schutz?" fragte seine

Frau erstaunt und sah ihn mit runden Augen an, „das ist doch eine sonderbare Auffassung." – „Deine Hand, Mamachen, ich wäre also doch noch eine Art Schutz für dich?"

Magnus faßte die Mutter am Arm und zog sie die Stufen hinab in den Park. Der Mond stand noch niedrig, es war dunkel hier, kaum vermochte man, die Konturen zu unterscheiden. Eine warme, treibhausartige Luft schlug ihnen in den dunklen Gängen entgegen. Über ihnen ragten die hohen Schwarzellern. „Wenn wir das erlebten, Mama! Ich wußte es gleich, als er kam. Mein Herz stand still. Die ganze Welt ist ausgewechselt. Man erstickte ja schon, so ohne Macht, so ohne Recht, so ohne Ehre zu leben. Und nun soll ein Glanz hereinbrechen, nun soll wieder Gerechtigkeit ins Land kommen. Wir sollen wieder etwas bedeuten." – „Ja, einen großen Schritt sind wir näher gekommen", sagte sie ernst. „Aber sie haben Riga lange warten lassen, und wir kennen ihre Pläne noch nicht, wissen es noch nicht, ob sie jetzt vorrücken werden." – „Ich aber will es glauben, und einmal wird und muß es jetzt sein!" rief er.

Hans und Irene hatten die Bergs ein Stück Wegs begleitet. Nun gingen sie über die Felder zurück, auf schmalem Fußwege dahinschreitend. Die Mondsichel stand jetzt schon hell und leuchtend am Himmel, die Luft war klar und eigentümlich mild. Sie gingen Hand in Hand dahin, die Arme im Gehen leicht hin- und herschwenkend. Irene sah mit großen Augen über die mondbeschienenen, weiten, abgeernteten Felder hin. Ihr war, ihr Herz müsse stillestehen vor Glück. Da fühlte sie sich emporgehoben, Hans hatte sie in die Arme genommen und lief mit ihr dahin. „Ach, Hans!" Sie lachten beide hell auf. Er setzte sie nieder. Er zog die Mütze ab, verneigte sich vor ihr und sagte: „Herr von Manstaff, Neu-Allen – Deutschland." – „O – sollen unsere Felder deutsches Land werden, einmal Deutschland sein?" rief Irene. „Und wenn nicht Deutschland, so doch ein Baltenstaat unter deutscher Oberhoheit." – „Wundervoll", sagte sie inbrünstig. Er umfaßte sie: „Erinnerst du dich, Irene, wie wir einmal im Frühling hier standen, und es war lange Zeit solch eine Dürre gewesen, und du faltetest die Hände und sagtest: Unser täglich Brot gib uns heute?" Sie nickte ihm zu. „Siehst du, so beten wir jetzt nicht nur für das Brot des Leibes, sondern für unser ganzes geistig seelisches Gedeihen. Aber sollte Gott uns diese Gnade zuerteilen, die wir erbitten in Demut und froher Hoffnung, wie gut müssen wir dann nicht werden, Irene!"

Einundzwanzigstes Kapitel

Der dunkle Vorhang

Barbara hatte seit jenem Abend, da ihr Magnus ahnungslos das offenbart hatte, was in der Hülle dunkler Furcht schon lange in ihr lebte, in dumpfer Betäubung ihre Tage verbracht. Sie empfand keinen eigentlichen Schmerz, keine Verzweiflung, aber es starb etwas in ihr, und ab und zu stieg eine heiße Scham in ihr auf, denn ihr war, als wäre sie erniedrigt. Als sie ihren Mann wieder gesehen, hatte sie seinen Blick vermieden. In seinem Wesen war etwas Stilles, ja Sanftes. Es stieg dennoch in ihr auf: er ist glücklich gewesen.

Es war bald darauf, daß die Baronesse sie besuchte. Das alte Leben schien wiederzukehren, aber es freute sie nicht, es brachte ihr nur Weh. Njasin war der alten Dame mit unverstellter Freude entgegengetreten und hatte sie gebeten, jetzt doch recht oft nach seiner Frau zu sehen. Barbara hatte sich nicht verbergen können vor den stumm fragenden Augen der Baronesse; mag sie es sehen, dachte sie, mögen es alle wissen.

An diesem Tage war es, daß ihr Mann es ihr sagte, daß er in den nächsten Tagen an die Front ginge, als Flieger. Jetzt, da die Deutschen offenbar doch nicht nach Estland vorrückten, müsse man sich abwehrend vor die Provinz stellen, denn es hätte keinen Sinn, dem Feinde zu viel russisches Land abzugeben. Es erfaßte sie keinerlei Erstaunen, es erschien ihr natürlich. Er suchte sich zu erklären: er brauche Leben, Bewegung, sie müsse ihn verstehen, er würde ihr ja auch in nichts nützen können. Sie schwieg. Er sah, daß sie stumm litt. Sie fühlte die Qual, die er durchmachte, und sagte: „Weißt du, wie du einmal von Omar sagtest, der Kutscher wolle ihn zu einem Promenadentierchen machen und er sei doch ein so wildes, rassiges Geschöpf?" Er fuhr auf, dann zuckte er die Achseln und sagte dumpf: „Du wußtest, wer ich war, ich habe dich nicht betrogen, mich dir nie anders gezeigt, als ich bin." – „Das ist wahr." – „Aber du willst mich zu dir zwingen!" rief er. – „Ich?" Sie sah ihn mit den großen Augen an. „Ja, und du kannst es auch, du könntest mich zu einem anderen Menschen machen." – „Willst du denn ein anderer Mensch sein, Leonid?" fragte sie. „Ich will dich nicht quälen und betrüben, Barbara, denn ich liebe dich. Das darfst du nicht vergessen, daß ich dich liebe." Seine Lippen zuckten. „Leonid," rief sie, „komm zu mir!" Er sank vor ihr nieder, preßte seine Stirn an ihre Knie. „Es wäre besser, ich wäre tot und du

wärest frei von mir, Barbara." – „Sprich nicht so. Wir wollen größer sein, wir wollen über unsere Fatalität hinauswachsen." Er sah auf und schüttelte den Kopf. Seine Augen leuchteten in feuchtem Glanz. „Das kannst auch du nicht. Aber du bist durch mein Herz gegangen wie ein Schwert." Er stand auf, trat fort von ihr. „Du sagtest, daß du mich liebst", rief sie. Sie hatte sich aufgerichtet und stützte sich auf die Kissen: „Dein Herz ist gut, es wird so gewandelt werden, daß es mich und das Kind immer lieben wird, mit der wahren Liebe, denn die Liebe, glaube es mir, geht durch Schicksal und Abirrung. Sie ist etwas anderes, als du es noch weißt." Sie brach ab, denn er sah sie nicht an, er sah über sie hinweg und sagte leise: „Ich denke daran, was die Zigeunerin mir gesagt hat, über mein frühes Ende."

Da wurde sie mutlos. In ihrem erschöpften Zustande fürchtete sie sich vor jeder Art von Kampf. Ja, sie wollte nicht mehr um seine Seele und um sein Herz ringen, ihr Erlöserwillen erlahmte, sie wollte nicht mehr umformen, sie fühlte, daß ihre Kräfte sie verließen.

Als aber die Stunde des Abschieds kam, erfaßte sie dennoch der Schmerz. Auch er war ergriffen, er küßte sie wie in den ersten Tagen der Liebe und mußte sich förmlich ihren Armen entreißen. Doch sie fühlte es heraus, daß sich in ihm etwas dennoch mit Heftigkeit auflehnte, daß er nicht weich werden wollte. Als der Wagen davonfuhr, schwerfällig im tiefen Sande des Waldweges, zeigte ihr ein jähes Licht, das aus ihrem Innern brach, daß er auf ewig herausfuhr aus ihrem Leben. Sie blieb allein. Doch da pochte etwas in ihr und zeigte, daß Leben von seinem Leben sich in ihr regte; das kleine Wesen in ihr mußte ihr jetzt höher stehen als alles in der Welt.

In den nächsten Tagen siedelte sie wieder in die Stadt zurück. Die Baronesse stellte sich ein und fragte, ob sie vielleicht wünsche, daß sie wieder zu ihr zöge für die Zeit, da sie ihrer großen Stunde entgegenginge? Barbara nahm das Anerbieten an, dabei mehr an das Kommende als an sich denkend. Nun umgab das Gewohnte sie wieder. Die Abende stellten sich früh ein, in allen Zimmern brannten wieder die vielen Lampen mit den bunten Schirmen. Die Kissen leuchteten wieder in allen Farben. Aber es war doch tiefe Dunkelheit um Barbara, und sie lebte dahin wie ein Mensch, der etwas Drohendes erwartet. An einem Tage übergab die Baronesse ihr einen Bücherpacken, der von Ostenhausens geschickt worden war. Die Bücher wären von Magnus, der ja jetzt auch fortgefahren wäre

nach Finnland. Barbara blätterte in den Büchern und fand, daß Zeichen hineingelegt waren. Viele Stellen waren angestrichen. Sie starrte auf die schwarzen Buchstaben, suchte zu lesen und fand keinen Sinn heraus – ein tiefes Weh hatte ihr Gemüt erfaßt. Wie ein Heimweh war es. Nun erst fühlte sie ihre ganze Verlassenheit. Ja! nur das eine blieb ihr jetzt, das mußte sie schützen, mit ihrer ganzen Kraft; sie war jetzt nichts mehr als eine Hülle.

*

Noch ein Abschied stand Barbara bevor – Mitka wollte in sein Dorf zurückkehren. Er war nicht kriegerisch gesinnt und hatte sich bei seinem Soldatenrat freigemacht. „Denn", sagte er, „für mich ist dieser Krieg doch zu Ende. Ich gehe überhaupt nie mehr in einen Krieg. Ich will mein Feld bestellen und sehen, was aus meiner Braut geworden ist." Als die Jungfer ihn daraufhin schnippisch fragte, was er wohl tun würde, wenn seine Braut ihm unterdessen einige Kinder geschenkt haben würde?, nickte er nur mit dem Kopf, seufzte schwer und sagte etwas von armen, verlassenen Herzen, und daß ja auch fremde Kinder gute und unglückliche kleine Geschöpfe sein könnten. Eine ganze Woche lang packte er in verschiedene Holzkisten all sein Hab und Gut ein. Alle Tage fuhr er zur Stadt und erhandelte wieder etwas Neues oder tauschte etwas um. „Im Dorf", sagte er, „ist ja nichts, und ich kann nicht mit leeren Händen aus dem Krieg zurückkommen." Die Leute des Hauses hatten ihren Spaß an ihm und gaben ihm Ratschläge. Auch die Jungfer lachte über ihn, obwohl er sie viele Male des Tages an den Händen faßte und fragte, ob sie auch um ihn weinen würde? Sie sah ihn nach solch einer Frage blinzelnden Auges an und sagte: „Ich habe dich ganz gern gehabt, aber du bist doch zu dumm, Mitka." Da schüttelte er den Kopf: „Ich bin nicht dumm, das scheint euch Stadtmenschen nur so. Ich sehe und höre vieles, wovon ihr nichts merkt."

Am Tage vor seiner Abreise trat er mit drei silbernen Löffeln in der Hand vor Barbara hin: „Barbara Antonowna, darf ich diese drei silbernen Löffel mitnehmen? Sie sagen zwar alle, es gäbe jetzt kein Eigentum mehr, aber ich frage dennoch." Barbara sah in das breite, gerötete Gesicht mit den hervorstehenden Backenknochen und den schiefliegenden Augen, auf das wirre, dunkle Haar, das ihm kraus über die Stirn fiel, sah die Gutmütigkeit und Kindlichkeit, die aus seinen Zügen hervorleuchtete, und sagte: „Ja, nimm dir vier, nimm sie von mir." – „O, danke," rief er strahlend,

„das hätte ich nie gewagt zu hoffen, nun bekommt meine Großmutter auch einen Silberlöffel. Zwei für Vater und Mutter und einen noch für die Braut." – „Du hast also im Dorf auch noch eine Braut?" – „Die wahre, Herrin, die wahre, die mir verlobt ist." – „Und die Bräute, die du hier verläßt?" – „Ja, Euer Hochwohlgeboren, so ist es schon im Leben", sagte er seufzend.

Als er abfuhr, weinte er. Er küßte Barbara die Hand und die Schulter, streichelte sie, segnete sie und bat sie um Verzeihung. Und er bat nicht nur für sich, sondern auch für seinen Herrn um Vergebung. „Er ist ja nicht schlecht, Leonid Alexandrowitsch, er ist nur zuweilen vom Teufel besessen, dann trinkt er oder läuft einem Weibe nach. Aber es geht ja wieder alles vorüber, und seine Seele wird dadurch nicht beschmutzt. Er ist nicht ein Mann für solch eine heilige und feine Frau wie Sie, aber Sie werden Barmherzigkeit üben. Gott bewahre Sie und Ihr Kind. Mitka behält Sie im Herzen und betet für Sie." – „Dank, mein Lieber, Guter, auch ich werde dich nicht vergessen."

Barbara ging wie träumend durchs Haus. Die Sachen ihres Mannes waren alle von Mitka eingepackt worden. Nichts von außen mahnte sie mehr daran, daß er noch dastand in ihrem Leben. Es war, als habe nie ein fremder, unruhiger Geist in diesem alten, vornehmen Patrizierhause gelebt. Einige Zeilen aus einem alten Liede umklangen sie: „Aus meiner Krone fielst du heraus, aus der Lebenskrone, du leuchtender Stern" . . . Das Leben ging seinen stillen Gang weiter, und doch war es ihr immer noch so, als verberge sich etwas Lauerndes. Sie hatte einige Telegramme von Njasin bekommen, dann kamen keine mehr an, sie wußte nichts mehr von ihm. Dies beunruhigte sie noch nicht, denn es hatten noch keine größeren Kämpfe stattgefunden. Freilich, er war ein Flieger, war als solcher der Gefahr mehr ausgesetzt, aber noch kam keine Furcht in ihr auf. Das eine stellte sich ihr ja doch immer wieder vor die Seele: er wird nicht zu mir zurückkommen! Es war, als wäre ihr eigenes Leben ausgelöscht. Da überfiel sie eines Tages das Dunkle.

Vom Morgengrauen an war ein schwerer, dichter Regen vom Himmel gefallen. Barbara hatte nur wenig geschlafen in dieser Nacht, eine ihr selbst unerklärliche Unruhe hielt sie wach. Ja, so stark war diese Unruhe, daß sie Beängstigungen empfand. Der Arzt war in der letzten Zeit mit ihrem Befinden nicht zufrieden gewesen; auch hatte er die Herztöne des Kindes für zu schwach

befunden. Es wird etwas geschehen, dachte Barbara, irgend etwas kommt über mich.

Sie kleidete sich allein an; es war noch ganz früh am Morgen, die Leute waren noch beim Räumen und erschraken, als sie ihre Herrin, bleich und mit wirrem Haar, wie suchend durch die Zimmer gehen sahen. Ja, Barbara ging durch das ganze Haus, und so geschah es, daß sie an der Küche vorüberkam. Hier fand sie niemanden von ihren Leuten vor, nur ein fremder Soldat saß da und trank Tee. Obwohl Barbara, was den Besuch ihrer Leute anbetraf, stets sehr weitherzig war, war ihr doch dieser fremde Gast unangenehm, ja, sie erschrak vor ihm. Sie blieb stehen und sah ihn aufmerksam an. An seinen hohen Stiefeln klebte ein dichter Straßenschmutz, das ganze Aussehen dieses Menschen war verwildert. Da stellte es sich ihr hin, daß er vielleicht von der Front käme? Sogleich begann ihr Herz heftig an zu schlagen. „Sie sind zu Gast hier?" fragte sie, nähertretend. Er erhob sich. „Nein, ich muß die Herrin dieses Hauses sprechen. Der Diener sagte mir, sie schliefe noch, und er würde es einer alten Dame sagen, er ist gerade fortgegangen." – „Was sagen?" fragte sie und führte unwillkürlich die Hand zum Herzen. „Ich habe zu sagen, daß der Flieger Leonid Alexandrowitsch Rjasin" – Barbara sah das fremde Gesicht nahe vor sich, es hatte Farbe und Kontur verloren, es war ganz flach geworden, verschwand, ging in die Wand über, und diese Wand schwankte auf sie zu –, „daß er verunglückt ist", hörte sie wie aus weiter Ferne, „verunglückt im Flugzeug. Mit dem Flugzeug zugleich aufgebrannt –." Ein Sausen und Brausen, dann hereinstürzende Nacht . . . Barbara wankte und fiel gegen einen Stuhl. Der herzuspringende Soldat konnte sie gerade noch aufhalten, so daß ihr Kopf nicht an die Steindiele schlug. So fanden Mattwei und die Baronesse sie. Laut jammernd beugte er sich über ihr leichenblasses Gesicht. Die Baronesse jedoch verlor nicht die Geistesgegenwart und schickte sogleich zu einem Arzt.

Barbara blieb lange in tiefer Ohnmacht befangen. Da jagten wilde, zerstörende Schmerzen sie auf. Sie durchschnitten ihren Leib wie Schwerter und zerrten an ihrem ganzen Körper. Sie lag im Bett, sah die gemalte Decke des Zimmers. Was nun, was nun? schrie es in ihr, und sie warf die Arme von sich und stöhnte auf. Eine fremde Frau beugte sich über sie, sie sah den weißen Kittel des Arztes. Dann wurde ihr eine Maske übers Gesicht gezogen.

Das ganze Haus war von schwerem, süßlichem Chloroformgeruch durchschwängert. Es regnete und regnete auf die Dächer

und die Straßen, als solle die ganze Welt hinter dem Vorhang des Regens verschwinden. Im Hause waren alle Lampen aufgedreht, so dunkel war es in den Zimmern. Alle fürchteten sich und zitterten. Mattwei wich nicht von Barbaras Tür und sah forschend in jedes Gesicht, das von ihr kam. Er wußte, sie hatte jetzt alles verloren, was sie so sehr behütet hatte, lag nun als toter Körper da, steif und starr, ohne Leben, ohne Seele. Das mußte er bergen, in einen Sarg tun. Das Leben ging grausam um mit seiner Herrin.

Barbara war lange Zeit sehr krank. Das Haus war zu einem Krankenhaus geworden. Wochen verstrichen. Sie kam nicht zu Kräften, denn der Wille half ihr nicht. Teilnahmlos lag sie da, immer noch über alles Maß erschöpft, wie ausgesaugt vom Leben. Sie sprach mühsam nur das Notwendigste und lag da mit geschlossenen Augenlidern. Ihre Seele war tief zurückgezogen, als scheue sie sich, zurückzukehren zum Leben.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Die Freunde

Der Herbst kündigte sich an durch Seestürme und heftige Regenschauer, dann aber ward die Welt ein letztes Mal verklärt. Azurfarbener Himmel spannte sich als gewaltige Kuppel, goldene Sonnenstrahlen liebkosten die rot und gelb aufleuchtenden Bäume, die in letzter Ekstase mit ihren erregenden Farben dem Leben einen Gruß zusandten. Am Tage war alles voll Glanz und Festlichkeit, am Abend aber kamen die seltsam schaurigschönen Sonnenuntergänge mit dem blutroten Gestirn, den dunklen Wolken, die mit einem Male da waren wie von Neugier gepackt, das absterbende Licht ein letztes Mal zu schauen. Sie wurden selbst zu leuchtenden Gebilden, diese Wolken, vom blassesten Gelb bis zum feierndsten Rot standen sie eindringlich flammend am Himmel und verblaßten dann wieder.

In dieser letzten schönen Zeit des Jahres erfuhr Blandina, daß Asserin in Petersburg krank gewesen war. Ein inneres Leiden hatte sich durch die mangelhafte Ernährung in der Residenz derart gesteigert, daß er gezwungen war, in ein Hospital zu gehen. Sei es aber nun, daß seinen Nerven das Dahinleben an einem solchen Orte unerträglich war, oder daß ihn eine Unruhe erfaßt hatte, genug, er war wieder in die alte Stadt zurückgekehrt. Aber auch hier hatte der Arzt geraten, zuvörderst in ein Krankenhaus zu

gehen. Nun lag er unweit Blandinas Hause – der Garten des Hospitals grenzte an den ihren – krank darnieder, und vom Garten aus konnte sie zu den Fenstern seines Zimmers aufsehen. Viele Male am Tage stand sie unter den hohen Bäumen und sah, ob sich der Vorhang lüftete und ein vertrautes Gesicht sich ihr zeigte. Aber die kalten Fensterscheiben starrten abweisend zu ihr hernieder. Sie wagte es nicht, von sich aus ihm ein Lebenszeichen zu senden. Er hatte ihr nicht geschrieben; sie mußte abwarten, wie er jetzt seine Stellung zu ihr bestimmen würde. Aber immer angespannter und erwartungsvoller schaute sie auf die Fenster, als riefe sie ihn hervor. Da geschah es eines Tages, daß er sie sah. Mit unwillkürlich lebhafter Gebärde grüßten sie sich. Sie sah sein schmales, gelblich gewordenes Gesicht lächeln, dann aber trat eine Schwester hinzu und führte ihn fort. Seit diesem Tage hatte Blandina es beschlossen, die Sorge für ihren kranken Freund auf sich zu nehmen. Er hatte außer den Manstaffs keine näheren Verwandten hier, und bei ihnen hätte ihm die nötige Ruhe auch gefehlt, da dort jetzt ein beständiges aufgeregtes Hin- und Hergehen von Menschen war. Auch stand bei der immer drohender werdenden Unsicherheit auf dem Lande in Aussicht, daß Irene in die Stadt zu den Schwiegereltern ziehen würde, denn sie sollte, in ihrem gesegneten Zustande der Hoffnung, vor allen erschreckenden Eindrücken bewahrt bleiben. So ergab es sich wie von selbst, daß der einzige Ort, wo Asserin eine ihm entsprechende Umgebung und Pflege hätte finden können, Blandinas Haus gewesen wäre. Da ward durch Frau von Manstaff die Entscheidung herbeigeführt. Sie hatte bereits mehrfach die Möglichkeit eines solchen Zusammenlebens erwogen und auch schon mit Asserin deswegen gesprochen. Auf Blandinas Frage, was der Kranke dazu gesagt habe, sah Frau von Manstaff sie mit besonders runden Augen an und rief, daß es für ihn doch nichts Schöneres geben könne als dies? Über Blandinas Gesicht hatte sich eine leichte Röte gebreitet. Am nächsten Tage schrieb sie Asserin und bat ihn, zu ihr zu ziehen. Ihre Freundschaft wäre so ungewöhnlicher Natur und so stark, daß sie selbst Krankheit überwinden müsse, er möge ihr das Glück seiner Gegenwart gönnen. Seine Antwort lautete: „Ein Lebender wollte zu Ihnen, aber Sie wiesen ihn von sich; einen, dessen Fuß die Schwelle bereits betreten hat, die zur letzten Grenze führt, rufen Sie zu sich? Ich komme, wie sollte ich ein letztes Glück, das mir die Erde zuerteilt, zurückweisen?"

*

Und nun lag Asserin auf einem bequemen Ruhelager im Saale da. Er sah in die goldene Ahornallee hinein. Blandina hatte ihm vorgelesen, aus seinen Aufzeichnungen, die er einst in Griechenland und Spanien gemacht hatte. Sie saß neben ihm, das in weiches, braunes Wildleder gebundene Bändchen in der Hand, noch ganz erfaßt von den vielen schönen und geistreichen Gedanken über Kunst, die ihr aus der Geisteswelt ihres Freundes entgegengetreten waren. Sie sah in sein schmales Gesicht, das sie Zug um Zug kannte, sah es glücklich lächeln, sah auf die ausdrucksvoll gerade Nase, das dunkle, in der Mitte gescheitelte Haar, die feinen Augenbrauen und die sinnreichen, dunklen Augen, und ein heftiges Weh um diesen Menschen, um sein vergangenes und bestehendes Leben erfaßte sie. Aber sie verwand ihr Empfinden und sprach sachlich und verständnisvoll über seine Ideen vom Wesen der Gotik, wie es in der Malerei zutage trat.

Solche stille, in sich gesättigte Stunden schenkte ihnen nun jeder Tag. Asserin las nur wenig, blätterte meist in seinen Albums, sich in dieses oder jenes Bild vertiefend. An einem trüben Tage, da die monotone Musik des Regens die Seele gefangen hielt, fand Blandina ihn, mit der Photographie eines Totentanzes in der Hand, daliegen. Das Original, ein Altarschrein, befand sich in einer Kirche der Altstadt, deren Bilder vor dem großen Bildersturm gerettet waren. In diesem Sommer hatten sie lange Zeit vor dem Totentanz gestanden, und er hatte sie auf Einzelheiten des Bildes aufmerksam gemacht. Eine Reihe von Gestalten war dargestellt, die leise dahin tanzten. Zwischen je zweien Menschen war immer ein Gerippe, das zierlich und ohne Aufdringlichkeit den feinen Männlein und Fräulein die Hände reichte. Es wurden abgeholt Kaiser und Papst, Edelmann und Bürgerfrau, Arme und Reiche, Vornehme und Geringe. Sie waren alle in eine Reihe gestellt in diesem letzten aller Tänze. Damals hatten sie davor gestanden in einer Steigerung ihres Lebens, und doch hatte ein Schauer Blandina überlaufen, als in der kühlen, kleinen Kapelle Asserins kühle und gedämpfte Stimme sie gefragt hatte, was sie wohl dazu sagen würde, wenn der Knochenmann jetzt auch ihnen beiden die Hände reichte und sie aufforderte, seine Contredanses bis ans Ende mitzumachen? Jetzt sah sie ihn lächeln über dieses Bild, mit einem neuen Lächeln, er schaute es an wie ein Wissender. Dann sah er auf zu ihr, las in ihren Augen das, was sich von ihm in ihr spiegelte, und sagte:

„Das macht so schön die halb verwehten Klänge,
So schön die dunklen Worte toter Dichter,
Und alle Dinge, denen wir entsagen —.

Sehen Sie, meine stille und kostbare Freundin, auch wir beide sind etwas Vergangenes. Das Vergangene wird abgeholt und gleitet dahin; mehr denn jede andere Zeit gebiert diese das Abholende. Ich kenne sie nicht mehr, die Tendenz ist meiner Seele unbekannt." — „Herbstgedanken!" meinte sie. „Das ist der Herbst, der bricht dir noch das Herz . . ." sagte er, „und doch, wie ist er schön, der Herbst, schöner als jede andere Jahreszeit. Sind wir beide nicht Kinder der goldenen und roten Blätter? Ich habe zurückgeschaut, gehorcht auf Verklingendes, haben Sie nicht auch so gelebt? Die neue Zeit aber öffnet ihr Gesicht den herbeieilenden Winden. Was von der alten Zeit in den Menschen ist, sinkt dahin. Das hat Melancholie, aber keine Melancholie ist ohne charme. Ich bin so glücklich wie noch nie, ich lasse mich vom Dasein tragen. Niemand verlangt jetzt von mir, daß ich Darsteller bin, ich war immer gern ein inniger Zuschauer." Blandina schwieg. Würde die Zeit ihn Zuschauer bleiben lassen? Konnte nicht das Drohende jeden Augenblick über sie hereinbrechen? Umgeben von einem Volk von Feinden, das immer offener auf die Vernichtung alles Deutschen hinarbeitete, konnten sie nichts Gutes für die Zukunft erwarten. Und die Hoffnung auf einen deutschen Einmarsch, nun, da das deutsche Heer in Riga stehen geblieben war und nur die Inseln besetzt hatte, schien dahingesunken. Doch Blandina hielt alles Trübe und Beängstigende möglichst fern von ihrem Freunde; sie selbst konnte es oft vergessen in ihrem innigen Ineinanderleben. Sie waren ja wie Töne und Farben, die ineinander übergingen. „Lassen Sie nur den Herbst verrinnen," sagte er, „mit uns, um uns." So gingen die Wochen dahin, die Blätter waren gefallen.

„Ich habe noch nie so der Stunde gelebt wie jetzt," meinte Blandina eines Tages, „mit vollem Bewußtsein halte ich nun den guten Augenblick, der mir geschenkt wird." — „Gibt es noch Zukunft?" fragte Asserin. „Mir ist, als wäre ein schwarzes Tuch vorgezogen. Ich denke nicht weiter. Auf dunklem Hintergrund vollzieht sich mir das flüchtige Farbenspiel des Lebens. Ich habe nie gewagt, Sie danach zu fragen, aber ich will es dennoch heute tun: was sehen Sie, fühlen Sie etwas voraus?" Ihr Gesicht wurde sehr ernst. „Komme, was da kommen wolle", sagte sie ablenkend. „Wir gehören ja doch zum Orden der Entsagenden." — „Besteht

denn außer beim Altmeister Goethe noch solch ein Orden?" – „Ja, er besteht. Die Bundesglieder erkennen einander an ihren Gesichtern. In denen ist nichts mehr von Gier und Krampf ausgedrückt." – „So abgewandt von der Welt?" – „Es ist mehr eine Weltwandlung. Es gibt auch ein Emporsteigen zu immer höheren Stufen." – „Und was wird da gelernt?" – „Zuerst soll erkannt werden, wieviel positiv Gutes in der Welt ist und auch uns geschah. Dann lernen wir es, aus uns herauszutreten, um die Welt auch ohne Bezug auf uns zu verstehen. Eine Einfügung in das Ganze des Geschehens, damit Erweckung der Vernunft. So kommen wir zur Selbstbefreiung. Denn die schwerste Last, die wir zu tragen haben, sind wir selbst." – „Also immer Entsagung?" fragte Asserin. „Ja, aber als Empfangende; wir empfangen Wesentliches." – „Ach," sagte er, „aber wie festlich strahlten nicht doch die Farben der Erde! Mit welch liebem Schellenklang läutete nicht das Narrentum der Welt an uns vorüber! Was Sie vorbringen, liebe Freundin, gilt für die hohen Seelen. Aber gibt es denn ihrer gar so viele?" Blandina richtete sich auf. In ihre Augen kam ein stahlharter Glanz: „Schon auf der Erde sind wir mit der unsichtbaren Welt verbunden. Viele Menschen werden an der Welt krank, weil sie die Fäden nicht zu fassen vermögen zu jener anderen Welt. Es heißt ja auch: ‚Die Traurigkeit der Welt aber wirket den Tod'." Asserin verspürte ihre verhaltene Erregung. Es war etwas aus ihrem Wesen getreten, das er als seelische Aktivität empfand. Er sagte es ihr. „Ja," sagte sie lächelnd, „es geht etwas Neues in mir vor. Ich gehe um mit einem Traum." – „Wie ist er?" fragte er. – „Ich sehe mich stehen auf der Schwelle eines weißen Hauses im Abendleuchten. In der Ferne verklingen Berge. Ein großer Garten, Park und Wald. Es kommen Pilger zu mir. Sie kommen in allen Farben der Erde, aber in meinem Hause wandeln sie sich und erscheinen auch äußerlich in einer neuen, in einer gleichen Tracht. Denn nur der Mensch spricht hier für sich, sein Gesicht, sein Wesen. Es gibt hier keinen Pomp der Welt, kaum einen Namen. In den ersten Tagen des Eintritts wird geschwiegen. In jeder Woche gibt es noch solch einen stillen Tag. Hört man nicht deutlicher seinen Ton, wenn man auch schweigen lernt? Ein jeder tritt in eine ihm gemäße Arbeit, sei es nun eine physische im Haus und Garten oder Wald oder eine geistige. Man kann die Stunden zusammen verbringen; man fällt wieder auseinander, aber alles geschieht in freien Figuren, wesens-

gemäß." – „Und was sind das für Pilger?" – „Ich glaube, es werden solche sein, die durch irgend etwas mit der Welt zerfallen sind. Oder auch nur solche, die einen kurzen Waffenstillstand mit dem Leben suchen." – „Und sind denn alles Ihre Gäste?" – „Von Geld", sagte Blandina lächelnd, „dürfte allerdings nicht viel die Rede sein, denn das ist eine böse Macht, die ich am liebsten überhaupt ausgeschaltet haben möchte. Viele müßten meine Gäste sein können, andere dürften kleine Stiftungen machen. Es soll aber keiner etwas vor dem andern voraus haben. Ich weiß das selbst noch nicht, wie sich das alles gestalten soll. Es ist nicht mein Privathaus, es ist auch kein Sanatorium, und es ist auch kein Kloster, und doch, es ist etwas von allem diesem zusammen." – „Es ist sehr schön," sagte er, „wie Sie sich auch hier in diesem Ihrem Traum nicht verleugnen können. Er paßt zu Ihnen. Es ist aber ein Seelenluxustraum. Ich wünschte dennoch sehr, Sie könnten ihn verwirklichen." Er sah ernst und sinnend vor sich hin, als suche er sich eindringlich etwas vorzustellen. „Würden Sie dabei sein wollen?" fragte sie unsicher und zögernd. Er lächelte wehmütig. „Gewiß, gern. Ich würde schon aus Neugier kommen, um zu sehen, wie die Menschen sich dabei benehmen. Es ist ein Nachklingen in dieser Idee, und das gerade gefällt mir darin. Die neue Welt, die kommen wird, wird sich aus anderen Mitteln aufbauen. Sie kommt aus schneidender Wirklichkeit, aus harter Forderung und nicht aus Schonung. Dies ist ein zartes, mildes Sostenuto. Aber es würde zu Ihnen passen, solch ein weltliches Kloster zu leiten. Sie würden auf eine wundervoll stilvolle Art zu weißen Haaren kommen. Vergeben Sie mir, wenn ich so spreche, aber Sie haben mir Freude gemacht. Das Leben der Zukunft wird sehr unkünstlerisch werden. Das ist nichts für Sie. Darum haben Sie sich in Ihrer Phantasie schon so schön gerettet. Nun bitte ich Sie, mir eines zu versprechen: wenn es irgend möglich ist, diesen Plan zu verwirklichen, wenn Sie irgendwie diesen Traum erfüllen könnten, so geben Sie mir jetzt Ihr Wort, daß Sie jenem feinen, auserlesenen Seelenkult leben wollen?" – „Ja, ich will es tun," sagte Blandina, „mehr kann ich nicht sagen, denn die Verwirklichungen bedürfen ja der Realität und nicht des Traumes." – „Ich habe Ihr Wort," rief er fröhlich, „und jetzt sehe ich wirklich etwas wie eine Art Zukunft vor mir. Ich sehe wenigstens, daß S i e in einem schönen Rahmen stehen könnten, wenn auch um Sie herum Ihre Welt schon versunken ist."

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Vertrieben

Barbara hatte weiter dahin gelebt und dennoch nicht gelebt. Sie war zwar nach und nach wieder den Anforderungen des Lebens gerecht geworden, aber das geschah mehr automatisch, ohne daß die Seele etwas dazu tat. Doch brach jetzt schon ein wenig Licht in die Umschattung, so daß sie sich zur matten Dämmerung aufhellte. Sie wollte nichts anderes, als sich ihrem Schmerze hingeben, aber ihre Natur begann doch, sie wieder herauszureißen, ihr Geist stellte Fragen und suchte nach Antwort.

Als was hatte sich ihr Leben gestaltet? Es war jäh in zwei Hälften zerrissen: es gab da eine Zeit, da sie Rjasin noch nicht gekannt hatte, und eine, in der er da war. Diese beiden Lebenshälften schienen ihrem Gefühl unvereinbar, und dennoch begann etwas in ihr wieder anzuknüpfen an jene Zeit, die vor seinem Erscheinen zurücklag. Der zerbrochene Ring strebte dennoch, sich wieder zu schließen, und unter diesem – wie unabhängig von ihr – vor sich gehenden Vorgang, begann ihr das, was solange das Zentrale ihres Lebens gewesen war, zu entgleiten wie ein Traum, wie etwas, das eingeschoben und nun herausgefallen war. Dennoch hatte sie durch die schmerzhafte Wirklichkeit tiefe Wunden empfangen. Es schien ihr bisweilen, sie habe bisher zwecklos gelebt, doch war etwas in ihrem Wesen anders geworden. Das Erlebte würde immer weiter in ihr wirken.

Sie lehnte sich nicht mehr auf gegen das Schicksal, wie sie es während der schweren Krankheit in Verzweiflung getan hatte. Sie war nur erfüllt von einer schmerzlichen Bitternis, von einem wehen Staunen. Das Gefühl war noch krankhaft gereizt, und doch arbeitete etwas in den verborgenen Schichten, wuchs und reifte, obwohl es noch nicht ins Bewußtsein trat; schon streckte die Seele sich einem neuen Inhalt entgegen. Alles dieses ging nur innerlich vor, Barbara zeigte noch keinerlei Aktivität. Sie lag noch viel und ging nur wenig aus, obwohl der Arzt ihr viel Spaziergänge empfohlen hatte. Ihr war, sie müsse passiv verharren, um sich nicht von ihrem großen Erlebnis zu trennen.

Es waren drei Ereignisse in der Geschichte ihrer Liebe, die ihr immer wieder ins Bewußtsein traten: das Erkennen der Liebe, die erste Nacht mit ihm und die Gewißheit, daß sie ein Kind erwarten durfte. Alles andere versank vor diesen hochragenden Wellenkämmen, alles andere war nur kleine Bewegung dagegen. Dieses

war die Dichtung ihres Lebens, es erschien ihr als das Teil, das ihr geworden war auf dieser Welt.

Im Hause schaltete und waltete die Baronesse. Sie genoß es sichtlich, allein die Zügel der Regierung in Händen zu halten. Im Grunde lief der Haushalt mit den gut eingeschulten Dienstboten wie von selbst ab; aber ihrer Ansicht nach bekam erst jetzt alles das richtige Gepräge. Es ward alles aristokratisiert. An Mattwei wagte sie sich zwar nicht heran, aber es hatte sich von seiner Seite ein kühlerer Ton eingestellt, den sie als einen unterwürfigeren empfand. Barbara mußte ihr, ihrer Ansicht nach, auch fernerhin die Führung überlassen. Sie tat ihr zwar von Herzen leid, aber ihre augenblickliche sanfte Apathie war ihr im Grunde bequem. Dennoch hielt sie es für ihre Pflicht, immerfort zu versuchen, Barbara Interesse am Leben einzuflößen. Sie hielt sie im Laufenden über alle Geschehnisse in Stadt und Land. Die Nachricht von dem Sturz der revolutionären Regierung in Petersburg, dem endgültigen Sieg der Bolschewisten hatte nur wenig Eindruck auf Barbaras Gemüt gemacht. Auch das schien sie nicht zu erregen, als nun auch hier im Lande die Regierung gestürzt wurde und eine Rote Garde an die Spitze trat. Die Baronesse konnte sich nicht genug tun, das Treiben dieser Leute auszumalen. Überall in der Stadt zögen bewaffnete Zivilisten mit roter Kokarde im Knopfloch herum. Sie gäben Befehle aus, und ein Widerspruch wäre nicht möglich. Sie hätten schon die Einziehung des Eigentums und Enteignung der Güter proklamiert.

Eines Tages unternahm Barbara auf die lebhafte Bitte der Baronesse mit dieser einen kleinen Spaziergang. Sie gingen durch die alte Stadt. Da hörten sie laute Militärmusik. Ein Zug von Menschen begegnete ihnen, der mitten auf der Straße ging. Es wurden rote Särge an ihnen vorbeigetragen. Die Baronesse trat lebhaft auf eine Gruppe von Bekannten zu, die an einer Straßenecke stand und etwas auffällig miteinander flüsterte. Sie fragte, was dieses merkwürdige Bild bedeute? Es wurde erzählt, daß zwischen einigen jungen Rittergutsbesitzerssöhnen und estnischen Soldaten, die sich verbunden hatten gegen die Rote Garde, ein kleines Gefecht gegen diese sich abgespielt hätte, und daß das jetzt die Opfer wären, die man da in roten Särgen dahintrüge. Barbara stand blaß in ihrer tiefen Trauer neben den andern und starrte dem Zuge nach. Alles erschien ihr vollkommen unverständlich. Sie fühlte, wie sehr sie den Anschluß an all dies Geschehen verloren hatte. Da hörte sie den Namen Neu-Allen. Sie horchte auf.

Ihr Geist ward emporgerissen, sie erfuhr, daß auch dies Gut schon eingezogen war, und daß Irene in diesen Tagen in die Stadt ziehen sollte. „Was ist das nur alles, was bedeutet das?" fragte Barbara ganz benommen, als sie neben der Baronesse wieder nach Hause ging. „Ja, meine liebe Barbara, jetzt haben Sie es endlich einmal selbst gesehen, in welch einer Zeit wir leben."

An diesem Abend konnte Barbara nicht einschlafen. Sie gedachte der Besuche, die sie als Kind mit ihren Eltern auf vielen Gütern gemacht hatte, der Fahrten späterer Jahre. Sie sah Gut um Gut an sich vorüberziehen wie eine Vision.

Weiße, große Häuser tauchten auf, in weiten Parkanlagen gelegen. Sie hatten säulengeschmückte Balkone und Wappen unter dem Giebel. Kleinere Häuser zogen vorüber, friedlich in die hochbeschatteten Bäume dichter Gärten geduckt. Sie unterbrachen die Monotonie der Landschaft, schienen herausgewachsen aus diesem Lande, als seine Krone, als sein Stolz. Und alle diese Häuser waren begabt mit einer Seele, die tönte, Wärme ausströmte. Es war die Liebe der Besitzer, die wie ein Dunstkreis um diese Häuser schwebte. Wohl hatten Sturm und Revolution viele schon in früheren Jahren vernichtet, aber sie waren bisher doch immer wieder wie aus dem Geiste des Landes neu herausgeboren worden. Es schien Barbara, daß, wenn man an dies Land dachte, sich einem vor allem die Güter vorstellten. Welch ein stilles, ödes Land war es nicht im Grunde! Aber war es auch ein ödes Land, es war ein geliebtes Land und darum ein gesegnetes, an dem jahrhundertelang die treuen Herzen hingen. Und nun waren die Besitzer dieser Güter, die ihrer Heimat verschrieben waren mit Blut und Seele, vertrieben aus ihrem Besitz. Alles dies stellte sich ungeheuerlich in Barbaras Phantasie.

Ich muß Irene sehen, sagte sie sich immer wieder. Sie stellte sich im Geiste vor, wie Irene Abschied nahm von Neu-Allen. Es war das erste Mal seit Monaten, daß sich ihr etwas anderes als ihr eigenes Leben in den Mittelpunkt ihrer Phantasie und ihres Gefühls gestellt hatte.

*

Bei den Manstaffs war das Haus zu einem Taubenschlag geworden; kaum war eine Partie von Besuchern gegangen, so stellte sich eine andere wieder ein. Die Hochstadt war überfüllt von den vertriebenen Gutsbesitzern mit ihren Familien. Herrn und Frau von Manstaffs ganzes Denken haftete an Neu-Allen, wo

Hans zurückgeblieben war, dem es gelungen war, sich in das Komitee wählen zu lassen, das fortan sein Gut bewirtschaften sollte. Sie suchten Irene immerfort Mut zu machen und ihr den Glauben zu stärken, daß sich alles wieder zum Guten wenden würde.

Nicht nur Frauen und Kinder, nicht nur die Herren der Verwandtschaft und Nachbarschaft gingen jetzt hier aus und ein; es kamen nun auch solche Herren häufig hierher, von denen Frau von Manstaff stolz sagte, daß es die „Kapazitäten" des Landes wären, und zwar aus Stadt und Land zusammengenommen. Mit diesen Herren pflegte ihr Gemahl lange und geheimnisvoll hinter verschlossenen Türen zu reden, so daß sie zum Resultat gekommen war, daß es sich um wichtige Landesgeheimnisse handeln müsse. „Ihr redet und redet da," sagte sie, „und wir Frauen sollen es nicht wissen. Wovon sprecht ihr denn eigentlich, und was habt ihr denn vor?" – „Mamachen," sagte Herr von Manstaff, „allen Minne- und Ritterdienst den Frauen, aber wozu eure zarten Seelen belasten mit dem, was nicht laut gesagt werden darf? Ich achte euch zu hoch, um euch der Gefahr der Indiskretion auszusetzen." Frau von Manstaff schüttelte mißbilligend den Kopf und sagte Irenen, daß die Männer etwas vorhätten, offenbar etwas Politisches, Gott gebe nur, daß sie keine Dummheiten machten. Es sei das ja sehr richtig, daß man zu ihrem Manne zur Beratung komme, aber es habe ja geradezu den Anschein, als handle es sich um eine Verschwörung? Irene sagte nichts hierzu. Sie wußte es durch Hans, um was es sich handelte: der Adel hatte bereits seine Unabhängigkeitserklärung von Rußland proklamiert und stand nun heimlich in Unterhandlung mit der deutschen Heeresleitung. Und nicht nur der Adel und die deutsche Bürgerschaft taten dies, es schlossen sich auch die konservativeren Elemente des anderen Volkes an, die es voraussahen, daß das kleine Land der Spielplatz der Schicksalsstürme werden mußte, wenn es sich nicht unter einen festen Schutz stellte. Irene wußte, daß junge Leute unter Lebensgefahr nach Deutschland gegangen waren mit geheimen Nachrichten und Unterschriften. Magnus selbst war einer von diesen gewesen. Hans hatte ihr das alles erst erzählt, als er sie aus Neu-Allen fortbrachte in die Stadt. „Habe nur Mut," sagte er, „vertraue. Die Deutschen werden es nicht zulassen, daß ihre Brüder hier vernichtet werden. Geht es uns ans Leben, so wird die Hilfe vor der Tür sein!"

Irene suchte sich an diesen Glauben zu klammern. Doch Blandina hatte es ihr gesagt, daß sie viel leiden müßten, und daß sie auch hierin Gottes Stimme heraushören sollten. Wer sagt es

uns denn, fragte sich Irene, daß alles wieder je gut werden wird? Hat Magnus es mir nicht selbst einmal erklärt, daß die neue Zeit ganz neue Ideen geboren habe? Könnte denn nicht die Idee sich in der Welt festsetzen, wie sie eben verwirklicht wurde, daß die großen Güter etwas Überlebtes darstellten? War vielleicht jetzt der Strich unter die Rechnung langer Jahrhunderte gezogen worden, und das ganze Minus fiel nun auf die Seite der früheren Besitzer? Irene hatte sich so sehr in den Gedanken eingelebt, daß ihr Sohn der einstige Erbe von Neu-Allen sein sollte, daß ihr solche Gedanken fast zu einer Glaubensanfechtung wurden. Was Hans ihr auch zu ihrer Beruhigung sagen mochte, es dämpfte nicht ihre Sorgen, sie wurde von einem dunklen Vorgefühl beherrscht. Ihr Gesicht ward schmal, ihre Gestalt war schon schwer. Sie konnte nur wenig schlafen. In den Nächten lag sie da mit bangen Gedanken.

Oft schon hatte Irene in diesen schweren Tagen daran gedacht, Barbara zu besuchen; aber es hatte der dringenden Aufforderung der Baronesse bedurft, ehe sie sich entschied, es zu tun. Sie hatte die geschlossenen Kreise ihrer unglücklichen Freundin nicht durchbrechen wollen, denn sie fürchtete, daß ihr Anblick Barbara, die doch die Hoffnung auf ihr Kind auch verloren hatte, zu viel Schmerz bereiten könnte. Nun aber war sie zu einer geworden, die von Weh und Sorge erfaßt war, sie war nicht mehr eine restlos Glückliche. So durfte sie vor Barbara erscheinen.

*

Einen Augenblick zauderten sie beide — jede nahm zuerst den Anblick der anderen in sich auf. Irene sah auf Barbaras hohe weibliche Gestalt, an der die schwarzen Falten so ernst und düster darniederflossen. Wenn eine Farbe nicht zu ihr paßte, so war es dies undurchsichtige Schwarz, das den Kopf durch den hohen Stehkragen wie abschnitt vom übrigen Körper. Barbaras dunkle Augen blickten verschleiert, um den Mund hatte sich ein weher Zug eingegraben. Aber die charakteristische Nase paßte nicht zu dem weichen, wehmütigen Gesichtsausdruck, sie sprach von anderen Stimmungen. Irene sah Barbara mit einem vollen Blick an und fühlte eine erbarmende Liebe in sich aufwallen.

Ungleich anders war Barbaras Empfinden bei Irenens Anblick. Es erschien ihr, als käme die zur Gestalt gewordene Mütterlichkeit auf sie zu. Irene war ihr wie umflossen von einem Heiligenschein.

Sie trug das Zeichen der Liebe, aber sie trug es als eine Gabe, die sie der Menschheit reichen wollte. Das schmale Gesicht mit dem schief gescheitelten blonden Kraushaar war so klein geworden. Aber wie stark und ruhig der Blick der Augen war! Barbaras Herz klopfte, Tränen stiegen ihr in die Augen. Die beiden Frauen umarmten sich wortlos.

Doch dann begann Barbara zu fragen. Sie fragte nach allem so eingehend und mit so teilnehmender Wärme, daß Irenens Herz geöffnet ward und sie immerfort sprach und erzählte. Sie steigerte sich dabei; schließlich war es ihr, als habe sich nur ein dichter Nebel zwischen sie und alle Erfüllung gesenkt. Sie sprach von ihrer Liebe zu Neu-Allen, von ihrer Ehe, sprach von der Erde, die sie als Urmutter bezeichnete. „Wirklich, ich lernte sie erst jetzt kennen und lieben. Als alle die braunen weiten Felder mit der Saat im Frühling vor uns lagen und nun nichts mehr von Menschenhänden gemacht werden konnte, da war es mir, als wäre die Erde unsere große Mutter, der wir uns anvertrauten. Wie sie das Leben verwaltete, wie sie es ausgestaltete in ewiger altbewährter Weisheit!"

Barbara hatte die Augen geschlossen. Sie lehnte den Kopf an ein orangefarbenes Kissen, ihr Haar leuchtete dagegen, dann breitete sich die schwarze Farbe ihres Kleides aus. Als Irene schwieg, sagte sie: „Ich sehe euch, dich und Hans, gegen den Abendhimmel und die Felder. So viel plein air strömt aus deinen Worten." Irene hielt Barbaras Hand gefaßt. Ihr eigenes Glück war ihr so sehr ins Bewußtsein getreten, daß nun das Mitleid mit Barbara sie wieder heftig erfaßte. „Liebe, liebe Barbara!" sagte sie. Barbara fragte leise: „Ist es dir auch wie ein Wunder, das Kind?" Irene sagte: „Wie ein Wunder? Nein, es erscheint mir so natürlich." Da sah sie, daß Barbaras Gesicht ganz starr wurde wie eine Maske. Da legte sie den Arm um Barbara und schluchzte auf: „Ach, arme Barbara, wie leid du mir tust!" Barbara rührte sich zuerst nicht, dann aber schreckte sie auf: „Nein, du darfst nicht weinen und noch dazu um mich!" Irene schnaubte sich heftig und suchte, ihrer Tränen Herr zu werden. – „Dich hat dein Glück größer und weiter gemacht," sagte Barbara, „du nahmst in dein Glück auch andere auf, darum ist es göttlich. Ich aber habe nur mich gemeint, und da wurde ich eng und klein und ungöttlich." – „Aber Barbara!" – „Ja, so ist es. Darum ist mir auch alles zusammen versunken." Irene suchte nach Worten des Trostes. Da sah sie Magnus vor sich, sah sein Gesicht gütig und verstehend

auf sie beide herabsehend, und sie begann von ihm zu sprechen. Sie erzählte von seiner Abreise mit der geheimen Mission, und daß sie nichts von ihm wüßten, als daß er eingekleidet sei als deutscher Soldat. „Glaubst du, daß er kämpfen muß?" fragte Barbara lebhaft, Irenens Hand stark drückend. „Sein Schicksal ist jetzt in ein größeres gestellt, Barbara." – „Und was sagt deine Mutter dazu, fürchtet sie nichts für ihn?" – „Mama sagt, daß er jetzt sein Gesetz erfüllt. Wäre ich jetzt nicht verheiratet, so hätte ich es versucht, mit ihm zu gehen, und wäre in Deutschland Krankenschwester geworden." – „Daran habe ich früher so oft gedacht," sagte Barbara versonnen, und über ihr Gesicht glitt ein Spiel wechselnder Ausdrücke, „in dieser schweren Zeit, doch wenigstens ganz im kleinen, ein wenig Liebe zu üben. Das müßte schön sein. Früher hätte ich es vielleicht getan, weil es mich interessierte; wenn ich es jetzt täte, wäre es etwas anderes." – „Ich wollte dich noch um etwas bitten, Barbara." – „Du, die Reiche, die Bettlerin?" – „So darfst du nie sprechen," rief Irene, „ist dir auch viel genommen, so bist du doch selbst da, und du bist so viel, Barbara!" – „Und was soll ich denn?" fragte Barbara weich. „Du sollst dich um die Bergschen Kinder kümmern in der Art, wie ich es tat." – „Wie, ich soll doch nicht etwa unterrichten?" rief Barbara, „da hast du mich ganz vergessen! Jeder ernstgemeinte Kindereinwand würde mir akzeptabel erscheinen." Irene lachte: „Aber hingehen wirst du doch?" – „Ja, und ich kann ihnen auch eine Lehrerin schaffen, da ich selbst keine bin." – „Ich danke dir sehr," sagte Irene, „es lastet auf mir, wir haben so wenig Geld eben, denn die Rote Garde hat das Bankkonto gesperrt. Und du wirst Frau Berg liebgewinnen. Mir hat sie in einer schweren Zeit meines Lebens so sehr geholfen."

Seit diesem Wiedersehen mit Irene trat eine Wandlung bei Barbara ein. Einige Tage ging sie wie von innerer Unruhe getrieben rastlos umher; es sah aus, als dächte sie angestrengt nach. Dann erklärte sie eines Tages der Baronesse, daß sie in ein Hospital eintreten wolle, um die Krankenpflege zu erlernen. Die alte Dame sagte, daß sie wirklich immer von einem Extrem in das andere falle und sich nur überanstrengen werde. Mattwei aber nickte vor sich hin und lächelte zum erstenmal seit vielen Wochen wieder einmal glücklich: „Ja, so war Barbara Antonowna schon als kleines Kind. Sie weinte und war so unglücklich, daß wir alle verzweifelt waren. Dann aber nahm sie plötzlich ihre Puppe und begann wieder zu spielen."

Vierundzwanzigstes Kapitel

Schreckenszeit

Es war Nacht. Blandina saß im weichen Schlafrock am Schreibtisch. Vor ihr lag ein Berg von Briefen und Aufzeichnungen. In der letzten Zeit hatte die Rote Garde vielfach Haussuchungen gemacht, ja auch einige Verhaftungen vorgenommen. So war die deutsche Gesellschaft ungemein schmerzlich dadurch getroffen worden, daß der Führer der Ritterschaft in Gefangenschaft gehalten wurde. Der Roten Garde waren solche Papiere in die Hände gefallen, die bewiesen, daß von deutscher Seite ein Anschluß an Deutschland erwünscht werde. Auf einem Meeting in der St. Olaikirche, die zum Volkshause entwürdigt worden war, hatte der Führer der Roten Garde eine flammende Rede gegen die Barone gehalten und mit den Worten geschlossen, daß ihre Augen aber das nicht sehen würden, was sie so ersehnten. Das Schlimmste stand zu erwarten. Obwohl Blandina es versuchte, alles allzu Brutale vor ihrem Patienten, der sich so sichtlich in ihrer Pflege erholte, geheim zu halten, konnte sie doch die Wirklichkeit nicht vor ihm verbergen. Auch hatte er einen zu scharfen Blick für Lebensverhältnisse, um nicht den ganzen Ernst der Lage zu übersehen. So hatte er sich neulich einen Notar kommen lassen und sein Testament gemacht. Nachher aber hatte er Blandina mit eigentümlichem Blick lange Zeit angesehen.

In dieser Silvesternacht war sie nicht, wie sonst, aufgestanden und hatte hinausgeschaut. Sie wußten es ja alle, welch dunkles Gewölk am Himmel stand, welche Schatten auf sie niederzufallen drohten! Aber wenn Blandina auch das Dunkle vorausfühlte, so schien es ihr doch, als würde auch Helles und Strahlendes in der Gefolgschaft des Schreckens sein. So hielten Befürchtung und Hoffnung einander das Gleichgewicht.

Es war solch ein stille, dunkle Nacht. Vor Blandina lagen die Briefe vieler Menschen, deren Lebensschicksale zu ihr getragen worden waren. Was nur für sie allein bestimmt gewesen war, ordnete sie zu einem Haufen, ihn den Flammen zu übergeben. Auch ihre eigenen Aufzeichnungen wollte sie verbrennen; nur einiges, das Wert für ihre Kinder hatte, sollte Frau Berg übergeben werden, die sich erboten hatte, es treu zu verwahren. Sie lebte in einem unscheinbaren Hause und gehörte ja nicht der jetzt so verfemten Klasse des Adels an.

Was vor Blandina lag, war ihr Leben. Sie hatte die wichtigsten Epochen ihres Lebens fixiert. In das Buch war ab und zu ein Brief gelegt, der eine Handschrift trug mit steilen Buchstaben. Auch ein Bild lag hier. Sie nahm es in die Hand und vertiefte sich in die Züge, sah in das Gesicht, das das Unverständliche ihres Lebens war. Es war Magnus' und Irenens Vater, in dessen Zügen sie forschte. Ob sie wohl etwas von ihrer Kinder Wesen darin wiederfand? Oder sah sie hier nur den Hintergrund für ihre Lieben? Auch einige von den Briefen entfaltete sie, und noch jetzt bebte ihre Hand, da sie die Zeilen überlas, und jene unfaßbare Furcht kam wieder über sie. Ein Schuldgefühl durchzitterte sie — sie war ihm wohl nicht die rechte Frau gewesen! Welches Gesetz hatte sich hier erfüllt, indem es sie beide einander zugeführt hatte? War es ein dunkles Gesetz des Geistes und der Natur zugleich, das die Existenz dieser Kinder vorausbestimmt hatte? Wie war es möglich gewesen, daß dieses Mannes Wille sie fast ausgelöscht hatte, so daß sie mit blinder Seele, und ohne eigentliches Unglück zu empfinden, dahingelebt hatte? Sie las in ihren Aufzeichnungen. Da sprangen ihr die Worte entgegen: Warum bin ich allen Menschen so fremd und nur dem Geiste so bekannt? In die Flammen mit dem einstigen Stammeln der Seele! Lebensperiode um Lebensperiode lohte auf. Sie saß vor dem Kamin und sah in das Feuer, das anregend auf sie wirkte. Ich habe es erfahren, dachte sie, daß bisher meine Beziehung zum Leben durch das Göttliche hat gehen müssen; nun aber ist die Stunde des Menschlichen gekommen. Sie sah in den Flammen noch einmal ihr Leben. Sie sah Höhen und Tiefen und verschlungene Wege. Sie lehnte sich zurück und schloß die Augen. Ja, sie war gewandert, weit gewandert; aber erst jetzt hielt sie das in Händen, was sie vielleicht einem kleinen Teil der Menschheit als Gabe darreichen könnte? In dem Augenblick, da Blandina tief sich selbst fühlte und dennoch frei war vom Hemmenden des eigenen Ichs, ward sie durch ein lautes Klopfen an der Haustür aufgeschreckt. Es ward bald zu einem brutalen Poltern, das sie zurückriß in die wirkende Welt. Sogleich erfaßte sie es, daß jetzt ein Grauenvolles über sie hereinbreche. Ihr erster Gedanke war, daß Asserin abgeholt werde, denn war er nicht höherer Beamter in Petersburg gewesen und somit eine bekannte Persönlichkeit? Sie eilte zu ihm, ihn zu bitten, sich schnell anzuziehen, aus dem Fenster in den Garten zu steigen und zu versuchen, zu entweichen. Sie fand ihn schon halb angezogen auf dem Bette sitzen. Durch

einen Blick verstanden sie einander. Aber da waren die Stimmen schon im Hause, und ehe sie sich besinnen konnten, war das Zimmer erfüllt von einer Menschenmenge. Blandina sah sich umringt von nahen, rohen, teils durch Alkohol geröteten Gesichtern. „Aufmachen, die Schlüssel!" schrie jemand sie an. Sie starrte in ein Gesicht, das dicht vor ihr auftauchte, unter einer hohen Fellmütze. Ein Revolver war gerade auf sie gerichtet. Nein, so kann nicht der Tod sein, dachte sie, das ist ja nur eine Groteske! Sie hörte eine laute Stimme rufen: „Asserin! Da steht er auf der Liste. Aufstehen, mitkommen!" Sie ward herausgedrängt. Vor einem großen Schrank blieb sie stehen. Sie hatte nicht gewußt, daß ein Schrank soviel bergen könnte. Wäsche, Kleidung, Vorräte, Silber – alles lag wirr um sie herum. Was wollten sie nur mit Asserin? Sie suchte mit den ihr am nächsten stehenden Leuten zu sprechen. Ernst und eindringlich stellte sie ihnen vor, daß Asserin krank wäre und ihrer Pflege anvertraut. Die Gesichter neben ihr wurden unsicher. Da drängten sich andere vor: „Keine unnützen Gespräche. Schnell, geben Sie heraus, was Sie haben!" – „Wohin soll er denn gebracht werden?" rief sie. – „Dahin, wo noch viele andere sind!" Da sah sie Asserin im Pelz zwischen den Roten Gardisten, die die Revolver auf ihn richteten, daherkommen. Sie hörte seine Stimme, die ruhig klang und kühl: „Beunruhigt euch doch nicht so. Gleich zwanzig Revolver auf einen Menschen? Glaubt ihr denn, daß ich stärker bin, als ihr alle zusammen?" Mehrere Hände sanken herunter, eine Stimme aber rief, daß es nicht auf Worte ankäme. Blandina ging auf ihn zu. Er war sehr bleich, zeigte aber ein ruhiges, konventionelles Gesicht. Nur, als sie einander in die Augen sahen, da veränderte sich sein Gesichtsausdruck. Es zuckte um seinen Mund, er sagte schnell und leise auf französisch: „Zeigen Sie keinerlei Furcht. Ich bin viel gesunder, als Sie glauben. Ich kann es ertragen." – „Führt ihn ab!" rief ein langer Kerl und drängte seinen Nachbarn so nach vorn, daß Asserin mit ins Gedränge kam. Er ward aus dem Zimmer hinausgeschoben.

Was nun geschah, spürte Blandina nicht mehr, denn ihre Seele war ihm nachgegangen. Sie sah es nicht, daß ihre Vorräte fortgebracht wurden, Wäsche, Silber. Sie sah nicht das Chaos, das um sie entstand. Sie stand regungslos da und sah über alles hinweg. „Zieh dich an, komm mit!" rief einer und stellte sich vor sie hin. Da richtete sie die Augen auf ihn. Hoch und weiß, mit dem Blick fest in dem seinen stand sie da, fast geisterhaft. Er trat

zurück und murmelte: „Sie steht wohl gar nicht auf der Liste?" Es wurde schnell in die Liste eingesehen. „Laßt sie!" rief ein anderer. Schnell, wie sie gekommen, verließ die Bande das Haus.

*

Frau Berg stand vor Barbara: „Ja, auch Irene, trotz ihres Zustandes! Wir müssen es versuchen, sie durch die Ärzte zu befreien." – „Ich kann es noch gar nicht fassen", stammelte Barbara, die wie aufgelöst vor der energischen kleinen Frau stand. „Als ich hinausging und das Plakat las an den Straßenecken, daß der ganze Adel geächtet sei und vogelfrei, mußte ich umkehren, denn meine Knie versagten. Ach nie, nie hätte ich geglaubt, daß es solch eine schreckliche Nacht geben könnte!" – „Die Hochstadt ist wie ausgestorben, alle Männer sind fort, fast alle Frauen. Alles fortgeschleppt. Sie können sich die Stimmung von Herrn von Manstaff denken! Da hat er sein Leben lang die Frau auf Händen getragen, damit sie jetzt von der Roten Garde abgeführt wird! Ich habe keine Zeit mehr. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß im Hilfsverein die Küche für die Gefangenen arbeitet. Wir haben es so eingerichtet, daß die Kinder unter 17 Jahren, die ja frei sind, das Essen zu den Gefangenen hinfahren. Es sind so furchtbar viele Herren da, und immer wieder werden neue hingeführt." – „Und sie sind alle im Hafen im großen Speicher?" – „Ja, das soll das Konzentrationslager sein." – „Und die Damen, sollen sie auch in ein Konzentrationslager gebracht werden?" – „Ich denke doch, sie können doch nicht immer im Lichtspieltheater bleiben?" – „Was für ein entsetzlicher Sonntag ist das," sagte Barbara, „man möchte nicht mehr leben." – „Wir müssen leben, um zu helfen", erwiderte Frau Berg.

Nachdem Barbara alles, was sie an Brot und kalten Speisen vorrätig hatte, hatte einpacken lassen – sie tat es allein mit den Leuten, denn die Baronesse mußte einer heftigen Erkältung wegen das Bett hüten –, nachdem sie alles zur Hilfsküche gebracht hatte, eilte sie zu Blandina. Sie fand hier Herrn von Manstaff vor, der auf Blandinas Vorstellungen zu ihr gezogen war. Er saß in einer Ecke des Saales und sah starr vor sich hin. Als er Barbara in ihrer Schwesterntracht daherkommen sah, erkannte er sie zuerst nicht. „Ach, Fräulein Rhyn – Frau Rjasin, Sie sind es? Furchtbar. Ja beide, Irenchen, die Arme, Kleine. Und – meine Frau . . . Ja! Aber wie sie abzogen – großartig! Einfach ehrfürchtig wird man. Keine von beiden dachte auch nur

einen Augenblick an sich. Nicht ein Wort verloren sie über das, was sie erwartete, sie dachten nur eines: wir gehen für ihn! Der Junge wurde ja bei uns gesucht. Die Bande sagte, er halte sich verborgen und sie nähmen die Damen für ihn. Und wie sie fortgingen! Meine Frau — wie sich's gehört. Nase in die Luft, und die Handschuhe hat sie sich noch zugeknöpft!" Barbara versprach, alles zu tun, was in ihrer Macht läge, um sowohl für Irene wie für Frau von Manstaff ein ärztliches Zeugnis zu beschaffen zu ihrer Befreiung. Vor allem aber wollte sie es auch für Asserin tun.

Es war eine lange Zeit her, daß Barbara und Blandina einander nicht gesprochen hatten. Sie waren zuerst so bewegt, daß sie nicht auf die Beziehung, in der sie zueinander standen, achteten. Jetzt fühlte Barbara einen leicht forschenden Blick auf sich ruhen. Sie errötete. Ein seltsames Gefühl überkam sie in der Nähe dieser Frau. Sie mußte an Magnus denken. „Nur das ist schön," sagte sie, „daß Magnus das nicht erlebt." Blandina nickte. Sie hatte in Barbaras Gesicht gelesen. Wie wunderbar ist doch die Kraft des Lebens, dachte sie, jetzt trägt sie die Tracht, die andeutet, daß sie fortan nicht mehr für sich allein zu leben gedenkt, und nun kommen die Erlebnisse mit Gewalt und reißen sie vollends heraus. Nein, Barbara ist nie gebrochen gewesen, sie ist noch ganz Antwort. Die ganze Frische des Lebens ist noch in ihr . . .

Barbara war bei den Kommissaren der Roten Garde gewesen mit ärztlichen Zeugnissen. Ihre liebenswürdige Art, der frauliche Reiz ihrer Erscheinung hatte selbst hier so weit gewirkt, daß man ihr versprochen hatte, die Fälle zu prüfen. Als sie aber hinausging, sagte ihr einer der Roten Soldaten, der als Wache vor der Tür stand, daß sie nur nicht glauben solle, wenn ihr etwas versprochen würde.

Barbara und Frau Berg trafen sich vor dem großen Lichtspieltheater an der Seepromenade. Die Vorstellung war im Gange, obwohl die Foyers und der Korridor überfüllt waren mit gefangenen Frauen und Mädchen. Die Leute strömten nur so hinein. Es war nicht nur das Sonntagspublikum, sondern vor allem waren es die Neugierigen, die etwas von der großen Sensation miterleben wollten. „Man hört Schlimmes," sagte Frau Berg, „die Herren sollen nach Kronstadt gebracht werden." — „Was ist das?" rief Barbara. „Sehen Sie doch!" Sie hörten ein Gröhlen von der Straße her und sahen, wie eine Menge sich her-

anwälzte. Pfeifen, Gejohl und ab und zu immer dasselbe Wort: „Barone, Barone!" Unter der Menge Rote Gardisten mit Flinten und vorgestreckten Revolvern, zwischen ihnen ein Trupp von Herren, die in Reih und Glied dahinschritten. „Das sind wieder welche," sagte Frau Berg traurig, „wohl vom Lande und aus den kleinen Städten. Sie werden wohl auch in den Hafen gebracht. Aber was das ist —?!" Sie drängte kraftvoll nach vorn. Es waren hochgewachsene Gestalten, die ruhig dahingingen, beherrscht in der Geste. Feste, geschlossene Gesichter. „Er ist es — Hans Manstaff!" Frau Berg ließ Barbaras Arm los. Barbara hätte ihn nicht erkannt, sein Gesicht war älter und stolzer, als es ihr im Bewußtsein stand. Frau Berg gelang es, bis zu den Herren vorzudringen und mit ihnen gleichen Schritt zu halten. Sie konnte Hans zuflüstern: „Irene gesund, auch Ihre Mutter. Wir suchen sie zu befreien. Sie hofften, Sie blieben versteckt." Hans sah sie nur einen Augenblick an, dann tat er, als sähe er sie nicht. Er sprach leise, und sie mußte sich anstrengen, ihn zu verstehen: „Als ich hörte, daß man sie gefangengenommen, weil man mich suchte, kam ich. Können sie jetzt nicht frei werden? Grüße. Sie sollen nicht verzagen. Hoffen." Er war vorüber. Pfeifen, Zurufe, Gelächter scholten hinter ihm her.

Frau Berg erzählte Barbara, was er ihr gesagt. „Ich muß es versuchen, Irene zu sehen," sagte Frau Berg, „kommen Sie, wir wollen einen Versuch machen. Ich bin so unscheinbar, ich komme überall durch. Nehmen Sie solange ein Billett und gehen Sie in den Saal." Barbara trat in den Saal. Es war eine Luft zum Ersticken. Kopf an Kopf eine Menschenmenge. Laute Musik, und dahinten im Korridor, in den Foyers, Irene und all die anderen Frauen und Mädchen! Ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Sie stand eine Weile da, ohne etwas zu sehen, dann ging sie wieder hinaus. Frau Berg kam zurück, ihr Gesicht sah verstört aus. „Ich habe es ihr sagen müssen, sie fragte danach, sie sagte, sie wolle nun auch nicht mehr befreit werden; wir sollen ihr immerzu Nachricht geben, was geschieht. Morgen sollen sie alle in ein Konzentrationslager im neuen Kriegshafen."

*

Es ist Nacht. Ein großer, kahler Speicherraum, zu dem eine Leiter hinaufführt. Es brennt nur eine kleine Lampe, damit die Wächter ab und zu die Gefangenen übersehen können. Körper an

Körper liegen sie auf dem Boden, teils auf Matratzen, teils auf Pelzen und Decken. Es ist alles ganz still.

Asserin kann nicht schlafen. Neben ihm liegt Hans Manstaff, lang ausgestreckt auf dem Rücken. Sein Kopf ist ganz niedrig, die Lippen sind geöffnet, er schnarcht leicht. Im Dämmerlicht unterscheidet Asserin kaum die Gesichter. Er sieht nur viele, viele helle Flecken am Boden. Die Nacht starrt ihn an. Er weiß, er wird nun nicht mehr die Wohltat des Schlafes genießen. Endlos lange Stunden stehen leer vor ihm.

So, in diesem Dämmerlicht gesehen, hat das alles etwas Phantastisches. Es scheint ein Alpdruck, unsinnig, wie ein Traum. Am Tage ist viel Leben. Unter so vielen Menschen entstehen Spannungen; aber in der Nacht zerfließt alles, da wird es nur zur Qual. Wie sie alle schlafen! Das ist die seelische Erschöpfung. Die letzten vierundzwanzig Stunden haben selbst den Kräftigsten übermüdet. In der vorigen Nacht war ein Streit ausgebrochen zwischen den Matrosen und den Roten Gardisten. Die Matrosen wollten die Gefangenen in ihrer Gewalt haben und führten sie fort aus dem Konzentrationslager, hinaus in die dunkle Nacht — niemand wußte, wohin. Es konnte ebensogut in den Tod gehen. Sie waren in die Stadt gebracht worden, und der ganze verflossene Tag war solch ein ungewisses Abwarten gewesen. Es hieß, sie sollten erschossen werden. So hatte es auch im Plan gelegen. Aber der Roten Garde gelang es wieder, die Gefangenen in ihre Gewalt zu bekommen, denn sie hatten aus Petersburg von ihrem Komitee noch keine Weisung erhalten, was mit ihnen geschehen sollte. Sie wurden in den Hafen zurückgeführt. Asserin stand das Gesicht eines Knaben vor Augen, dessen große, helle Augen ihn fassungslos angestarrt hatten. Um den jungen Mund hatte es gezuckt. Aber der Knabe hatte kein Wort gesagt und hatte sich bald wieder gerade aufgerichtet, als er die älteren Herren ruhig und gefaßt gesehen hatte.

Hier und da sagt einer ein Wort im Traum. Von unten dringen Stimmen herauf. Da sitzen die Soldaten. Unten ist noch eine ganze Etage voll von gefangenen Herren. Wer weiß, wer vielleicht noch alles wachliegt, dachte Asserin? Dieser Gedanke störte ihn. Es sollte eine tiefe Stille in der Nacht herrschen. Sie hatten eine strenge Zucht unter sich eingeführt, hatten sich in Abteilungen geschieden; die Arbeiten waren verteilt, die Jüngeren suchten den älteren zu helfen. Der ganze Tag war geordnet worden. Die Vorräte, die ihnen geschickt wurden, wurden gerecht

verteilt. Sie vertrieben sich die Zeit so gut es ging. Sie spielten Karten, sie diskutierten, ja, es wurden auch Gedichte gemacht und deklamiert. Immer wieder wurde die Hoffnung angefacht. Sie hatten auch einen Prediger unter sich, der freiwillig ihre Gefangenschaft teilte. Das war auch einer aus der Adelskorporation, ein stark Glaubender. Ja, die Tage gingen schließlich noch dahin, und doch überschlich Asserin ein Grauen bei der Vorstellung, daß er morgen den Tag wieder damit beginnen würde, zur See hinabzusteigen, das Handtuch in der Hand haltend, um sich in einem Eisloch notdürftig zu waschen. Der viele Staub im Speicherraum ließ sie alle ganz schwarz aussehen. Dieser Augenblick auf dem Eise, umgeben von Soldaten und Neugierigen, war Asserin stets sehr schwer. Einmal aber war es doch groß gewesen; da hatte ein ganz roter Sonnenball am Horizont gestanden, der Blick flog hinüber über die weite, weiße Fläche, und alle Qual, die die Menschen ins Leben brachten, war verschwunden.

Ein Stöhnen drang aus einer Ecke. War da einer erkrankt? Einer von ihnen war schon unter schmerzlichen Qualen verschieden. Er hatte nicht so schnell die Leiter heraufsteigen können und erhielt von der Wache einen Bajonettstoß in den Rücken. — Hans liegt da wie ein Toter. Da, ein Ruck — „Irene!" ruft er. Die blauen Augen öffnen sich und starren ohne Verständnis vor sich hin, dann schließen sie sich wieder. O schlafe! denkt Asserin, der dasitzt, das Gesicht in den Händen vergraben.

Er sucht sich in ein Problem, das ihn beschäftigt, zu konzentrieren. Aber es will ihm nicht gelingen. Vor ihm taucht ein Gesicht auf und sieht ihn traurig und mild an. Dies Gesicht hat er heute gesehen, tief unter ihm, von der Luke aus, sah er herab darauf. Sein Herz zieht sich zusammen, als er daran denkt, wie ihre Augen dennoch aufleuchteten bei seinem Anblick.

Täglich fühlt er Blandinas Sorge. Wenn die großen Packen aus der Küche des Hilfsvereins kommen, die meist von Schülerinnen und Schülern, deren Eltern gefangen sind, in Schlitten gebracht werden, wird ihm stets ein besonderes kleines Päckchen mit Krankenkost abgeliefert. Ab und zu gestatten die Gardisten nicht die Annahme der Packen, aber im allgemeinen lassen sie es zu, weil es ihnen weniger Mühe macht, die Verpflegung nicht zu übernehmen.

Das klare Gesicht, das Asserin heute gesehen, wird ihm nun in dieser dunklen Stunde der Nacht zu einer Brücke zu jenem Reich, von dem er jahrelang abgewandt gelebt hat. Zwar hörte

auch er nicht ohne Ergriffenheit die schlichten, starken Worte des Predigers; er sah, wie sie den anderen halfen, aber ihm fehlte dennoch der rechte Anschluß an sie. Sein religiöses Empfinden hatte nicht Bild und Symbol, auch kein Gebet. Aber jene überirdische Welt, jenes Reich des Geistes, von dem ihm Blandina bisweilen mit leiser Stimme gesprochen, hatte ihn umwebt wie mit einem fernen, heiligen Hauch und rührte auch jetzt an seine Seele.

Asserin ließ die Hände sinken, und wieder war es wie ein Schrecken, wie er die Nacht sah. Die vielen dunklen Körper, die ganze Atmosphäre schien ihm eine traurige Groteske zu sein. Was würde ihrer aller Schicksal sein, Tod oder Verschleppung? Asserin hatte in diesem Herbst den Tod nahe gefühlt; aber jetzt wußte er, daß er sich mehr in einer ästhetisch-philosophischen Art mit ihm beschäftigt hatte. Die Wirklichkeit stellte sich hart und starr vor ihn. Er fühlte die Kraft seines Körpers sinken, und der Tod nahm eine rauhe Gestalt an. Und dennoch bebte er nicht vor ihm zurück. Wie hätte er dies auch tun können unter all diesen Menschen, die sich so stark zeigten? In diesem kahlen Raume hatte er viel gelernt. Man hörte hier kein ungeduldiges Wort der Klage. Es wurde still getragen, was zu tragen war, und ein jeder suchte es dem anderen leichter zu machen. Dabei waren alle von einem inneren Glauben aufgerichtet, daß ihnen doch nichts geschehen könne. Gott würde ihnen helfen, die Deutschen würden kommen und sie erretten. Die große Beherrschung und Ruhe sowie die Glaubenskraft wirkten von einem auf alle. Auch wenn die Wächter sie absichtlich zu reizen versuchten, gelang es ihnen nicht. So kam es, daß diese rohen, ungezügelten Menschen auf die große Gesellschaft vornehmer Herren hinsahen wie auf etwas Unverständliches. Es schien etwas Unantastbares an diesen Baronen zu sein, man hatte sie doch bis zum Äußersten gebracht, sie standen dicht vor dem Tode, aber sie blieben gefaßt. Ruhig blickten ihre Gesichter, keines zeigte Furcht. Ja, die Wächter empfanden ab und zu etwas wie eine abergläubische Furcht vor diesen hohen Gestalten und diesen stillen Gesichtern.

*

Ach, es sind noch viele unter unsern Freunden, die in dieser Nacht keinen erquickenden Schlaf genießen. Irene saß auf ihrem Lager, das von gütigen Händen so weich wie nur möglich zurechtgemacht worden war. Sie saß unbequem da, von seelischem und körperlichem Weh aufgescheucht. Es war um sie ein sehr

großer, kahler Raum, dessen lange Reihe von Fenstern auf die See hinaussahen. Weithin dehnte sich die weiße, schimmernde Fläche aus. Irene saß ja tief auf der Erde, so sah sie den schwarzen Nachthimmel und die Sterne vor sich. Das war ihnen allen ein Trost, daß die Natur zu ihnen hineinsah und gleichsam einen Anteil an ihrem Dahinleben nahm. Irene empfand jetzt hin und wieder Schmerzen, und dann kam jedesmal eine große Furcht über sie, ihr Kindchen könne zu früh geboren werden. Die Lebensverhältnisse in diesem Konzentrationslager waren erträgliche, dank der opferfreudigen Sorge der deutschen Städter, die durch immer wieder neue Aufmerksamkeiten das Leben der gefangenen Frauen und Mädchen zu erleichtern suchten. Es herrschte ein gefaßter, frommer Geist unter ihnen, aber es blieb ja doch immer die lastende Sorge um die gefangenen Männer, Söhne, Väter und Brüder. Das war es, was auch Irene Nacht für Nacht aus dem Schlaf auffahren ließ.

Sie wäre gar zu gern ein wenig aufgestanden, um auf und nieder zu gehen, aber sie durfte die andern nicht stören. In ihren Füßen, bis hoch in die Knie herauf, war ein Prickeln und Ziehen, so daß es ihr sehr schwer fiel, ruhig zu sein. Sie streckte sich wieder lang hin, suchte sich zu beherrschen und innere sowie äußere Ruhe zu gewinnen. Sie wollte sich Zwang antun, sich in das furchtbare Geschehen fügen; aber sie war noch zu jung, erwartete doch noch zuviel vom Leben für sich und für ihn und für das Kind, das kommen sollte. Obwohl sie warm zugedeckt und es nicht kalt war im Raum, fröstelte sie. Neben ihr lag, zu einem Knäuel zusammengezogen, in ein Fell gehüllt, ein schwarzes Tuch um den Kopf, Frau von Manstaff. Sie schlief fest. Ein Wind hatte sich erhoben und strich pfeifend die lange Fensterreihe entlang. Wenn es nur kein Tauwind wurde! Nur über die gefrorene See hinüber konnte ja die Rettung kommen, nur von den Inseln her. Irene wußte, es waren schon Frauen und Mädchen über das Eis zu den Inseln geeilt, um die deutsche Hilfe anzuflehen. Und sie werden ja kommen, die Feldgrauen. Aber wenn es nur nicht zu spät sein wird!

Gott weiß es, was er mit uns vor hat, sagte sich Irene. Dennoch rang sie in dieser Nacht mit Gott. Sie gedachte jener dunklen Stunden, da sie schon einmal so verzweifelt für Hans' Leben gebetet hatte. Er war ihr damals wiedergeschenkt worden. Sie sagte sich, daß sie mehr Vertrauen haben müßte, daß sie sich nicht so quälen dürfte; aber immer wieder stieg die Verzweiflung mit

furchtbarer Kraft in ihr auf. Sie fand keine Worte des Gebets, es war nur wie ein unterdrückter Schrei in ihr. Das Kind in ihrem Leibe regte sich heftig. Da stöhnte sie auf: „O Gott, auch er bittet für seinen Vater. Errette Hans, errette sie alle!"

Die Fenster klirrten, Irene fuhr auf. War es nicht, als hörte sie einen fernen Waffenlärm? Sie setzte sich hin. Sie sah den ganzen Raum mit einem Male wie durchflutet von Licht. Sie wußte, daß etwas in ihr dieses Licht gab, denn es spielte sich jetzt dazwischen das Phänomen ab, daß ihre Augen gewissermaßen Licht in die Dunkelheit gossen. Aber wenn diese Erscheinung ihr auch vertraut war und sie sie sonst auf ihren Zustand zurückführte, so erschien es ihr eben doch wie eine Offenbarung. Ihr war, sie höre Schritte, sie sähe über das Eis, wie Massen sich zu ihr bewegten. Sie fühlte eine starke Kraft auf sich zuströmen, und da wußte sie, daß das die Rettung war. Am liebsten hätte sie gerufen: „Sie kommen!" Frau von Manstaff bewegte sich und wandte ihr ihr Gesicht zu. Jetzt war das eine alte Frau. Ihr Gesicht sah vergrämt aus; aber am Tage war sie wohl frisiert und hielt Cercle. Wo sie sich befand, glaubte man in einem Salon zu sein.

Es war wieder alles ganz still. Über Irene ging eine Erschütterung, so daß ihr die Tränen über das Gesicht strömten, während sie auf dem Rücken dalag und die hellen Sterne durch die hohen Fenster auf sie hinabblickten. Ihr Kindchen bewegte sich jetzt nur noch ganz leise, als wäre es lind beruhigt worden. Irene war es, als höbe etwas sie und trüge sie empor. Ihre Seele fühlte, wie von allen Seiten Gebetsströme sich trafen, durchkreuzten und einander verstärkten. Sie kamen aus den Häusern der Stadt, aus dem Gefangenenlager der Herren, sie kamen alle zueinander und stiegen vereint zu Gott empor. Es fiel eine große Müdigkeit auf sie. — Jetzt beten andere, dachte sie ganz still und schloß die Augen.

*

In dieser Zeit des Schreckens war Blandinas Leben ein Hin- und Herpendeln gewesen zwischen den beiden Konzentrationslagern. Nicht nur ihr Geist suchte bald in das eine, bald in das andere zu dringen; sie verbrachte ihre Tage damit, die weiten Strecken von einem Gefangenenlager in das andere zurückzulegen. Sie ging meist zu Fuß an der See dahin, durch den weißen Schnee, vom Winde umweht. Stundenlang mußte sie dazwischen warten, aber

es war ihr doch gelungen, Irene zu sehen. Und auch ihres Freundes Gesicht hatte sie ja gesehen, zwar sehr bleich, aber doch mit jenem feinen Lächeln, das nur ihm eigen war, hatte es von der Luke aus auf sie herabgesehen! Schon sahen die Wächter sie mißtrauisch an und fragten sie unwirsch, ob sie nicht auch solch eine Adlige sei, die eigentlich eingesperrt sein müßte? Irene hatte sie angefleht, vorsichtig zu sein, denn es war ihr einziger Trost, daß die Mutter wenigstens frei war, und daß dadurch auch jemand Näheres da war, der sich des armen Herrn von Manstaff annahm.

Aber Herr von Manstaff war fast nie allein. Barbara oder jemand von den Bergs war immer bei ihm. Auch die Baronesse, die, obwohl sie schon über der Altersgrenze, die für die Gefangennahme galt, hinaus war, schlich sich des Abends tief verschleiert zu ihm. Wenn sie so in aller Vorsicht ankam, so wurde etwas vom alten Humor in Herrn von Manstaff wach. Für gewöhnlich aber saß er vergrämt da und quälte sich damit, daß er nicht für seinen Jungen oder für seine Damen hatte einspringen können. Auch merkte er wohl, daß man ihm einiges zu verbergen suchte. Das machte ihn, den sonst so Geduldigen, ungeduldig. Als nun Berg eines Tages zu ihm trat mit der Nachricht, daß die deutschen Soldaten wirklich das Festland betreten hatten und in einigen Tagen da sein könnten, rief er: „Sie würden mir das alles wohl in einem ganz anderen Tone sagen, wenn Sie nicht etwas dahinter versteckten. Sie sprechen mit einem Mann. Was hat man vor mit unseren Herren?" Da sagte Berg leise und betrübt: „Man will sie noch vorher verschleppen." Herr von Manstaff stöhnte auf. Da trat Blandina ein, im Gesicht noch ganz gerötet vom Seewinde, und teilte mit, daß die Frauen und Mädchen befreit werden sollten. „Gott sei Dank, die wenigstens," sagte Herr von Manstaff, „aber die anderen — ?"

*

Die Turnhalle der ritterschaftlichen Schule lag unten im Wallgraben, dicht unter der Hochstadt. Dort waren jetzt die Herren konzentriert. Von hier aus sollten sie verschleppt werden. Auf dem freien Platze, der um das Haus herum war, konnte man sie stehen sehen oder auf und nieder gehen. Eine Schar Neugieriger stand stets oben am Wall und sah hinab, staunend darüber, daß die Männer da unten, die doch in ein so ungewisses Schicksal hinein mußten, so taten, als wäre nichts Besonderes geschehen. Aber unter den Fremden, die hier standen, waren doch immer

wieder Freunde und Verwandte, und die erkannten mit liebendem Blick in manchem vertrauten Gesicht die fremden Zeichen eingegraben, oder erschraken über die Abgezehrtheit und Blässe so mancher Züge.

Es war der letzte Tag. Die große Treppe, die hinabführte zum Platz, war voller Menschen. Es galt, Abschied zu nehmen. Die Angehörigen und Freunde kamen mit Packen heran; heimlich wurde einem oder dem anderen von den Herren, die die Treppe heraufkamen, Geld zugesteckt. Es geschah alles in fliegender Eile, und die Wachen hielten die Bajonette vor, und manchem gelang es nicht, vorzudringen, um den zu finden, den er suchte. Man konnte Kinder weinen sehen, treue Dienstboten. Alte Leute sahen starr und schmerzerfüllt hinab auf die Generation, die unter ihnen stand, und die nun wohl zugrunde gehen sollte.

Blandina hatte schon mehrmals versucht, vorzudringen. Schon viele Male war sie unwirsch zurückgedrängt worden. Endlich gelang es ihr, sich mit Asserin auf der Treppe zu treffen. Er war sehr bleich; es schien ihr, als ginge er nicht ganz sicher. Unter all den vielen Menschen mußten sie nun voneinander Abschied nehmen. Sie konnte ihm eine größere Summe Geld zustecken, denn den Herren waren Geld und Wertgegenstände abgenommen worden. Ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen — sie wußte, daß sie ihn nie mehr wiedersehen würde. Wie sie sein Gesicht so ganz nahe vor sich sah, nahm sie es mit allen Einzelheiten in sich auf. Sie sah die grünen und blauen Schatten, den dunklen Hauch des beginnenden Vollbarts in dem sonst so glatten, hellen Gesicht. Er beugte sich über ihre Hände und küßte sie, und dann sahen sie sich in die Augen. Sie schluchzte auf. Sie umschlangen sich und küßten sich. „Dank!" sagte er, und trotz der Tränen, die ihm im Auge standen, lächelte er ihr zu. Dann wurden sie getrennt.

Die kleine Frau Berg war weiter nach unten vorgedrungen und stand vor Hans Manstaff. Sie erzählte ihm, schnell und leise sprechend, von Irene und von den heranrückenden deutschen Truppen. Sie hatte einen jungen russischen Soldaten von der Roten Garde bestochen, der neben Hans stand und den Befehl hatte, ihn nicht die Treppe hinaufzulassen, denn es war bekanntgeworden, daß viele von den Leuten aus Neu-Allen in die Stadt gekommen waren, um nach ihren Herren zu sehen. Frau Berg übergab ihm ein Brot, in dem sich Geld und ein Brief von Irene befanden und wandte sich dabei immerzu scherzend an die Wache. Hans' Gesicht war sehr finster. Er sah auf der Treppe Blandina

stehen. Es war Zeit, sich zu trennen. Da zuckte es sonderbar über sein Gesicht. „Sagen Sie ihr, sagen Sie ihr, wenn die Stunde kommt, solle sie hoffen und glauben. Ich komme wieder."

Barbara stand jetzt oben neben Blandina. Sie zitterte am ganzen Körper und suchte mit Mühe ihre Tränen zurückzuhalten. Sie hatte alles versucht, um Asserin zu retten, aber es war ihr nicht gelungen. Sie sah Hans steif und gerade über den Platz gehen und zu den anderen Herren treten. Sie begannen sich zu ordnen. Lastautos fuhren vor, auf die wurden die Sachen und Matratzen der Herren aufgeladen.

„Das wird wohl auch meine Equipage sein", sagte Asserin. Hans fuhr zusammen. Er sah, wie krank Asserin aussah. Jähe Röte stieg ihm ins Gesicht. Er ballte die Fäuste. Die Autos fuhren ab. Asserin nickte ihm zu. Die Herren sollten nun zum Warenbahnhof gehen. Es war ein langer, langer Zug, sie mußten an vielen Menschen vorüber, an vielen neugierigen Augen, die sie anstarrten. Das war wohl der seltsamste Zug, der je durch die alte Stadt gezogen war! Gleichmäßig im Takt klangen die Schritte an. Es begann zu dämmern. Lichter entzündeten sich in den Fenstern. Es waren lilablaue Töne in der Dämmerung. Die Luft roch so nach dem Schnee. „Und wenn man bedenkt, daß sie vielleicht wirklich in vierundzwanzig Stunden da sein können!" sagte einer. Nur ab und zu fiel ein Wort. Schweigend zogen sie dahin.

Als sie, eng zusammengepfercht in den Viehwaggons, dahinfuhren, als sich die große Spannung ein wenig gelegt hatte und eine große dumpfe und kalte Verzweiflung die Herzen gepackt hielt, sah Asserin um sich, um in den Gesichtern der anderen zu lesen. Er sah in ein Knabengesicht, das vor sich hinsah; es war dasselbe, das er schon einmal so gesehen hatte, so verzweifelt, so zu Tode erschreckt. Da faßte ihn das Mitleid mit der Jugend, und er wandte sich dem Jungen zu. Er begann mit ihm zu sprechen von gewöhnlichen Dingen und sah, wie bald das Gesicht sich wandelte und wieder lebhaft wurde. Er suchte dem Knaben Stoff zum Denken zu geben und wandte sich auch an andere junge Leute. Seitdem blieb das seine Aufgabe, der Jugend Ablenkung und Anregung zu geben. Er vergaß darüber, daß er selbst unausgesetzt an heftigen Schmerzen litt.

Hans saß in einer Ecke. Sie fuhren langsam dahin in diesem schrecklichen Zug, schon stundenlang. Sie mußten schon an der Station vorüber sein, wo er sonst ausstieg, um nach Neu-Allen

zu fahren, und wo ihn sein Kutscher und seine Pferde erwarteten. Die ungeheure Wut und Erbitterung, die ihn gepackt hielten, machten ihn fast krank. Er, der Ruhige, war fassungslos. Da hörte er eine Stimme neben sich: „Gott sei Dank, daß wenigstens unsere Damen jetzt frei sind." Da richtete er sich auf. Es ist gut, sagte er sich, sie wird ihr Kind zur Welt bringen, in einer besseren Welt, als diese letzte war. Was auch aus mir werden mag, die Manstaffs werden doch weiterbestehen!

*

Das Straßenbild ist verändert, ein neues Leben entwickelt sich überall. Obwohl die Rote Garde es zu verheimlichen gesucht hat, daß fortgesetzt zwischen ihren Soldaten und den deutschen Soldaten Kämpfe stattfanden, weiß es jetzt doch ein jeder, daß die Deutschen siegreich vorrücken und schon vor den Toren der Stadt stehen. Ein Aufatmen geht auch durch das andere Volk, das monatelang terrorisiert worden ist. Eine Weiße Garde hat sich gebildet, die Rote Garde liefert die Waffen ab und löst sich mit einem Male unter dem Hochdruck der herannahenden Gefahr auf. Die Führer ziehen sich auf Schiffe, die im Hafen bereitliegen, zurück. Die Chauvinisten unter den Esten stecken die Köpfe zusammen und sprechen davon, den Plan einer estnischen Republik jetzt zu realisieren: die Deutschen sollen sie anerkennen, und sie wird unter dem Schutz der Okkupation Form gewinnen. Die deutschen Herzen aber in der Stadt schlagen seit Monaten wieder einmal in Freuden — wenn auch die Herren des Adels verschleppt sind, so gibt es doch noch so viel Tausende Deutsche im Lande, und es ist bekannt geworden, daß die Rote Garde ein Blutbad in ganz großem Stil vorbereitet hatte.

Die Frauen und Mädchen aus dem Konzentrationslager werden befreit, denn es ist nun niemand mehr da, der noch ein Interesse an ihrer Gefangenschaft gehabt hätte. Schon am Tage vorher hatten die Jungfer und der Diener aus dem Manstaffschen Hause ihren Herrn gebeten, doch wieder zu ihnen zurückzukehren. Zwar sähe das Haus ein wenig mitgenommen aus, sie hätten ja in der Schreckenszeit Einquartierung gehabt, aber sie hätten jetzt doch alles wieder so gut wie möglich instand gesetzt. Herr von Manstaff war in die Hochstadt gefahren, und jetzt saß er da und konnte seine Damen zurückerwarten, die vom Diener im Wagen abgeholt wurden. In allen Öfen prasselte helles Feuer, Räucherwerk wurde abgebrannt, denn es war noch ein fremder Geruch überall zu spüren.

Zwar waren im Parkett Löcher und Flecke, viele von den schönen seidenen Überzügen waren zerrissen; aber Herrn von Manstaff erschienen alle diese Dinge geringfügig in der großen Freude der Erwartung, die ihn erfüllte. Es waren auch Leute aus Neu-Allen angekommen, um sich nach dem jungen Herrn und den anderen Herrschaften zu erkundigen. „Es ist hier aber kalt," sagte die Neu-Allensche Mamsell, „die Neu-Allenschen Öfen heizen besser." — „Ja, das sagten auch die Bolschewiken," meinte die Jungfer; „sie fanden die Zimmer auch zu hoch und meinten, es wäre hier zu viel Luft, da zogen sie denn wieder aus." — „Also haben wir doch nicht umsonst zwanzig Jahre lang bei Ostwind hier gefroren!" sagte Herr von Manstaff.

Es dämmerte schon, als Frau von Manstaff und Irene zurückkamen. So sehr Herr von Manstaff sich auch beherrschte, er konnte seine Rührung nicht verbergen, als er die beiden Frauen in die Arme schloß. „Ihr Lieben, Lieben, mußtet das alles ertragen, und ich, als der unnütze Kerl, blieb hier." — „Ach, Theodor, ich glaube, Ihr hattet es schlimmer als wir, Ihr hattet die Qual um uns und um die Herren. Wir haben es auch nicht so schlecht gehabt; die Jungen haben so gut für uns Alte gesorgt, und es ist ganz schön gegangen. Wir haben uns nur so entsetzlich gebangt um die Herren, und doch wußten wir das Schlimmste nicht voraus. Aber du, du siehst ja entsetzlich reduziert aus?"

Irenens Augen wanderten fremd und ruhelos umher. „Armes Irenchen, du bist doch ein bißchen schmal geworden! Glaube nur, die Deutschen werden helfen, sie werden es machen können, daß sie wieder zu uns zurückkommen." Irene nickte, aber ihr Gesicht blieb so ernst: „Ich kann nur das eine denken: sie fahren, sie fahren, weiter, immer weiter." — „Irenchen, du sollst hoffen, hat er doch gesagt." — „Ja, ich muß hoffen und glauben. Habe ich mein Leben bewahren dürfen, so kann es ja auch gar nicht anders sein, als daß der kleine Manstaff seinen Vater wiedersehen wird." — „Oder die kleine Manstaffin, mein Goldkind, sie wird ihn schon sehen." — „Eigenartig bist du," sagte seine Frau, „habe ich es dir nicht schon erklärt, daß es ein Manstaff sein wird?" — „Gut, gut, meine Lieben, macht es, wie ihr es bestimmt habt!"

Er war trotz aller Sorgen so glücklich. Er sah immerfort auf seine Frau und wunderte sich unausgesetzt über sie: wie kam es, daß sie, die doch so peinlich ordentlich war, noch kein Wort gesagt hatte über die allzu sichtbaren Spuren der Verwüstung im Hause? Er hörte sie ein Bad bestellen, und dann sah er sie hinausgehen. Doch

bei der Tür zu ihrem Zimmer blieb sie stehen und sah starr auf einen Armleuchter hin, der auf einem Ecktischchen stand. „Es ist doch haarsträubend," sagte sie, „sie haben die Lichtmanschette zerbrochen!" Damit ging sie ins andere Zimmer. „Was glauben Sie wohl," fragte Herr von Manstaff vertraulich seinen Diener, „was bedeutet das mit der Lichtmanschette?" – „Ich glaube, daß die gnädige Frau doch so sehr erschrak und die Wohnung so fremd fand, daß sie schon nichts sagen wollte, und nun kam alles doch auf diese Lichtmanschette!" – „Das ist gut, das mit der Lichtmanschette", sagte Herr von Manstaff. „Ich sehe, ihr habt nicht nur eure Sache vortrefflich gemacht, ihr seid, indem ihr in unseren Betten schlieft, wahrhaftig zu halben Manstaffs geworden!"

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Ein Traum in der Wirklichkeit

Die Engel im Himmel begleiten bisweilen die irdischen Geschehnisse mit ihrer himmlischen Musik, und die heiligen Klänge verschmelzen mit dem Liede der Menschenseelen, das diese im höheren Chor singen. Selten, sehr selten spannt sich solch ein himmlischer Bogen, aber die darunter standen, sind wie geheiligt für ihr ferneres Leben.

Es war ein weißer Wintertag mit einer so wunderbaren Sonnenkraft, daß er fast wie ein Sommertag erschien. Die Straßen der Vorstadt waren erfüllt von einer dichtgedrängten Menge, einer großen Summe von Menschengesichtern, die zu einem einzigen Leuchten geworden war. Die gedemütigt waren und verfolgt, die ihr Kostbarstes hatten verbergen müssen, die durften offen zutage treten, heute, an ihrem Tage der höchsten Ehren.

Wie sah sie aus, die alte Stadt, die den Einzug der deutschen Truppen erwartete? Erbebten sie, die wetterfesten Türme und Mauern, die von deutschen Händen erbaut waren, ging es wie ein Aufatmen der Erlösung durch die alten Häuser? Es stand alles da bereit und wartend, zurechtgestellt wie für diesen Tag. Zwar gibt es noch eine andere Menschheit hier als die, die heute so durchleuchtet ist; aber sie ist wie dennoch nicht vorhanden, sie steht nicht mit im hohen Schwung der Spannung; die fremden Gesichter schauen wie aus dem Nebel hervor, sie haben die Schärfe und Realität verloren.

Alles, was Leid heißt, scheint den Glücklichwartenden versunken; selbst der Verschleppung der Herren wird heute nur so gedacht, daß auch sie mit hineingezogen sind in die Erfüllung: die deutsche Hilfe wird auch sie befreien und dereinst mit Glück erfüllen.

Ausrufe der Freude, Begrüßungsworte, eine Bewegung geht durch die Menge: die ersten deutschen Soldaten sind da! Sie ziehen ein, Mann für Mann. Nicht in geschlossenen Reihen, als einzelne kommen sie zuerst daher, ohne Pomp und Musik, und dennoch ist die Wirkung eine ungeheure, wie sie so daherkommen, Mensch auf Mensch, die Männer im schlichten Grau, mit den Stahlhelmen auf dem Haupt. Kein Kunstwerk der Welt, keine Plastik unter Himmel und Erde schuf je den Wartenden so wunderbare Gestalten wie diese! Fast legendenhaft unwirklich ist es, wie sie so erscheinen, und mit fast religiösen Gefühlen werden sie entgegengenommen und angestaunt. Dann entlädt sich die Spannung — Jubelrufe, Tücherschwenken, Blumen — Willkommen, Willkommen, ihr deutschen Soldaten!

Und nun ziehen sie in Scharen ein. Die schmucken Radler, die grünen Jäger voran. Sie sind umschwärmt von Erwachsenen und Kindern. Die kleinsten Kinder werden emporgehoben, daß sie die deutschen Soldaten sehen sollen, die tapferen, heldenhaften Erretter! Einen weiten Weg sind sie ja gegangen durch das flache Land, diese Soldaten, über das Eis von den Inseln her kam der mühsame Marsch, sie haben gekämpft, entbehrt und gefroren, und das alles für uns! Nun aber lacht die Sonne dazu und spendet Wärme. Deutsche Flugzeuge schwirren über dem Hafen, wo die Bolschewiken noch immer auf den Schiffen sitzen, weil sie vor lauter Eis nicht weiterkönnen. Sie schießen von ihren Schiffen auf die Flugzeuge — es sieht aber eher wie ein Spiel aus, wie die Schrappnells zerplatzen, so als geschehe es nur zur allgemeinen Freude. Es kann ja zu keinem ernstlichen Kampf mehr kommen an solch einem Glückstage. Auch ist in der fernen äußeren Welt etwas vor sich gegangen, das sich den Frieden zu Brest-Litowsk nennt.

Aber noch etwas anderes geschieht in der äußeren Welt: es werden Kirchenglocken geläutet. Es sind die Glocken des andern Volkes, und sie sagen: unsere Führer proklamieren heute die estnische Republik. Doch die Glocken verklingen und schrumpfen zusammen vor dem Lied im höheren Chor.

„Kannst du denn noch stehen, Irene," sagt Barbara, „ist es dir nicht zuviel?" Irene lacht nur, sie sieht viele Schlitten daherkommen, darauf sitzen blumengeschmückte Soldaten und junge

Mädchen, die jubeln und Hurra rufen! „O, die lieben Jungen," sagte Irene, „höre doch nur ihr Deutsch, ich kann mich nicht satt daran hören. Willkommen, Willkommen! Auch deine Blumen sind zu Ende?" – „Ach, wenn dein Bruder doch auch dabei wäre!" – „Es sind alles meine Brüder. Hoch Deutschland!" ruft Irene glücklich lachend. Schmal und fast knabenhaft schaut das junge Gesicht unter der Fellmütze hervor, es scheint nicht zum schweren Körper zu gehören, bewegt und glücklich ist es. „Ich muß doch dabei sein; glaubst du, der kleine Manstaff fühle das nicht mit?!" – „O, er fühlt es sicher, er wird ein mutiger und froher Junge werden!"

Artillerie, Kavallerie, rauschende deutsche Musik, der kommandierende General hoch zu Pferde. Der Jubel wird unendlich. Jetzt sind Barbara und Irene beim Ostenhausenschen Hause angelangt, Sie stehen auf der Treppe; neben ihnen am offenen Fenster sitzt Herr von Manstaff mit seiner Frau und Blandina: „In der Loge!" ruft er. „Und auf welch ein Schauspiel sehe ich!" Er schwenkt immerfort sein Taschentuch und ruft „Hurra", oder: „Morgen, Jungens, brav, Jungens, grüß euch Gott!" Und sie sehen lachend hinauf zu ihm, die grauen und grünen Jungen, und grüßen ihn strahlend. Und die Hände unzähliger Bekannten erheben sich winkend zu ihm, und da erkennt Herr von Manstaff eine ganze Reihe von bekannten Herren vom Adel, die sich versteckt gehalten haben, und die nun alle herausgekommen sind. „Sieh mal an, da seid ihr ja alle herausgekrochen! Sieh doch, Mamachen. Ist das nicht wunderbar! Ist das ein Traum, was wir da sehen, Frau Blandina, oder ist es ein Märchen?" – „Nein, es ist Wahrheit, und wir wollen die Ewigkeit in diesen Augenblick legen," sagt diese, „und selbst wenn es ein Traum wäre, er ist da, und hätten wir auch jahrzehntelang uns gequält und gewartet, um dieses Augenblicks willen lohnte es sich dennoch, zu leiden und lange zu harren!"

Oben beim Schloß, vor der alten Ordensburg, auf dem großen Platz, da haben die Radler Halt gemacht. Feldküchen dampfen, und während alles zur Mahlzeit vorbereitet wird, strömt es aus den Häusern der Hochstadt hervor. Kaffee, Tee, Gebäck und Kuchen wird in großen Massen von den Frauen und Mädchen herbeigetragen, und dann bleiben diese selben Frauen und Mädchen bei den Soldaten, sitzen und plaudern mit ihnen. Auch Barbara, die inzwischen zu Hause gewesen ist, ist mit einem mächtigen Korbe hier oben angelangt. Sie ist umgeben von einigen blutjungen Jägern, die sie staunend und bewundernd aus den blauen Augen anschauen.

Sie sitzt da, in ihrem kostbaren Pelzwerk, die großen Brillanten der Ohrgehänge blitzen im Sonnenschein, sie fragt und spricht und ißt mit den Soldaten von ihrer Feldsuppe. „Ja, wenn ich bitten darf, noch einen Teller, denn ich habe nie in meinem Leben eine bessere Suppe gegessen als diese." Ihre Augen leuchten. Sie gibt sich ganz dem Erleben hin.

Mit einem Male ertönen die großen, langsamen Glockenschläge der Kirche auf der Hochstadt. Wie klingen sie heute so ehrwürdig und voll! Die Kirche ist gefüllt von dankbaren, treuen Herzen, und der Prediger verliest den 126. Psalm: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden." Da ist es den Herzen, als wären diese Worte für sie gedichtet, und bei der Stelle: „Herr, bringe wieder unsere Gefangenen, wie du die Bäche wiederbringst im Mittagslande", da schlagen sie alle höher und gedenken der Lieben im fernen Lande; aber aus ihrer beseligten Stimmung heraus gedenken sie ihrer in vollem Glauben an ein Wiedersehen.

Die Soldaten auf dem Schloßplatze singen schöne, alte deutsche Volkslieder. Mächtig schwillt der Gesang an, denn nun wird er von Hunderten deutscher Stimmen begleitet, von hohen Kinderstimmen, von zarten Frauen- und tiefen Männerstimmen. Es ist ein gewaltiger Chor, dieser deutsche Chor, und seine großen, klaren Wellen spülen die Schmach und Qual und das Elend der letzten Jahre fort. Ja, frei von allen Schlacken, stark und fest hat sich der Glaube an deutsches Sein und deutsches Wesen herausgerettet aus aller Dunkelheit der Zeit!

Auf Barbara wirkt dieser Gesang gewaltig. Ihre Augen sind ganz groß geworden. In einer Pause streckt sie dem jungen Jäger neben sich die Hand entgegen: „Vergebt mir, ihr Guten," sagt sie, „ich habe bisher nicht so stark die Kraft des Deutschtums empfunden, es nicht so geliebt, wie ich sollte!" Der junge Mensch errötet, aber schüttelt doch treuherzig die dargereichte Hand: „Na, wenn Sie nur jetzt ganz deutsch sind", sagte er. „Ja, ganz deutsch", sagte Barbara voll Gefühl. Und wieder schwillt der Gesang an, Lied um Lied ertönt bis in die tiefe Dämmerung hinein, es ist, als müßten sich alle die Seelen nun endlich ganz frei singen. Und auch die deutschen Soldaten sind gepackt von der Stimmung und sagen, daß es ihnen zumute wäre, als wären sie in ein zweites Deutschland gekommen. O, der wunderbare Glanz dieser Stunden, alles, was schlecht und böse war in der Welt, ist dahingesunken! Jetzt weht

es wieder, das deutsche Banner, das treue Hände jahrhundertelang heil und rein erhalten haben. Die alte Zeit und die neue Zeit reichen sich die Hände, und unter der heiligen Brücke stehen sie, die Glücklich-Gläubigen. Leise, leise nur, ihr Engel da oben, laßt eure Geigen nur ganz zart tönen, weckt nicht die Seligen, die dahingehen wie die Träumenden . . .!

Der Vollmond leuchtet über der Stadt. Irene und ihre Mutter gehen über den Rathausplatz; von überall schallen ihnen die frischen, deutschen Stimmen entgegen. Blandina sagt: „Wieviel lebendiger ist nicht ihr Deutsch als das unsere, unseres ist wie eine Abstraktion dagegen." – „Nein, sage nichts gegen unser Deutsch, Mamachen, wir haben zuviel gelitten darum." Uber den Platz kommt Barbara daher, freudig lächelnd reicht sie den Freunden die Hände. Jetzt erst fällt es Irene auf, daß sie heute kein schwarzes Trauerkleid trägt und auch nicht ihre Schwesterntracht, sondern daß sie ein helles, graues Kostüm an hat. Barbaras Augen leuchten, während sie erzählt, daß sie schon das ganze Haus voll Einquartierung habe. Auch in den Salons sollten Feldgraue, die noch kein Quartier haben, in dieser Nacht schlafen. „Ich freue mich so sehr darüber, einige waren so müde, daß sie sich gleich hinlegten, und denkt euch, sie zogen sich die Stiefel aus und legten sich noch etwas unter ihre Füße!" – „Liebe Barbara!" sagte Irene.

Und die hohen Giebel recken sich und streben selbstbewußter zum Mond empor. Jetzt ist die Stunde dennoch da, denkt Blandina, daß das Deutsche die alte Stadt erlöst, jetzt haben die Häuser ihre deutsche Seele wiedererhalten! Der Abend steht vor ihr, da sie mit Asserin und Magnus im Mondschein durch die Stadt ging. Was machte ihr Freund, wie ging es ihm, wo war ihr Sohn? Getrennt war sie von diesen Lieben. Doch war an diesem Abend der Erfüllung keinerlei Schmerz in ihr; alles, was geschehen, war zu groß dazu.

Ein Trupp Soldaten ging vorbei und sang, sie suchten ihr angewiesenes Quartier und konnten es nicht finden. Sogleich erbot sich Barbara, ihnen behilflich zu sein.

„Mama," sagte Irene, „ich habe das Gefühl, daß es nun nie mehr ganz dunkel um mich werden kann, da ich das heute habe erleben dürfen. Ich habe einmal geglaubt, ich könne nicht glücklicher sein, als ich es war mit Hans, und nun habe ich gesehen, welch eine neue, große Art von Glück es noch gibt." – „Der Herr hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich!" sagte Blandina.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Geburt

Es waren schon zu verschiedenen Malen Nachrichten von den verschleppten Herren gekommen. Sie waren in Sibirien angelangt, die schwedische Botschaft war für sie eingestanden, und jetzt waren sie unter dem starken Schutze der Deutschen, und ihr Schicksal war auf der Friedenskonferenz festgelegt. Wenn die drohende Gefahr eines Massenmordes nun auch fast beseitigt erschien, so blieb doch die Sorge immer noch bestehen, wie sie die schwere, lange Reise, die schlechte Ernährung, ja das Hungern ertragen hätten? Es ward von mehreren berichtet, die erkrankt waren, und eines Tages kam die Trauerbotschaft, daß doch einige verstorben wären, teils unterwegs, teils im Hospital in Sibirien. Unter diesen letzteren ward auch Asserins Namen genannt. Manstaffs erfuhren die Trauerbotschaft zuerst. Frau von Manstaff wollte sogleich zu Blandina eilen, wurde jedoch von ihrem Manne davon zurückgehalten. Irene war so tief erschüttert, daß sie es gar nicht wagte, sich über die Grüße, die ihr von Hans übermittelt worden waren, zu freuen. Sie beriet sich mit den Schwiegereltern, wie es der Mutter mitzuteilen wäre, und schließlich entschloß man sich auf ihren Rat hin, es schriftlich zu tun. „Denn wie ich Mama verstehe," sagte sie, „ist es noch das Beste so. Es wäre mir auch so furchtbar, ihr Gesicht dabei zu sehen. Es wird ihr doch vielleicht leichter sein, wenn sie ganz allein ist. Ich will es ihr schreiben."

Als Blandina ein Brief von Irenen abgegeben wurde, erriet sie sogleich, daß er eine schwere Nachricht enthalten mußte. Als sie es gelesen, daß ihr Freund im fernen Lande im Hospital verschieden sei, da er die Strapazen der Reise und die Ernährung nicht ertragen habe, ging sie in ihr Zimmer und schloß sich ein. Sie blieb den ganzen Tag dort und entkleidete sich nicht zur Nacht. Am andern Tage ward ihr der Advokat des Verstorbenen gemeldet, und sie empfing ihn mit zwar weißem, doch beherrschtem Gesicht. Er schob sich schmal und dunkel, wie ein Schatten, mit seiner Mappe zur Tür herein und teilte ihr mit, daß Herr von Asserin ihr sein Vermögen vermacht habe. Er erschien ihr wie ein Bote von ihm, der ihr seinen letzten Beweis an Zuneigung und Vertrauen brachte.

Nun stand sie ganz allein da; der Letzte, der ihrer wirklich bedurfte, war von ihr gegangen. Wo blieb das Bindende an die Welt? Aber er war nicht gestorben, ohne ihr eine Verpflichtung

zu übergeben — sie stand als Verwalterin einer Macht da, die ihm gehört hatte. Sie gedachte jenes Traumes, von dem sie ihm gesprochen, und da wußte sie, daß er noch über seinen Tod hinaus ihr Leben bestimmt hatte!

*

Im Manstaffschen Hause hatte sich seit dem Morgengrauen das regste Leben entfaltet, denn die junge Frau war heute morgen mit Wehen erwacht. Arzt, Hebamme, Pflegerin, alle waren sie schon gekommen; die Frauen blieben, energisch von Frau von Manstaff dirigiert, da. Es wurde ein Bad vorbereitet, besondere Speisen gekocht, Wäschestücke hin- und hergetragen, und obwohl alles schon seit Wochen auf das beste vorbereitet war, sah es doch so aus, als ob die Haupttätigkeit erst für diesen Tag aufgespart geblieben wäre.

Herr von Manstaff saß allein im Saal. Er mußte jenes Tages gedenken, da ihm ein Sohn geboren worden war. Ja, so sehr war es dieselbe Stimmung, daß es ihm erschien, als wiederhole sich das Leben. Wieder empfand er jenes Gefühl von Verzweiflung, und wenn er sich damals als ganz verwerflich erschienen war, daß seine Frau so litt und er nichts dazu tun könnte, ihr zu helfen, so empfand er heute ganz besonders bitter seine körperliche Unfähigkeit, die ihn selbst daran hinderte, aufzustehen und zu fragen, wie es Irene ginge. Er mußte geduldig warten, bis wieder jemand durch den Saal eilte. Freilich kam dieses häufig genug vor, und meistens war es seine Frau, die vorüberging. Die fragte er dann ganz demütig, wie es mit Irenen stand. „Ach Gott, Theodor," ward ihm zur Antwort, „was wißt ihr denn, ihr Männer, es fängt doch eben erst an." Er konnte nicht behaupten, daß diese Antwort gerade beruhigend auf ihn wirkte. Er hatte schon ganz die Hoffnung aufgegeben, Irene heute zu sehen und ihr einige liebevolle Worte zu sagen, als sie, zu seinem größten Erstaunen, selbst im Saal erschien, sorgsam von Frau von Manstaff hereingeführt. „Irenchen," rief er, „Herzenskind, da bist du ja! Störe ich, soll ich fort?" — „O, nein, Papa, ich freue mich, dich zu sehen." Irene sprach freundlich, aber ihre Stimme klang matt, sie schien kurzatmig zu sein. Sie trug ein hellblaues, schleppendes Morgenkleid, und ihr Gesicht war blaß. „Sie soll ein wenig auf und nieder gehen," sagte Frau von Manstaff, „paß hübsch auf auf sie." — „Aber so laßt uns doch nicht allein," rief Herr von Manstaff ihr nach, „schick doch eine von den Frauenzimmern herein!" Irene lächelte und sagte, daß sie ganz sicher auf den Beinen sei. Langsam begann sie dahinzugehen, aber immer nach ein paar Schritten blieb sie stehen, und ihr Gesicht verzog sich sonder-

bar dabei. Einmal krampften ihre Finger sich in die blaue Seide des Vorhanges, und sie stöhnte auf. Wie ein Echo erfolgte sogleich ein Aufstöhnen ihres Schwiegervaters. „Aber nein, Papachen," bat sie, „achte nicht so auf mich, dann ist es mir so furchtbar schwer, mich zusammenzunehmen. Erzähl' mir lieber von Hans. War er eigentlich auch unartig, als er ein kleiner Junge war?" — „Und ob," sagte Herr von Manstaff, „er war doch ein echter Junge. Aber bösartig war er natürlich nie, er war nur eigenwillig, hatte seinen Kopf für sich. Einmal hat er zwei alten Frauen zwei von Mamas kleinen Ferkeln verschenkt, regelrecht weggegeben! Was glaubst du wohl, was das für ein Skandal war? Aber alle Leute baten für ihn. Einmal wollte er nicht bei seinem Hauslehrer lernen; er ist ein Feigling, sagte er, und hat gelogen. Da war nichts zu machen." — „Und?" — „Nun ja, er bekam einen andern Lehrer." — „Lieber Hans!" sagte Irene leise. Dann mußte sie wieder aufstöhnen. Frau von Manstaff kam herein, umfaßte sie und drückte sie auf einen Stuhl nieder. „Herzenskind, es geht gleich vorüber, gleich. Ja, ja, so ist es." Sie hat eine Art zu sprechen, als habe sie jeden Tag ihres Lebens ein Kind zur Welt gebracht, dachte ihr Mann. „Hol's der Kuckuck, scheußlich!" murmelte er für sich hin. „Der arme Kleine wird seinen Vater nicht sehen", stieß Irene hervor. „Aber, Kind," rief Herr von Manstaff, „er wird ihn schon sehen, das heißt sie, denn wenn es nun eine kleine Manstaffin sein sollte? —" Beide Frauen lächelten. Als wäre ich ein Idiot, dachte er.

Auf Irenens Wunsch hin war Blandina nicht gleich am Morgen früh benachrichtigt worden, sondern erst, als Irene sich schon in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, wurde nach ihr geschickt. „Mama," sagte Irene, „versprich es mir, wenn der Junge da ist, so soll er noch am ersten Tage seines Lebens einem deutschen Soldaten in den Arm gelegt werden!" Irene hatte dieses schon allen gesagt. „Wenn es doch Magnus wäre," sagte sie, „wenn er doch heute ankäme, könnte es nicht sein?" — „Ich glaube, daß er unterwegs ist", meinte Blandina.

Gegen Nachmittag kam Barbara. Als sie hörte, daß die Wehen schon vorgeschritten wären, wollte sie sich zurückziehen, aber Herr von Manstaff bat sie inständig, doch bei ihm zu bleiben. Auch seine Frau schloß sich dieser Bitte an. „Ja, bleiben Sie doch, der arme Manstaff wird schließlich noch ganz unausstehlich werden, wenn er sich so ganz selbst überlassen bleibt. Ich kann ja heute natürlich keinen Augenblick bei ihm sein, ich kann nur dafür sorgen, daß er

viel zu essen hat." – „Ja, aber warum soll ich denn heute so viel essen, Mamachen?" Frau von Manstaff sah Barbara mit einem Blick an, als dächte sie: die Männer sind doch immer zu dumm, nicht wahr? Sie nickte Barbara freundlich zu und eilte wieder hinaus. „Immer haben die Frauen auch Halluzinationen", sagte Herr von Manstaff. „Was hat meine Frau eigentlich dabei so viel zu leisten? Die Qual von Irenchen ist ja furchtbar, aber wozu macht meine Frau so, als mache sie das alles selbst durch?" – „Das sind keine Halluzinationen," sagte Barbara lächelnd, „Ihre Frau hat wirklich recht, daß heute alles auf ihr lastet. Und außerdem – sie lebt das doch alles." – „Und wir männlichen Idioten, wir stumpfen das alles wohl nur so durch?"

„Wenn Magnus heute kommt," sagte Irene in einem eigensinnigen Ton, „dann soll es mir ein Zeichen sein, daß auch Hans bald kommt." – „Wozu dieser Zusammenhang?" fragte Blandina sanft. Sie kniete vor Irenens Bett und hielt ihr das Kreuz. Irene litt schwer. Frau von Manstaff konnte das Leiden nicht lange ertragen, unter irgendeinem Vorwande ging sie immer wieder hinaus, aber Blandinas Hände halfen und linderten. Grausame Stunden gingen dahin. Der Arzt wartete im Nebenzimmer. Ab und zu kam er, prüfte den Puls der jungen Frau und den Herzschlag des Kindes. Langes, banges Erwarten.

Herr von Manstaff und Barbara spielten schon die dritte Partie Schach. Es geschah, daß die tiefe Stille um sie bisweilen unterbrochen wurde von einem Schrei, der durch die beiden Zimmer zu ihnen drang. Dann zitterte die Hand mit der Schachfigur, und Herrn von Manstaffs Gesicht verzerrte sich. Barbara aber horchte mit eigentümlich fragender und zitternder Seele auf diesen Ton des Lebendigen. Die Abendsonne fiel schon schräg in das große Zimmer. „Machen wir eine Pause," sagte Herr von Manstaff, „und seien Sie ein guter Engel und geben Sie mir meine Pfeife." Sie gab ihm das Gewünschte und stellte sich dann ans Fenster und schaute auf die vergoldete Stadt herunter. Da schellte es laut. „Jetzt womöglich noch unnütze Gäste!" rief Herr von Manstaff. Ein fester Schritt – und ein deutscher Soldat stand mitten im Saal. Er hatte den Helm nicht abgenommen, stand stramm da und grüßte militärisch. „Ist es möglich," rief Herr von Manstaff, „Magnus?! Mein lieber Junge, Sie kommen ja gerade zur rechten Zeit. Da drinnen wird nämlich ein Mensch geboren." – „Ich hörte es schon", sagte Magnus. Er bemerkte erst jetzt die hohe Gestalt in der Schwesterntracht. Sie hatte sich gewandt, und das erste, was

er sah, waren große, aufleuchtende Augen. „Barbara!" rief Magnus wie ungläubig. Sie reichten sich die Hand, sahen sich prüfend an, als suchten sie die neue Verkleidung des Lebens, in der sie beide standen, zu durchdringen. Die große Zeit mit ihrem ungeheuerlichen Inhalt, das viele Erleben hatte eine neue Distanz zwischen sie gesetzt. Doch während sie beide dieses fühlten, blieb sein Blick fest und forschend, sie aber senkte den ihren, wie von Unruhe erfaßt.

Magnus setzte sich, nachdem er erfahren, daß er Mutter und Schwester doch eben noch nicht begrüßen konnte. Das kürzlich Erlebte drängte sich vor. Herr von Manstaff erzählte von der Verschleppung der Herren, vom Einzug der Deutschen. Sie sprachen bedauernd über Asserins Tod. Schnell, doch gedämpft sprach der alte Herr. Doch da wurde er wieder unterbrochen von einem aus der Ferne dahertönenden, besonders lauten Schrei. Alle fuhren zusammen. Unwillkürlich sahen Magnus und Barbara sich an — tief erglühend senkte sie den Kopf.

Gedachte sie jenes Abends, da sie vor dem grandiosen Schauspiel des blutenden Sonnenuntergangs über ihre Hoffnung gesprochen hatte? Ja, alles stand ihr mit einem Male so klar vor der Seele, daß eine Welle des Schmerzes, zugleich aber auch ein unerklärliches Gefühl sie überströmte. Er aber hatte seit dem Tage, da er die Heimat verließ, sich soviel geformt an neuen Eindrücken, daß er nicht an jenen Augenblick mehr anknüpfen konnte. Er hatte voll Mitleid ihrer gedacht und sie sich vorgestellt in schleppenden Gewändern und mit einem erloschenen Blick. Nun hatten ihm ihre Augen entgegengeleuchtet. Ein Gesicht, das ihn an jene Barbara, die ihm Freundin gewesen war, so sehr erinnerte, und das doch so anders geworden war, so viel mehr ausdrückte, sah ihn teilnahmsvoll an. Er hätte es nicht in Worte fassen können, was ihm ihr vertrautes Gesicht so neu machte. Sie sprach kaum, aber er fühlte immer ihren Blick auf sich ruhen.

„Aber Sie, Magnus, Sie kommen ja aus dem Lande der Erfüllung, und nun müssen Sie erzählen!" rief Herr von Manstaff. Magnus strich sich mit der Hand über die Stirn. Es war dies eine Gebärde, die Barbara von früher an ihm kannte, aber sie schien ihr wie bedeutungsvoller geworden. War seine Hand wirklich fester geworden, oder erschien sie ihr nur so, weil sie jetzt gebräunt war? War es wirklich, daß er männlicher, gefaßter erschien? Der früher so träumerische Blick seiner hellen Augen war zur klaren

Tiefe gewandelt. Sie fühlte das alles, während Magnus sprach, und erst als Herr von Manstaff es verstand, durch geschickte Fragen viel aus Deutschland aus ihm hervorzulocken, begann sie auf den Sinn seiner Worte zu achten. Er sprach davon, wie Deutschland ihm erschienen wäre, und da klang ihr aus seinen Worten ein Ton entgegen, der ihr fremd war und ihr weh tat bei ihm: es schien nicht mehr dieselbe Zuversicht, dasselbe bedingungslose Vertrauen wie früher in ihm zu sein. Es war, als habe sich bei ihm ein leichter Zweifel, ja eine Enttäuschung über Deutschland und den deutschen Menschen eingeschlichen. Er sprach von dem klaffenden Gegensatz zwischen Front und Reich, von der Zerrissenheit der Parteien, er erzählte von den vielen Gegnern des Krieges, die aus Verzagtheit ein Ende wünschten, aber er berichtete auch von warnenden Stimmen, die sich gegen Regierung und Heeresverwaltung richteten. Er erzählte auch Einzelheiten, bei denen Herrn von Manstaffs Gesicht sich verfinsterte. Er sprach von diesen Dingen mit einer leiseren und schmerzlichen Stimme. Er hatte den Kopf zurückgelehnt dabei, und die Augen halb geschlossen, sah er in die abendliche Ferne vor ihm. In dem goldigen Abendschein, der den Raum erfüllte, sahen seine Züge wie gemeißelt aus. Barbara sah um seinen Mund Linien, die von Weh redeten, und ein brennendes Mitgefühl erwachte in ihr. Sie fühlte es mit aller Kraft, wie er um alles das, von dem er nur so leise und zurückhaltend sprechen konnte, gelitten hatte. Die Sehnsucht erwachte in ihr, ihm zu helfen. Ihr Herz begann zu klopfen.

„Es war also doch nicht so ganz das gelobte Land?" fragte Herr von Manstaff; „das Deutschland, das wir im Herzen trugen, das hat mir auch zuweilen geschwant, ist wohl mehr eine platonische Idee gewesen? Aus der Ferne hört man ja nur die lauteren Töne und sieht nur die ragenderen Spitzen — so klang Deutschland zu uns herüber." — „Aber nein," sagte Barbara, und ihre Stimme war erregt und warm, „so dürfen wir es doch nicht auffassen, nun, da Deutschland an uns heranrückt. Es trägt natürlich, wie jede Lebenserscheinung, Fehler, Makel — wie könnte es überhaupt anders sein? Aber gerade, weil wir jetzt die Sonnenflecke sehen, so sollten wir, die doch immer glaubend und hoffend himmelhoch auflohten bei der Phantasieschöpfung unseres Deutschlands, jetzt am wirklichen Deutschland uns beweisen. Mit unserem Herzen und unserer Liebe sollten wir zu allem Stellung nehmen. Sind wir denn fehlerlos? Wie dürfen wir da sprechen von Enttäuschungen?"

Magnus sah sie an, groß und staunend. Sie fuhr fort: „Etwas vom deutschen Volke ist an mich herangetreten in dieser Zeit, ich habe mit unzähligen deutschen Männern, einfachen und gebildeten, gesprochen. Ich muß sagen, ich bin so gewonnen worden, wie ich es kaum geglaubt! Was sind das für einfache, liebe und gute Menschen, kindlich sind sie in ihrer Treuherzigkeit. Wie wenig Falsch ist in ihnen." – „Sie haben recht, gewiß haben Sie recht," rief Herr von Manstaff, „von einer Phantasieschöpfung zu reden. Kein Volk besteht nur aus Helden und Riesen, nicht wahr, Magnus?"

Magnus nickte ihm zu, doch sah er immer noch mit staunend frohem Blick auf Barbara hin. „Wir haben ja früher so oft davon gesprochen, daß wir Balten jetzt an einem Scheidewege stehen", fuhr Herr von Manstaff fort. „Es hieß für uns immer nur, entweder untergehen oder aufgehen. Wären wir bei dem fremden Volke geblieben, und sollte das Schicksal wollen, daß wir wieder zu ihm zurückfielen, so hieße das ein allmähliches Untergehen; bleibt es jedoch so überschwenglich gut, wie es eben ist, so werden wir doch schließlich aufgehen in etwas Größerem." – „Dann würde aber das eigentliche Baltentum ausgeklungen sein?" fragte Barbara. – „Das Baltentum, wie es bisher bestanden hat, als Lebenserscheinung, als ein Lebensgebilde, wird doch wohl unter allen Umständen sein Ende gefunden haben?" meinte Magnus. – „Nun, dann strömen wir eben wieder in das große Deutschtum zurück, aus dem wir gekommen sind," sagte Herr von Manstaff, „und ich denke, wir bringen dahin auch etwas mit! Bedeuten wir nicht auch etwas?" Aber bevor Magnus oder Barbara noch ein Wort erwidern konnten, hörten sie ein Geräusch hinter der Tür und wandten sich.

Die Flügeltüren öffneten sich, und ein Zug, der einer Prozession ähnlich sah, kam zu ihnen herein. Voran ging Frau von Manstaff, würdevoll schreitend; hinter ihr kam eine Frau mit einem weiß und blau schimmernden Päckchen auf dem Arm, darauf folgten Blandina und noch einige fremde Frauen. „Er ist da!" rief Frau von Manstaff, auf ihren Mann zugehend. Da sah sie Magnus und stutzte. „Ja, und der deutsche Soldat ist auch schon da, es in Empfang zu nehmen, ganz wie die junge Mutter es bestellt hat", rief Herr von Manstaff. „Übergebt den kleinen Manstaff dem Feldgrauen!"

Magnus trat vor und empfing das Kind auf seinen Armen. Er stand gerade da und sah herunter in ein rotes, runzliges Ge-

sichtchen. „Für Gott, König und Vaterland!" sagte er laut. „Amen!" rief Herr von Manstaff, wie ihm das Kind gebracht wurde: „Wahrhaftig, er lacht mich an, nein, seht doch den Jungen!" — „Nicht wahr, Papachen, ein wundervolles Kind!" rief Frau von Manstaff.

Blandina umarmte ihren Sohn. Sie wollte ihn noch nicht heute zu Irene hereinführen, da diese noch zu schwach war. Auch Blandina hatte der große Tag ermüdet. Barbara war gleich, nachdem auch sie das kleine Kind begrüßt hatte, hinausgegangen. Als Blandina und Magnus nach Hause gingen, sagte er, zärtlich den Arm der Mutter an sich drückend: „Aber e r ist nicht mehr unter uns!" Blandina seufzte schwer. „Was für eine Zeit ist das doch, Mama; es ist mir so, als wäre ich durch viele Leben hindurchgegangen. Aber erst jetzt, da mir mein Leben nicht mehr selbst gehört, fühle ich es wirklich in aller Kraft."

S i e b e n u n d z w a n z i g s t e s K a p i t e l

Die Rückkehr

Es war in ganz früher Morgenstunde, als sich die Angehörigen am Bahnhof versammelten. Die Luft war dünn und frisch, die Stadt lag noch im Schlummer. Die Sonne aber stand beschützend über all den Erwartenden.

Die Manstaffs kamen angefahren, auch Irene, und sie hatten die Hände voll Blumen. Frau von Manstaff trug ein helles Frühjahrskostüm, aber sie hatte einen dichten Schleier vorgezogen, denn sie konnte die Muskeln ihres Gesichtes heute nicht genügend beherrschen. Diener und Rollstuhl warteten schon hier. Auch Blandina trat ihnen entgegen. Sie wurden von allen Seiten begrüßt und gingen dann zusammen auf den Bahnsteig, der für die Angehörigen reserviert war. Hier umgab sie ein dichtes Gedränge von Bekannten. Ernste, bewegte Gesichter, vielfach fast noch ein ungläubiges Staunen: war es denn wirklich möglich, daß der erwartete Zug ihnen die lieben Verschleppten zurückbringen würde? Sie wußten es schon seit Wochen, daß der Zug aus Sibirien abgegangen war, und doch schien es ihnen wunderbar, was sie heute erleben sollten.

Der Bahnhof war umstellt von deutschen Soldaten, auch eine Musikkapelle war da. Nun kamen die militärischen Spitzen in Automobilen angefahren. Ins Gedränge mischten sich die Uniformen, von allen Seiten in freudigster Dankbarkeit begrüßt.

Hinter dem Eisengitter, das sich längs dem Bahnsteig hinzog, warteten die Freunde und Bekannten, denn nur die nahen Angehörigen hatten, der Enge des Raumes wegen, Karten zum Bahnsteig erhalten können. Hier standen auch Barbara und die Bergs, die ihre Kinder mitgenommen hatten, weil diese es doch auch erleben wollten, wie der liebe Herr von Manstaff zurückkam. Barbara hatte zwar niemanden ihres Blutes zu erwarten, und doch, wie hoch schlug ihr Herz! Je näher der Augenblick kam, daß der Zug erwartet werden konnte, um so mehr wuchs es ihr ins Ungeheuerliche, daß diejenigen, die sie alle mit so viel Sorge und Schmerz in die Verbannung hatten dahingehen sehen, nun wirklich heimkehrten.

Unter den deutschen Soldaten, die als Wache auf dem Bahnsteig standen, fiel ihr einer auf. Seine Haltung war fest und stramm. Da erkannte sie an einer Bewegung, die ihm dennoch entging, so sehr er auch danach strebte, seine Gebärde zu beherrschen, daß es Magnus war. Im selben Augenblick, da sie ihn erkannte, strömte ihr das Blut zum Herzen. Sie verfolgte mit einer heißen Scheu die Zeichnung seiner Gestalt, die Haltung seines Körpers. Sie fühlte es, daß er ihr gefiel, und dies Gefühl kam so stark und neu über sie, daß sie erschrak. In instinktiver Furcht schob sie es zuerst zurück, und dennoch empfand ihr Blut es wie ein Glück. Es ward wieder Frühling in ihr. Und obwohl sie sich dem noch nicht hingab, es noch nicht an sich zu nehmen wagte, spiegelte doch ihre Bewegung sich so lebhaft auf ihrem Gesichte wider, daß eines der Bergschen Kinder fragte, warum denn die Tante Barbara so rot wäre und mit einem Male ein so sonderbares Gesicht mache? Da setzte die Musik ein. Große Bewegung und Unruhe unter den Wartenden. Der lange Pfiff einer Lokomotive, ein Rascheln, Fauchen — und der Zug rollte heran.

Wo sind sie, wo sind sie? ruft alles: Da — sie steigen aus, und seht doch, wie sie aussehen! Viele sind fast unkenntlich, denn die, die bartlos waren, haben sich nun Bärte wachsen lassen. Sie tragen teils fremde Kleidung, sibirische Pelze, große Fellmützen. Sie reichen ihr Gepäck heraus, unförmliche Säcke, zusammengeschnürte Packen, die sie bei sich hatten, denn sie sind zurückgekommen in leeren Wagen, wo sie auf ihren Matratzen gelegen haben. Ein Sichsuchen, Aneinandervorbeistürmen, ein Sichfinden und Einander-in-die-Arme-Sinken! Ein Aufschluchzen der Freude. Da haben sie ihre Männer wieder, die Frauen, die Mütter ihre Söhne, die Geschwister ihre Brüder! Sie können sich nicht satt

sehen an ihnen. Sonst beherrschte Männer sinken einander in die Arme und küssen sich unter Weinen und Lachen.

Nun drängen sie alle vom Bahnsteig heraus, aber die Begrüßung dauert noch immer fort, denn hier draußen warten ja so viele Freunde und gute Bekannte. Alles ist eine große Bewegung der Freude und Dankbarkeit. Irene und Hans gehen Arm und Arm daher, dahinter die strahlenden Eltern. Blandina ist ernst und doch so sehr bewegt. Sie hat ja den nicht wiedergesehen, den sie so gern heute an ihr Herz gedrückt hätte, und doch, wie erfreut ist auch sie. Magnus trägt Hans' Gepäck und seine Matratze, die ihm ein treuer Reisebegleiter gewesen ist. Die Bergschen Kinder jubeln über Hans' langen Bart und seine bäuerische Tracht. Und sein Gesicht strahlt. Breit und gesund steht er da und schüttelt viele, viele Hände.

Da — eine Stimme sucht sich Bahn zu brechen durch das Stimmengewirr. Die Herren erkennen sie sogleich, diese Stimme, die so oft zu ihnen gesprochen hat in der Verbannung. — Es ist die Stimme ihres Predigers, der treu mit ihnen gegangen ist, obwohl er hätte befreit werden können. Der Geistliche steht auf einer Treppe, allen sichtbar und redet, und um ihn drängen sich ein letztes Mal seine verschleppten Freunde. Er spricht von dem unendlichen Glück, daß sie jetzt das erleben, daß Gott sie in seiner Gnade wieder zurückgeführt hat in eine Heimat, die so schön ist, wie nur ihr Traum sie ersehnt hat. Er spricht von Gottes Schutz, der immer über ihnen gewaltet, er faltet die Hände und betet, und alle die vielen Männerhäupter um ihn herum entblößen sich. In großen Worten dankt er Gott, der sie nicht verlassen hat. Dann erhebt er die Stimme, und alle Stimmen fallen ein, und auch die Militärmusik spielt mit. Laut schallt es über den Platz:

Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten,
Er waltet und schaltet ein strenges Gericht.
Er läßt von den Schlechten die Guten nicht knechten,
Sein Name sei gelobt, er vergißt unser nicht!

Alle Herzen sind erhoben, alle sind eins in einer Empfindung der Dankbarkeit. Es hat sie alle das Gleiche umwoben. Sie alle wissen, daß sie in der Erfüllung eines Wunders stehen. Groß durchrauscht es ihre Seelen, daß sie alle, die so viel gelitten, dessen gewürdigt sind. Was auch die Zukunft ihnen noch bringen mag — sie haben einmal das Wunder erlebt! — —

Hans und Irene fuhren Hand in Hand zur Hochstadt hinauf. Ihr Gesicht leuchtete: nun hatte das Kind seinen Vater, hatte Neu-Allen seinen Herrn wieder. Sie konnten sich nicht satt sehen aneinander. Er erschien ihr so seltsam fremd, ihr Hans, der doch so ganz ihr Hans ist, mit seinem langen, sibirischen Bart. „Aber schmal bist du, Irenchen," sagte er, „und doch, wie schön. Ich hatte fast vergessen, wie schön meine Frau ist."

Hinter ihnen fuhren Herr und Frau von Manstaff. Jetzt hatte sie den blauen Schleier aufgeschlagen, der im Morgenwinde wehte. Die Militärautos fuhren an ihnen vorüber. Frau von Manstaff lächelte und grüßte verbindlich. „Der General hat mir gesagt," sagte Herr von Manstaff, „es sei für ihn einer der größten Augenblicke des Krieges gewesen, diese Rückkehr unserer Herren zu erleben." – „Aber natürlich", meinte seine Frau; „überhaupt werden die Deutschen noch sehr viel von uns lernen können." – –

Magnus und Barbara gingen auf der Promenade dahin. Nur ab und zu begegneten ihnen Menschen, die erstaunt zu sein schienen, so früh am Morgen schon Spaziergänger zu sehen. Die Luft war erwärmt, die Sonne schien siegreich. „Wollen wir noch nicht in die Stadt hineingehen?" bat er. Sie hatten lebhaft gesprochen, noch in der nachzitternden Erregung der großen Stunde. Nun schwiegen sie. Es war etwas zwischen ihnen aufgestiegen. Ihre Herzen klopften schneller. Unwillkürlich beschleunigten sie den Schritt, als wollten sie davor flüchten; aber das Etwas blieb ja nicht hinter ihnen, sondern kam im Gegenteil gerade auf sie zu. Sie sahen die See, blau, frisch, zu ihnen herübergrüßen. „Wollen wir hingehen und uns ein wenig auf die Steine setzen!" entschied er. Sie stiegen zur See hinab.

Er saß ein wenig tiefer als sie. Er nahm den Helm ab. Ja, das war Magnus. Er erschien ihr jetzt wieder ganz vertraut, alles erkannte sie wieder, und doch – er war gewandelt. Sie sah, daß alles, was sie immer schon an ihm gefühlt, jetzt zu leben begann. Er blickte über die See dahin und kniff, leicht geblendet, die Augen ein wenig zusammen. Sie wußte, wenn er jetzt sprechen würde, mußte er bis ans Innerste, ans Wesentliche heran. Dennoch erschrak sie, als er vorsichtig und zurückhaltend, mit gedämpftem Ton sagte: „Ich hätte nicht geglaubt, Sie so wiederzusehen." Eine heiße Welle stürmte durch ihr Herz. Sie preßte die Hände ineinander. Sie verstand ganz den Sinn seiner Worte und antwortete aus ihrer Wahrheit heraus: „Ich war lange Zeit tot." So entstand ein kurzes Schweigen zwischen ihnen, wie ein Atemanhalten;

dann sagte er, und es klang weich und leise, und immer noch in zartester Schonung: „Sie haben ihn sehr geliebt —?" — „Ja, Magnus. Und ich habe es — ganz gelebt . . . alle Freude und allen Schmerz." Es ward still zwischen ihnen.

Die See rauschte. Sie sprach in ihrer ewigen Sprache, die kein Mensch versteht, und die doch jeder so tief empfindet, der sie liebt. Sie hörten beide dem großen Liede zu, und doch war es, als horchten sie noch auf etwas ganz anderes. Suchte das eine Herz den Ton des anderen zu erspähen? Barbara war es, sie dürfe sich nicht regen. Sie preßte die Arme an den Körper. In einer entfernten Region ihres Bewußtseins erstand etwas, das ihr Furcht einflößen wollte, es schien zu fragen, ob sie nicht entwertet wäre für ihn . . .? Sie sah es an . . . aber ihr Herz glaubte nicht daran. Sie sah ein Zucken in Magnus' Gesicht, wie Weh, wie Unsicherheit . . .? Da riß es sie glühend empor, da verwischte sich ihr alles Gewesene, nur dieser Augenblick war da. Sie hob die Hände, drückte sie an die Brust und stammelte: „Magnus! O — sehen Sie mich an!?"

Er wandte sich und sah ihr Gesicht. Da war es ihm, er hätte sie noch nie gesehen, nie noch ganz gesehen; und er konnte dies Gesicht auch noch nie gesehen haben, denn es war eben erst für ihn geboren worden. Schreck — Freude — jähe Ergriffenheit faßten ihn! Mit einem seltsamen Laut, der kein Wort war und kaum ein wirklicher Ton, beugte er sich vor, ergriff ihre Hände und zog sie zu sich; ihr weicher Körper sank gegen ihn.

Sie lehnte sich an ihn. Immer wieder strömten ihr Tränen übers Gesicht. „Vergib mir", bat sie. Die Tränen hatten sich ihr gelöst, als er ihr Gesicht berührt und leicht gestreichelt hatte, da fühlte sie, daß sie nun dem gütigen Verstehen eines Freundes anvertraut war. „Frieden . . ." sagte sie einmal und: „Heimat." Dann: „Daß ich schon wieder lieben kann . . .?!" Sie schien es selbst kaum zu wissen, was sie sagte, sprach mit geschlossenen Augen verwehte Worte. Sie sagte auch noch: „Daß ich dir doch ähnlicher werden könnte!" Da hob er ihre weichen Hände zu seiner Stirn, und als sie sein Gesicht wiedersah, da leuchteten und lachten seine Augen: „O, bleibe doch wie du bist, Barbara!"

Sie gingen Arm in Arm längs der Promenade dahin. Ihre Gesichter waren bewegt, und doch lag es wie Frieden über ihnen. Sie sprachen davon, daß Magnus bald wieder reisen müßte, und daß seine Mutter ihn begleiten würde, um ihre neue Lebensaufgabe in Deutschland zu beginnen, Barbara sagte, daß sie fortan

da sein wolle, wo er sei. Sein Gesicht wurde sehr ernst, als er sagte: „Du darfst es nicht vergessen, daß ich jetzt nicht dir und nicht mir gehöre, sondern meinem neuen Vaterlande." – „Unserem Vaterlande", sagte Barbara warm. „Seine Freuden sollen meine Freuden und sein Leid mein Leid werden! O, Magnus, wie groß darf nun unser Leben auswachsen, da uns ein Vaterland geschenkt worden ist!"

*

In Blandina war Abschiedsstimmung. Sie fühlte, daß eine Epoche sich ihr schloß. Sie ging zur alten Kirche und trat in die kleine Kapelle. Eine Sehnsucht hatte sie erfaßt nach dem Anblick jenes altertümlichen Altarschreins, den ihr Freund so geliebt.

Nun stand sie vor dem Bilde und sah mit großen Augen darauf hin. Und allmählich war es, als lösten sich die Figuren; Kaiser und Papst, Ritter und Bürger und schöne Frauen, sie alle begannen sich zu bewegen und leicht und leise dahinzutanzen, nach einer verklingenden, wehmütigen Melodie.

Die Sonne stand schon tief, und die roten Strahlen erfüllten den altertümlichen Raum. Sie ließen die Farben des Bildes aufleuchten, das sich gewandelt zu haben schien zu einem Sinnbild des großen Geschehens der Welt, wie dieses sich auslebt in beständigem Wechsel. Denn wie der Tod hier Mensch um Mensch ablöste, so versank Zeit um Zeit, und Völkerschicksal und Form ging dahin. Wie die bunten Figuren im Kaleidoskop sich zusammenfinden und wieder auseinanderfallen, so erschien es Blandina, als hätte sie die Bilder der Welt in ihrem Zusammenschluß und Wiederauseinandergleiten vor sich gesehen. Zeitlos stand sie da, um sie wogten die Nebel. Etwas von dem Sinn aller Geschichte hatte ihre Seele gestreift. Ja, es war vieles aufgerauscht, und vieles war wieder verklungen. Aber wie sie so hier stand in den roten Abendstrahlen, vor dem Bilde des Totentanzes, mit einer wachen Seele, in der alles nachzitterte, was Schicksal war, fühlte sie das Wehen des Geistes.

– Ende –

Druck von Hoffmann & Reiber in Görlitz.